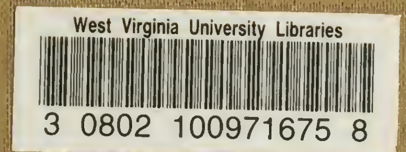


Carl Thiersch

Sein Leben

Dargestellt

von

Justus Thiersch



1 9 2 2

Leipzig · Johann Ambrosius Barth





C. Thiersch

Carl Thiersch

Sein Leben

Dargestellt von

Justus Thiersch

Mit vier Bildnissen



1 9 2 2

Leipzig · Verlag von Johann Ambrosius Barth

Druck von
C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig
804322

*

Meiner Mutter

zugeeignet

*

Vorwort.

Carl Thierschs Leben ist bald nach seinem Heimgang, im Jahre 1895, durch vortreffliche Nachrufe von Kollegen und Schülern, vor allem von seinem langjährigen Assistenten H. Helferich, ferner von A. v. Bardeleben, A. Landerer und W. His gewürdigt worden. Aber diese Nachrufe sind in Zeitschriften verstreut und dem großen Publikum, selbst dem medizinischen, schwer zugänglich. Der Wunsch nach einer eingehenden Lebensbeschreibung ist deswegen immer wieder laut geworden, und viele der noch heute lebenden Schüler würden, wie ich aus vielen Zuschriften ersehe, eine solche dankbar begrüßen. Denn Thiersch war ihnen nicht nur ein verehrter Lehrer, sondern durch seine Persönlichkeit ein Wegweiser für das ganze Leben.

Unter seinen Assistenten hat sich keiner gefunden, der diese Aufgabe übernommen hätte. Viele sind schon vor ihm dahingegangen; andere hat der Strom des Lebens weit hinweggeführt oder sie fanden in der Berufstätigkeit nicht die Muße dazu; so habe ich mich, wenn auch widerstrebend, entschlossen, das Bild des eigenen Vaters zu zeichnen.

Briefliches Material, wie es bei Lebensbeschreibungen erwünscht ist, stand außer interessanten Briefen aus der Jugend- und Dozentenzeit, wenig zur Verfügung und das ist zu bedauern. Aber auch mit dem, was vorliegt, hoffe ich den Ansprüchen der Leser zu genügen.

Das Leben eines vielerfahrenen Arztes birgt von selbst einen ernsten Inhalt. An dem Wissen Carl Thierschs, seinem Forschungstrieb, der Art zu arbeiten und der Ethik des Denkens soll die jüngere Generation lernen. Daneben mögen sie sich erfreuen an seinem treffenden Urteil, sei es nun gekleidet in das Gewand eines liebenswürdigen Humors oder beißenden Spottes. Thiersch galt in weiten Kreisen als

ein Weiser. Ob es gelingt, ihn als einen solchen der Nachwelt nahezubringen, steht dahin. Die ihn noch gekannt haben, werden bei dem Lesen seiner Aussprüche, die in der Hauptsache im vorletzten Kapitel zusammengestellt sind, den klugen Menschenkenner wiederfinden.

Die zahlreichen Zuschriften, die ich auf eine öffentliche Aufforderung hin erhalten habe, tragen wesentlich dazu bei, Thierschs Bild zu vervollständigen. Ärzten wie Nichtmedizinern, die mich mit Beiträgen unterstützt haben, statte ich auch hier meinen herzlichsten Dank ab. Die im Anhang beigegebenen Stammtafeln geben Aufschluß über die Beziehungen der Familie Thiersch zu bekannten Künstler- und Gelehrtenkreisen.

Dresden im Dezember 1921.

Justus Thiersch.

Inhalt.

Das Vaterhaus.

Der Vater Friedrich Thiersch. Kindheit. Schule.

Die Familie Thiersch stammt aus Thüringen, wo sich der Stammbaum bis in das 16. Jahrhundert verfolgen läßt. In Kirchscheidungen an der Unstrut besaß Mitte des 18. Jahrhunderts Benjamin Thiersch ein bäuerliches Anwesen und die Backstube des Ortes. Der Besitz läßt sich noch mehrere Geschlechter zurückverfolgen. Benjamin heiratete eine Tochter des dortigen Pfarrers Lange. Von den zahlreichen Kindern dieser Ehe sind bekannt geworden Ernst Thiersch, der sich als Oberforstmeister in Eibenstock um die Forstwirtschaft Sachsens, sowie die Einführung der Klöppelindustrie verdient machte, und Bernhard, der Verfasser des Preußenliedes „Ich bin ein Preuße", zuletzt Rektor des Gymnasiums in Dortmund. Der bedeutendste unter den Brüdern aber war Friedrich, der Stammvater unseres Geschlechtes. Er war es, der die folgende Generation auf eine höhere soziale Stufe gehoben und ihr die Grundlage geistiger Bildung gegeben hat. Sein langes Leben war Mühe und Arbeit, aber es war auch köstlich, denn er genoß im Alter die Früchte seines Schaffens und erlebte das Glück, seine drei Söhne in einem ihrer Neigung und Begabung entsprechenden Wirkungskreis heranwachsen zu sehen.

Über Friedrich Thiersch sind außer der ausführlichen Biographie seines ältesten Sohnes (Friedrich Thierschs Leben von Heinrich W. J. Thiersch, 2 Bde., Leipzig und Heidelberg, Wintersche Buchhandlung) zahlreiche Nekrologe erschienen, die (z. T. im Wortlaut) der nachfolgenden Schilderung zugrunde gelegt wurden.

„1784 geboren, in Schulpforta vorgebildet, bezog Friedrich im Jahre 1804 die Universität Leipzig, um dort zunächst Theologie zu studieren. Schon nach kurzer Zeit wandte er sich der Philologie zu, hörte bei Hermann in Göttingen und wurde auf Niethammers

Empfehlung 1809 an das Lyzeum zu München berufen. Der junge, ideal angelegte, feurige Lehrer geriet bald in Gegensatz zu jener Münchner Partei, die den Norddeutschen feindselig und jeder Neuerung abhold, in dem von auswärts berufenen Protestanten einen unberufenen Eindringling sah. Es gab öffentliche Streitschriften hinüber und herüber und der Haß steigerte sich dermaßen, daß Thiersch im Jahre 1811 beinahe dem Stahl eines Meuchelmörders zum Opfer fiel. Von seiner Verwundung geheilt, ging Thiersch unerschrocken seine Bahn weiter. Er gründete 1812 in München ein philologisches Institut, das als Seminar später mit der Universität vereinigt wurde. Diese Anstalt gab die Gelegenheit zur Ausbildung zahlreicher und vorwiegend bayrischer Gelehrter, wie denn Thiersch mit der Zeit gerade auch unter den eingesessenen Bayern warme Freunde und Verehrer fand. Sein großes Lehrtalent verbunden mit einer außerordentlichen Rednergabe würde aber seinen Namen nicht in weitere Kreise getragen haben, wenn seine Interessen nicht neben dem eigentlichen philologischen Beruf noch weitere Arbeitsgebiete umfaßt hätten. Aufgewachsen in der politisch dunkelsten Zeit Deutschlands, als Napoleon offen die Eingliederung des westlichen Deutschlands unter seine Herrschaft betrieb, schloß er sich denen an, die zur Zeit der Freiheitskriege die deutsche Jugend durch Dichtung und Reden begeisterten. Nach dem ersten Pariser Frieden übernahm er von der bayrischen Regierung eine Sendung nach Paris, um hier mit Erfolg die aus Bayern entführten Kunstschätze wieder zurückzufordern. Sehr natürlich war es, daß der durch das griechische Altertum erzogene und gebildete Mann sich aufs eifrigste an der Wiedergeburt des neuen Hellas beteiligte. Er stellte mit dem wiedererstehenden Griechenvolke eine wissenschaftliche Verbindung durch die Münchner Akademie her und suchte durch eine Erziehungsanstalt für junge Hellenen, das Athenäum, die Griechen für das akademische Studium in Deutschland vorzubereiten. Im Jahre 1831 reiste er zum erstenmal nach Griechenland, wo er mit größtem Enthusiasmus begrüßt ward und viel dazu beitrug, bei den Griechen eine günstige Stimmung für Deutschland und namentlich für Bayern zu erwecken. Sein Werk: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration" (2 Bde., Leipzig 1833) schildert die Verhältnisse des Landes in jener Übergangsperiode und ist noch von geschichtlichem Wert (vgl. auch

Hans Loewe, „Friedrich Thiersch und die griechische Frage", München 1913, Programm des Maximilians Gymnasiums). Aus diesem Werk geht unter anderm der hohe persönliche Mut, seine Unerschrockenheit und lautere Gesinnung hervor, die ihm die höchste Achtung aller Parteien eintrugen. Wir erfahren aber auch gleichzeitig, daß Thiersch seine Aufmerksamkeit den geschichtlichen und archäologischen Merkwürdigkeiten wie nicht minder der kulturellen Entwicklung Griechenlands zuwendete. Die Schilderung dieser Zustände haben den Beifall seiner Zeitgenossen gefunden."

„Im Jahre 1826, als die Universität Landshut nach München verlegt wurde, übernahm Thiersch an derselben die Professur für alte Literatur. Seine Studien über Griechische Grammatik und verwandte Gebiete machten ihn unter seinen Fachgenossen berühmt. Eine andere bedeutende Arbeit jener Zeit war die Erläuterung und Übersetzung des Pindar (2 Bde., Leipzig) in den Versmaßen des Originals, die er Friedrich Jahn, ‚dem Erneuerer der Turnkunst' widmete."

„Im Jahre 1822 unternahm Thiersch im Interesse archäologischer Studien eine Reise nach Italien, als deren Frucht das mit Schorn, Gerhard und Klenze herausgegebene Werk ‚Reisen in Italien' (Leipzig 1826) zu betrachten ist. Eine weitere Folge seiner archäologischen Bestrebungen war sodann seine Schrift ‚Über die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen' (München 1829)."

„Das größte und segensreichste Verdienst erwarb sich Thiersch indes auf dem Gebiete des höheren Schulwesens. Jahrzehnte hindurch führte er ohne Scheu den Kampf gegen die Verflachung des gelehrten Erziehungswesens, indem er mit Ernst und tiefster Überzeugung auf das klassische Altertum als die wahre Quelle der echten Humanitätsbildung zurückwies. Sein Werk ‚Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern' (3 Bde., Stuttgart und Tübingen 1826—37) ist ein klassisches und unentbehrliches Buch für die Gymnasialpädagogik, das seinen Wert behalten wird, wenn sich auch manches darin in späterer Zeit nicht als haltbar erweisen mag. Sein ‚Unterrichtsplan für die bayrischen Gymnasien und Lateinschulen' ist die Grundlage für die Schulordnungen Bayerns geworden. Thiersch war Mitbegründer und steter Förderer des Vereins Deutscher Philologen und Schulmänner."

„Thiersch konnte Unrecht nicht mit ansehen, auch wenn es nicht die von ihm vertretene Disziplin betraf. Sein protestantisches Gewissen trieb ihn dazu, während des Kniebeugungsstreites eine geharnischte Streitschrift erscheinen zu lassen ‚Über Protestantismus und Kniebeugung in Bayern'. Drei Sendschreiben an Ignaz Döllinger (Marburg 1844)."

„Nach Schellings Abgang (1841) wurde Thiersch Präsident der königlichen Akademie der Wissenschaften und behielt diese Würde bis 1860 bei. Die Abhandlungen der Akademie enthalten viele und gelehrte Beiträge von ihm."

Unter sehr schwierigen Verhältnissen hat Thiersch unter drei Königen doch immer die Gunst seiner Herrscher besessen. Max I. vertraute ihm um 1815 die Erziehung seiner Töchter an, die er durch zehn Jahre leitete. Die Prinzessinnen haben ihm auch später als Königinnen von Preußen und Bayern ein dankbares Andenken bewahrt. Ludwig I. war in seiner ersten Regierungsperiode sehr für die Reformpläne Thierschs eingenommen, seine Neigung wandte sich aber später mehr den Künsten zu zum Nachteil der geistigen Wissenschaften, deren Vertreter schwer um ihre Stellung zu kämpfen hatten. Thiersch hat diesen aufreibenden Kampf in vorderster Reihe zu bestehen gehabt. Erst als im Jahre 1848 Max II. den Thron bestieg, brachen bessere Zeiten an. Thiersch hatte den neuen König als Kronprinz oft beraten. Jetzt fanden seine Wünsche Gehör. Davon zeugen u. a. die bedeutenden Mittel, die Max II. dem Präsidenten der Akademie für die verschiedensten Zwecke wissenschaftlicher Bildung bereitstellen ließ.

Einen Teil seiner Vorlesungen pflegte Thiersch in seinem Hause zu halten. Er war daselbst umgeben von Kunstwerken aller Art, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Wir lassen zum Abschluß dieser Skizze die Schilderung eines seiner Schüler, Georg Martin Thomas (Gedächtnisrede auf Thiersch, Sitzung d. Akad. d. Wiss. 1860) folgen:

„In unverlöschbarem Ausdruck steht mir das Bild des Meisters vor der Seele. Es sind nun 25 Jahre, daß ich mit Jünglingen aus den verschiedensten Ländern zu seinen Füßen saß. Die frühe Morgenstunde des Sommers führte uns ins Kolleg, in den Saal seiner Bibliothek, einem wahren Museum. Noch stund damals das Haus gleichsam vor der Stadt, fast ringsum frei und geschieden vom hastigen Geschäft des sorglichen Alltaglebens, umfriedet von Gärten und Wiesen. In feierlicher Stille harrten die Jünger, noch gespannt und erfüllt vom vorigen Tage, bis er eintrat — ein Priester Apollons, auf der hohen, gebieterischen Stirn die Würde, auf

den starken Brauen der Ernst, im lichtvollen Auge die Milde und Heiterkeit. Bald floß die Rede in vollem und stetem Strome, mochte sie sichtend und prüfend die Zeiten der Entwicklung scheiden und ihre Merkmale bestimmen oder eine Tafel oder ein Kunstwerk erklären oder in die Hallen eines Tempels, in die Prachträume einstiger Größe und Herrlichkeit zurückführen. Wie hing da die Schar an dem beredten Munde des Lehrers, an dem strahlenden Auge des Meisters. Zu früh war die Stunde vergangen. Der Heimweg der Jünger war wie nach einem reichen Mahle; Bewunderung und reines Ergötzen füllte die Brust, aber auch der ernste Trieb, noch heute das vorgesetzte Gut gewissenhaften Fleißes sich wirklich zu eigen zu machen. Und welcher Genuß, wenn der Meister uns einlud, ihm zu folgen in die unvergleichlich schönen Säle der Glyptothek und uns dort mit dem alten Künstler und gleichsam aus dessen schaffenden Sinne heraus die Gestalten nachbildete, welche daselbst als Muster der reinsten und erhabensten Kunst durch König Ludwig erlesen in einziger Weise bewahrt werden."

Friedrich Thiersch war ein gesegnetes Familienleben beschieden. Er heiratete im Jahre 1816 Amalie Löffler, eine Tochter des bekannten Rationalisten Generalsuperintendenten Josias Löffler in Gotha (1752—1816). Näheres über ihn berichtet sein Schwiegersohn, der Geograph Ukert in Gotha (Kleine Schriften Löfflers, nach seinem Tode gesammelt, Weimar 1817). Da es wahrscheinlich ist, daß Carl Thiersch manche Ähnlichkeit von seinem Großvater geerbt hat, möge aus der Ukertschen Veröffentlichung folgende Bemerkung über Löffler hier eingeschaltet werden:

„Löfflers Gesicht war geistvoll, besonders sein Auge sprechend: es kündete den hellen, klaren Verstand. Seine Miene war gewöhnlich ernst, ohne finster zu sein; wenn er aber sprach, besonders wenn er sich für etwas interessierte und warm ward, so verbreitete sich eine anziehende Heiterkeit und Freundlichkeit über sein Gesicht."

Die Ehe Friedrich Thierschs mit Amalie war während ihrer 44jährigen Dauer ungetrübt. Die feingebildete, künstlerisch begabte (von ihr stammen verschiedene wohlgelungene Familienporträts), natürlich empfindende und den geistigen Interessen ihres Mannes nahestehende Frau war ihm im wahrsten Sinne des Wortes Lebensgenossin. Zahlreiche Briefe an ihre Schwester Wilhelmine Günther haben sich erhalten, die ein lebendiges Spiegelbild des geistigen und politischen Lebens jener Zeit wiedergeben und für die Familiengeschichte ein wertvolles Material enthalten. Wir erfahren aus diesen Näheres über Friedrich Thierschs Beziehungen zu den politischen und sonstigen Fragen der dreißiger und vierziger Jahre, sowie über die

stattliche Reihe hervorragender Persönlichkeiten, die im Hause Thiersch verkehrten.

Die Gastfreundschaft des Hauses Friedrich Thiersch war berühmt. Manch feine und geistvolle Charakteristik der dort verkehrenden Gelehrten und Künstler findet sich in den erwähnten Briefen, und das Bild, welches Amalie z. B. von Kaulbach, Geibel, Dahlmann, Andersen und Dingelstedt entwirft, dürfte die Lebensbeschreibungen jener Männer in interessanter Weise ergänzen.

Die gediegene allgemeine Bildung jener Zeit blieb keineswegs auf die Männer beschränkt. Dazu mag wohl beigetragen haben, daß die Ablenkungen der heutigen Zeit fehlten und die Familie als solche den Mittelpunkt kleinerer geselliger Kreise bildete. Sicherlich hat jene Zeitperiode, die mit einer Blüte der Wissenschaft und Kunst zusammenfiel, die geistigen Triebe sehr gefördert. Weite des geistigen Horizontes, Vertiefung des Gemütes, Sinn für Schönheit, Toleranz gegen Andersgläubige, dabei strenge Anforderung an die eigene Person und großes Verantwortlichkeitsgefühl, das sind die Merkmale jener auf Kenntnis der Geschichte und schönen Literatur aufgebauten Bildung. In diesem Pflanzgarten deutscher Kultur und Sitte wuchsen und gediehen die Kinder.

Von den drei Söhnen studierte der älteste, Heinrich, Theologie. In jungen Jahren bereits Ordinarius in Marburg, brachte er sich und seiner Familie das Opfer, seiner Stellung zu entsagen, um sich von nun an während seines langen Lebens den Lehren Irvings zuzuwenden. Er trat zur apostolischen Kirche über. Verfasser zahlreicher in wahrem christlichen Sinne geschriebenen Bücher hat er die apostolische Lehre in den deutschsprachigen Ländern ungemein gefördert und sich dort ein bleibendes Andenken gesichert. Von seinen zahlreichen Nachkommen seien genannt die Söhne August und Friedrich Thiersch, beide Architekten, letzterer Schöpfer des Münchner Justizpalastes sowie vieler anderer Profanbauten. Von den Söhnen Augusts lehrt Hermann Thiersch als Archäologe in Göttingen und Paul als Direktor der Kunstgewerbeschule in Halle.

Der jüngste Sohn unseres Friedrich, Ludwig Thiersch, hat sich als Maler einen Namen gemacht. Er stellte seine Kunst in den Dienst der religiösen Malerei und schmückte u. a. Kirchen in Athen und

Petersburg mit Gemälden. Seine Zeichnungen verraten die exakte Schule und feine Durchführung seiner Zeit.

Von den drei Töchtern heiratete Lina den Philosophen Emil von Schaden in Erlangen, einen Schüler Schellings, dem seine Zeitgenossen eine bedeutende Zukunft vorhersagten. Er starb in dem jugendlichen Alter von 37 Jahren. Seine Tochter vermählte sich mit Joseph von Parseval. Aus dieser Ehe stammt August von Parseval, der Erfinder des nach ihm benannten Luftschiffes.

Kindheit.

(Nach Aufzeichnungen der Schwester Lina und Briefen der Mutter.)

„Im Jahre 1822 war ein wunderbar schönes Frühjahr. Die Eltern Thiersch hatten ihr neuerworbenes Anwesen an der Karlstraße zum neuen Jahr mit 2 Kindern, Heinrich und Lina, bezogen. Im April standen die Obstbäume schon in voller Blüte und der große Garten mit all' den schönen jungen Anpflanzungen erfreute das Auge der jungen Eheleute ganz besonders durch die Blütenpracht und die schon sich einstellenden fruchtverheißenden Gewitterregen. Die Aussicht war noch frei bis Nymphenburg und auch nach der entgegengesetzten Seite konnte man die Frauentürme und die innere Stadt sehen, von der sie ein großer Wiesenplan trennte. An der Ecke der Arcis- und Karlstraße waren kleine Häuser, die Karlstraße entstand erst später."

„Carl Thiersch wurde am 20. April 1822 geboren. Er war ein kräftiges Kind und gedieh nach Wunsch bei mütterlicher Nahrung und Pflege. Seine Willenskraft wuchs mit der körperlichen Entwicklung, vor allem die Schreilust des kleinen Tyrannen erregte Aufsehen. Die Mutter erzählte öfter, wie sie den gesunden blonden Jungen einst ihren Verwandten aus Gotha vorführte und ihnen bewies, wie er durch alle Besänftigungsmittel nicht zur Ruhe zu bringen sei, so wenig wie es möglich war, irgendeine Ursache seines Unwillens zu entdecken."

„Als Carl 2—3 Jahre alt war, gab er ein sichtliches Zeichen seines hellen Verstandes zum besten. Es wurde im Elternhause die Hochzeit des Kunstschriftstellers Ludwig von Schorn gefeiert. Die Mutter Thiersch hatte ihren Liebling als Amor mit einem Florkleidchen mit Flügeln ausgeputzt und ihm einen Blumenkranz auf die

blonden Locken gesetzt. So wurde er zum Hochzeitsmahle gebracht. Carl nahm aus freien Stücken seinen Kranz vom Kopf und — setzte ihn der 17jährigen bildschönen Braut auf."

Aus dieser Zeit stammt auch ein Brustbild in Öl. Der Vater ließ es malen, wie man sagt zum Trost für die Mutter, die vor der Geburt ihres Carl einen lieblichen Knaben an der Halsbräune verloren hatte. (Vgl. Abbildung.)

Eine junge Freundin aus der Nachbarschaft, Fräulein Biarowsky, handhabte mit Geschick das Spinnrad. Carl durfte sie öfters besuchen. Mit höchstem Interesse folgte er der kunstvollen Arbeit, der goldgelbe Flachs erschien ihm wohl als menschliches Haar, denn einmal, einer plötzlichen Eingebung folgend, faßte er in seine Locken und riß sich einen Büschel aus, den er ihr hinhielt mit den Worten: „Da, spinn' das mit", was sie auch tat. An diesen Vorgang wurde er erinnert, als er 30 Jahre später in Erlangen mit seiner jungen Frau jener Dame, die inzwischen an den Professor der Philologie Ludwig Döderlein verheiratet war, einen Antrittsbesuch machte. Frau Döderlein nahm die junge Frau beiseite und zeigte ihr in einem feinen Gewebe die Stelle, wo die sorgsam versponnenen Haare, kaum zu unterscheiden von dem Flachsgespinst, Platz gefunden hatten.

Fünf Jahre alt, kommt Carl in die Schule. Eine Reihe niedlicher Kinderbriefe über die Ereignisse des täglichen Lebens, gerichtet an eine der Schwestern, haben sich erhalten. Wir erfahren, daß der Papst gestorben ist, daß die Kapuziner Bildchen austeilen und andere interessante Neuigkeiten. Mit sieben Jahren erkrankt auch er an der gefährlichen Halsbräune. Zwei Ärzte stehen an seinem Bett. ‚Herr Rumpf sagt,' berichtet Carl, ‚ich thäte bloß 2 Blutegel kriegen, um mich zu trösten. Herr Doktor Gmeiner aber sagte, nein, 16 Blutegel muß er kriegen. Der Lehrer Eckert sagte, als er von den 16 Blutegeln hörte, Jesses, wenn der Junge nur nicht stirbt.' Es war die Zeit, in der die Ärzte nahezu jede Krankheit mit ausgedehnten Blutentziehungen zu bekämpfen pflegten. Carl hat die Kur nichts geschadet; ob sie ihm das Leben gerettet, wollen wir dahin gestellt lassen.

Mit sieben Jahren beginnt die Plage der Lateinschule, zum großen Mißbehagen des Schülers. Die Mutter schreibt: ‚Carl macht



1825.

seine Aufgabe oft recht nachlässig, manchmal gar nicht." Er treibt sich viel lieber im Freien umher. Die Schleifbahn an der Frauenkirche macht ihm mehr Vergnügen. Seine Begabung bringt ihn aber doch unter die ersten Schüler. Als er später das Gymnasium besucht, ist sein Lehrer Carl Halm (später Direktor der Hofbibliothek) verzweifelt über den begabten, aber leichtsinnigen Jungen. „Carl konnte leicht der Erste sein, wenn er nur nicht immer die letzten Buchstaben auslöschte.' — ‚Du bist der Nagel zu meinem Sarge' war der häufige Schlußsatz von Halms Strafpredigten.

„Halm wurde später Mieter in dem Hause des Vaters und die Mutter versprach sich viel Gutes von dieser Einrichtung. Carl hatte auch bald heraus, wie er den oft grimmig Erzürnten wieder zur guten Laune bringen konnte. Er pflückte Blumen auf dem Feld und im Garten und band kunstfertige Sträuße für den Zürnenden. Halm hatte eine große, sehr schöne Schülerin mit braunen Locken, Bella Hofmann, nachherige Frau Professor Höfler in Prag und freute sich, dieser mit den Blumen kleine Huldigungen darzubringen."

„1830 wurden die Kinder gelegentlich einer Verwandtenreise nach Gotha zu Ukerts mitgenommen. Ukerts Kinder waren sehr ruhig und erfreuten sich an den Tollheiten der Vettern und Basen. So wurde für Carl ein Schemel mitten ins Zimmer gestellt und der Junge saß darauf, trampelte mit Händen und Füßen und sang das Lied vom Zuchthäusler:

Spinnradl drah! Spinnradl drah!
Weil i's gern drah, ham i's erst gestern draht, drah' i's heit a.
Polizeikommissär Zippel is a kreuzbraver Mann,
Er gibt mir a Zimmerl, koa Geld nimmt er an!

Das war ein lärmendes Vergnügen! Es folgten noch andere bayrische Gesänge und was sonst noch für Possen irgendwo aufgegabelt in uns steckte. Carl fand viel Beifall und mußte seine Kunst oft wiederholen."

„Der Unterricht im Gymnasium wurde durch des Vaters Hilfe erleichtert und die Mutter freute sich über sein gutes Lernen. Auch der Bruder Heinrich half im Griechischen nach. Carl seinerseits zog die Schwestern heran und versuchte mit zweifelhaftem Erfolg ihnen die Anfangsgründe dieser Sprache beizubringen. Mit den Schwestern lebte er in stetem Kampfe, sie fürchteten sich vor ihm und die Mutter

konnte ihn nicht zügeln. ‚Daß der Bruder mit uns (schreibt Lina) kleinen Schwestern nicht gerade sanft umging, ist erklärlich, besonders reizte ich ihn durch meine spitze Zunge, die aber meine einzige Waffe war in den nicht seltenen Gefechten. Carls Jähzorn setzte uns stets in große Furcht und als er einst geschrien hatte: ‚wenn ich erst 20 Jahre alt bin, schlage ich Euch Alle tot!‘ da zitterten Luise und ich, wenn wir ihn kommen hörten und schlossen uns ein. Luise, so klein und schwächlich, nahm die Drohung für Ernst und bekannte später, sie habe öfter gebetet, Carl möchte doch nicht so alt werden. Vielleicht war der Jähzorn ein Erbstück von Großvater Löffler, von dem meine Mutter noch wußte, daß er mit aller Kraft sich soweit überwunden hatte, seinem Kutscher, der den Reisewagen auf der Reise nach Karlsbad hatte umwerfen lassen, erbost zurief: ‚er wäre werth, daß man ihm sein Geld gäbe und ihn nach Hause schickte!‘ Das war die schlimmste Drohung, die sich der alte ehrwürdige Geistliche erlaubte.“

Die Mutter schreibt 1836: „Carl entweicht leider meiner Gewalt, seine Heftigkeit macht mir nicht selten Sorge.“

„Dieses heftige Temperament“, berichtet die Schwester aber weiter, „hat Carl in seinen Jünglingsjahren durch Selbsterziehung überwunden, wie er überhaupt ganz sein eigner Erzieher gewesen ist.“

„Mit der Familie des Philosophen Schelling bestand eine innige Freundschaft. Zum Geburtstage Schellings, 1836, gab seine Familie ein Fest. Der jüngste Sohn Hermann (nachmalig preuß. Justizminister) und Carl gaben ein lateinisches Festspiel nach Virgil zum besten. Sie waren in römischen Kostümen, machten ihre Sache sehr gut und rührten den alten würdigen Gelehrten recht sehr.“

„Sein guter Humor scheint Carl über die Leiden der Schule hinweggeholfen zu haben. So hat er einmal in einem deutschen Aufsatz die sieben Wunder der Kinderstube (war gleichzeitig sein Arbeitszimmer) beschrieben. Da war ein Bett, das wie ein Schrank aussah, ein Ofen, der auch als Wäschebehälter diente, in der Ecke des wirklichen Ofens eine Puppenkolonie usw. Manchmal gab es auch Hausarrest, von dem die Mutter nur dadurch etwas inne wurde, daß Carl am Sonntag nachmittag nicht ausging, sondern sich einen bequemen Platz in einer warmen Ecke zurecht machte und las. Durch

seine Lesewut ist er, glaube ich, durch alle deutschen Klassiker durchgekommen, selbst Jean Pauls Werke hat er von Anfang bis zu Ende gelesen."

„Um 1836 führte Maßmann, der bekannte Vorkämpfer der Turnerei, abhärtende Körperübungen ein. Sie stellten hohe Anforderungen an die heranwachsende Jugend, wurden auch im Winter bei strenger Kälte und tiefem Schnee fortgesetzt. Im Sommer wurden anstrengende Märsche unternommen, dazu, wie es scheint, vegetarische Kost und viel Milch bevorzugt. Diese Turnfahrten hat Carl nicht vertragen. Er war nicht kräftig genug für solche Abhärtungskuren und die Milchkost konnte er nicht leiden."

„Ein Fechtboden wurde im Hinterhaus eingerichtet, vom Freund August Seidel die Wände mit großen Kohlezeichnungen verziert und die Freunde fleißig eingeladen. So übte er sich im Schlagen und imponierte durch seine Kunstfertigkeit, ohne unter dem Zwang der Pflichten eines Korpsstudenten zu leiden."

„Chemische Experimente wurden auch zu Hause vorgenommen. ‚So rief Carl mich einmal, ich sollte kommen und die in seiner Waschschüssel aufsteigenden Blasen anzünden. Erst wollte es nicht zünden. ‚Schnell, schneller!‘ Da knallte es auch und alles flog in Stücke! Die Retorte, die Schüssel selbst, der eiserne Ofen, der als Gestell diente! Es war Knallgas! Es war ein entsetzlicher Lärm, unsere Hände bluteten, aber sonst war der Schrecken für mich das Ärgste. Die Nachbarn liefen zusammen, ob sich einer erschossen habe?"

„Das Taschengeld, das die Eltern ausgesetzt hatten, war immer zu knapp. Da tat Billard und Tarockspiel im ‚Museum‘ gute Dienste. Carl war sehr geschickt und gewandt in solch freien Künsten und dort gab's alte wohlhabende Herrn, die sich freuten, wenn er kam. Nur als einmal einer unwillig rief: ‚für den Thiersch könnte man das Geld auf Schubkarren herfahren‘, da mochte er nicht mehr."

Diese letzten Episoden fallen wohl bereits in seine Studentenzeit. Als diese herannahte, war der Vater nicht wenig in Sorge, was beim Studieren herauskommen würde. Da traf er Carl einmal über einer bayrischen Pharmakopöe, aus der er sich Auszüge machte. Es wird schon etwas herauskommen, tröstete er die Mutter und ließ den Jungen gewähren.

Universitäts- und Assistentenzeit 1843—1847.

München. Berlin. Wien. Assistent. Paris. Doktorabhandlung. Naturphilosophie.

Die Studien auf dem alten Gymnasium scheinen schließlich doch einen gewünschten Fortgang genommen zu haben, denn das Abgangszeugnis vom 27. August 1836, unterzeichnet von dem Rektor Froehlich, verzeichnet die Note „vorzüglich würdig".

Mit 16 Jahren die Universität zu beziehen, war damals kein so seltenes Ereignis und an sich und vielen seiner Genossen hat Thiersch dieses Alter als durchaus nicht zu früh empfunden. „Mit 16 Jahren gehört man nicht mehr auf die Schulbank", war sein oft ausgesprochenes Diktum den Philologen gegenüber, die allerdings bis auf den heutigen Tag einen andern Standpunkt vertreten.

Vor dem eigentlichen Fachstudium mußte ein zweijähriger Kursus in allgemeinen Fächern: Geschichte, Philosophie, Ästhetik usw. absolviert werden. Dieses „biennium" schloß mit einer Prüfung ab, welche die Zulassung zum Fachstudium gewährte. Über die Lehrer und Lehrgegenstände dieser Vorbereitungszeit ist nichts Bestimmtes überliefert. Nur über das vierte Semester des zweiten Kurses liegt ein Zeugnis vor, zugleich das „philosophische Absolutorium", in welchem am 24. August 1840 bezeugt wird, daß Thiersch Physik und Chemie, Allgemeine Geschichte (neuere Zeit), sowie physikalisch-mathematische Geographie mit der Note „ausgezeichnet" gehört hat. Er erhält die Note „Eminenz" des Fortgangs und die Erlaubnis zum Übertritt zum Fachstudium.

Aus der Zeit des eigentlichen medizinischen Studiums ist nicht viel Handschriftliches vorhanden. Nicht einmal die Namen aller Lehrer lassen sich feststellen. Von den klinischen Lehrern hat zweifellos Louis Stromeyer, vor kurzem erst von Erlangen aus nach München berufen, auf Thiersch den größten Einfluß ausgeübt. Strohmeyer, aus einer hannöverschen Arztfamilie stammend, hatte sich durch

einige neue Operationsmethoden unter den Chirurgen einen Namen gemacht. Die chirurgischen Erkrankungen suchte er mit physiologisch geschultem Auge zu erfassen und bereitete der Chirurgie einen wissenschaftlichen Boden. Das Wort stand ihm vortrefflich zu Gebote, seine scharfe Kritik und sein treffender Witz waren gefürchtet. Er war ein aufrechter Mann, der sich kein Blatt vor den Mund nahm. Die am Abend seines Lebens geschriebenen „Erinnerungen eines deutschen Arztes“ (Hannover, Carl Rümpler 1875) gehören zu den besten Selbstbiographien von Ärzten, die wir besitzen. Nicht nur als Forscher und Lehrer, sondern auch als Arzt am Krankenbett war Stromeyer vorbildlich. So erklärt sich die Anziehungskraft auf seine Schüler. Thiersch verdankt ihm offenbar seine Neigung zur Chirurgie. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler scheint schon bald sehr herzlich geworden zu sein, denn als Stromeyer kurz darauf München verließ, um nach Freiburg überzusiedeln, berichtet ihm Thiersch freimütig über Münchner Ereignisse. Seine Absicht, dem Lehrer nach dessen neuen Wirkungskreis zu folgen, scheiterete indes. Erst 1850 sollte er ihn in Schleswig wiedersehen.

Von den übrigen Professoren ist zu nennen Philipp v. Walther, als Lehrer und Chirurg gleich hervorragend. Die Statuette des in langen Talar gekleideten stattlichen Mannes mit etwas vorgebeugter Haltung und wallendem Haupthaar hat lange den Schreibtisch von Thiersch geziert. Von Walther stammt der Ausspruch: „Ein guter Arzt muß auch ein guter Mensch sein“, ein Wort, das sich gerade an Walther selbst bewährt haben soll. Von den Vorlesungen dieses Lehrers sind sorgfältig ausgearbeitete Niederschriften vorhanden: „Über die Lehre von den Brüchen, über Pseudomorphosen sowie Allenthesen und Pseudoplasmata.“ Mit großer Liebe ist auch Breslaus „materia medica“ in sehr sauberer Niederschrift erhalten, wie denn Thiersch überhaupt für diesen Zweig der Medizin eine große Vorliebe zeigte und gelegentlich erstaunliche Kenntnisse an den Tag legte.

Die Studienzeit in München schließt ab mit dem Sommer 1843. Unmittelbar darauf promovierte Thiersch. Das „Universitäts-Absolutorium“ enthält die Mitteilung, daß er „... 4. nach schriftlich bearbeiteten Fragen, welche ihm von sämtlichen Professoren über ein jedes Fach der Arzneiwissenschaft zur Beantwortung vorgelegt wur-

den, die zur Erlangung der Doktorwürde in der Medizin und Chirurgie gesetzlich angeordnete mündliche Prüfung an der hiesigen königlichen Universität den 3. August 1843 vor der gesamten Fakultät den Vorschriften gemäß bestanden und sich in derselben die Note eines ausgezeichneten Fortganges erworben.

„5., endlich nicht nur über die in den medizinischen und chirurgischen Klinikum seiner Beobachtung anvertrauten Kranken mehrere wohlverfaßte Krankengeschichten geschrieben, dann eine in den Druck gelegte Inaugural-Abhandlung De doctrina materiae medicae recte construenda, an die medizinische Fakultät eingeliefert, nebstbei die vorgeschriebenen Operationen gemacht und in Anlegung der Bandagen sich gehörig geübt, sondern auch unterm 18. August 1843 seine aufgestellten Disputiersätze vor einem zahlreichen Auditorium mit ungeteiltem Beifall öffentlich verteidigt hat, und hierauf als Doktor der Medizin proklamiert worden ist.“ . . .

Die zehn lateinischen Thesen haben sich erhalten. Sie betreffen die verschiedensten Fächer der Medizin: Geburtshilfe, Augenheilkunde, pathologische Anatomie, Chirurgie, innere Medizin. Sonderbar mutet uns die erste an: „Morbus ex homine ipse oritur.“ Wer in der Geschichte der Medizin bewandert ist, weiß aber, daß mit dieser These einer damals noch ziemlich verbreiteten Lehre entgegengetreten wird, als sei die Krankheit schlechthin ein dem Menschen feindliches Wesen, das in ihm ein selbständiges Dasein führe (der „archaeus“ einer gewissen medizinischen Schule). Die Vertreter jener Lehre dürften aber nach unserer heutigen Kenntnis der Infektionskrankheiten neue Stützen für ihre rein theoretische Doktrin finden. Bemerkenswert ist auch die These: „Clima calidum prima conditio sanationis in Phtisi pulmonali.“ Die klimatischen Einflüsse auf den Verlauf der Lungentuberkulose fanden also bereits damals Beachtung.

Thiersch hat nach dem Zeugnis seiner Mutter den Studien sehr fleißig obgelegen. Einer Verbindung hat er nicht angehört, aber zur richtigen Zeit mit guten Freunden sein Leben fröhlich verbracht. Das nahe Gebirge führt den Studenten in den Ferien nach Schliersee oder andere schöngelegene Gegenden Oberbayerns. Er genießt mit Geschwistern und befreundeten Familien das Landleben und bereist die nähere und weitere Umgegend.

Mit der Doktorprüfung war das medizinische Studium keines-

wegs abgeschlossen, und Thiersch folgte nur dem Zug der Zeit, wenn er den Vater zu bestimmen vermochte, seine Ausbildung durch den Besuch auswärtiger Universitäten zu vervollständigen. „Wien und Paris“ hieß damals die Losung aller jungen Ärzte, denn dort hatten sich medizinische Schulen entwickelt, die mehr boten wie die Heimatsuniversitäten. Zunächst wurde aber der Besuch Berlins ins Auge gefaßt, wo unter Johannes Müller eine neue medizinische Ära begonnen hatte.

Berlin.

Mit väterlichen Empfehlungen ausgestattet, trifft Thiersch Oktober 1843 in Berlin ein. Er findet ein passendes Quartier Unter den Linden: in einer sauberen farbigen Skizze macht er uns mit seiner Behausung bekannt, die er mit einem medizinischen Studienfreund namens Welty, später praktischen Arzt in Speier, teilt.

Die wenigen Monate seines Berliner Aufenthaltes waren durch medizinische Studien reichlich ausgefüllt. Er ergänzt die Lücken seiner Bildung durch den Besuch von Vorlesungen über Kinderheilkunde bei Barey. Bei Angerstein bildete er sich in Augenoperationen weiter aus. Die innere Klinik von Schönlein schildert er folgendermaßen:

„Schönlein als Kliniker zeichnet sich besonders durch klare Auffassung, Zusammenstellung der Krankengeschichte, scharfe Bestimmung der Indikationen und genaue Prognose aus, wobei die theoretischen Ansichten wie immer z. B. vom Fieber als Reaktion eine sehr unbedeutende Rolle spielen.“

Chirurgie wird bei Jüngken und Dieffenbach getrieben. Ersterer „prunkt zwar mit etwas ermüdender Breite, doch hat man den Vorteil, den Gegenstand jedesmal ganz erschöpft zu sehen“.

An der Spitze der chirurgischen Operateure stand Dieffenbach, bekannt u. a. durch seine sogenannten plastischen Operationen. Er zog die Studenten zu Operationen heran und voller Stolz berichtet Thiersch, der ohne persönliche Empfehlung dem berühmten Lehrer gegenübertrat, daß ihm vor vielen andern der Vorzug zuteil geworden sei, verschiedene Operationen auszuführen:

„Du mußt mir schon verzeihen,“ schreibt er mit Humor an die Mutter, „denn seit ich in Dieffenbachs Clinik einen Wasserbruch und

einen Pferdefuß operirt habe und vor hundert Berliner belobt wurde, steht mein Bewußtsein, mein medizinisches nämlich, um eine Potenz höher und das um so mehr, weil ich diese für einen Ausländer unerhörte Gunst nur mir selber verdanke." Bei der Bildung einer künstlichen Nase hat er Gelegenheit zu assistieren und bei einer alten Frau darf er die Operation eines Krebsgeschwüres von der Größe eines Ganseies allein ausführen. Daß Dieffenbach seinen Schüler gut eingeschätzt hat, geht aus einem Zeugnis am Schlusse des Berliner Aufenthaltes vom 18. Mai 1844 hervor:

„Herr Dr. med. et chir. Thiersch hat im Jahr 1843 meine chirurgische Klinik mit ausgezeichnetem Fleiß und größtem Interesse besucht. Mit Freuden stelle ich demselben dieß Zeugniß aus, ebenso, daß ich vielfältig Gelegenheit gehabt habe seine trefflichen Kenntnisse zu rühmen und sein tüchtiges chirurgisches Talent bei den von ihm am Lebenden vollzogenen Operationen zu beobachten." In dem Begleitschreiben zu diesem Zeugnis heißt es: „Ich habe mir eine große Freude daraus gemacht, Ihnen das gewünschte Certificat zu senden. Ich wünsche Ihnen von Herzen alles mögliche Glück, wie es ein so talentvoller, liebenswürdiger junger Mann verdient. Behalten Sie lieb Ihren ergebenen Freund und Collegen Dieffenbach."

Neben den frohen Stunden, die ihm das Studium der operativen Chirurgie bereiten, fehlt es aber auch nicht an hypochondrischen Stimmungen, die ihn überhaupt öfters heimgesucht zu haben scheinen. Er schreibt:

„Der leidige Geist Hypochonder suchte sich im Beginn dieses Jahres (1844) auch bei mir einzunisten. Doch ist sein Angriff gescheitert. ... Daß mich oft das Unsichere, Mangelhafte in der Medizin nachdenklich, wenn nicht traurig macht, halte ich nicht für Hypochondrie, sondern für ein Glück, da es mich zu desto eifrigerem Forschen anspornt. ... Der Fleiß muß sich in der Medizin mehr auf die sorgfältige Beobachtung am Krankenbette beziehen als auf das Studium gelehrter Kompendien, denn immer mehr drängt sich mir die Überzeugung auf, daß nur durch eine Reihe von Mißerfolgen der Arzt zu demjenigen Grad der Kunst in Unterscheidung der Mittel gelangen kann, den man als den medizinischen Takt an großen Praktikern preist. Je mehr ich nun solche Mißerfolge von Andern herbeigeführt beobachte, desto weniger drohen später mir selbst; da aber der Kliniker von ihnen wohlweislich nicht spricht, so kann man nur durch strenge Verfolgung der Erscheinungen zu ihrer Kenntnis gelangen."

Ein Grundzug seines Charakters, die Wahrheitsliebe, zeigt sich in dieser Bemerkung klar ausgesprochen. Sein Leben lang ist sie ihm

Leitstern bei allen ärztlichen Handlungen gewesen. Aus ihr entspringt die strenge Selbstkritik, die er schonungslos an selbstbegangenen diagnostischen Irrtümern geübt hat. Aus eigenen Fehlern zu lernen, wurde er nicht müde, in seiner Klinik später immer und immer wieder zu predigen.

Thierschs Zeit war durch den Besuch medizinischer Vorlesungen voll in Anspruch genommen. Er hatte deswegen keine Zeit, die Vorträge des Philosophen Schelling zu besuchen, in dessen Familie er eingeführt war. Aus verschiedenen Stellen seiner Briefe geht aber hervor, daß er die Schellingsche Lehre sowie die naturphilosophische Literatur seiner Zeit vollkommen beherrschte und ihr das entnahm, was er für seinen medizinischen Bildungsgang für nötig erachtete.

Berliner Geselligkeit und Berliner Leben zogen ihn nicht an. Er fühlte sich in Berlin als Süddeutscher und der Gegensatz zwischen Nord und Süd kommt zuweilen in drolliger Weise zum Ausdruck. In einer Gesellschaft sang ein preußischer Leutnant „gar am Ende bayrische Volkslieder, nach deren Beendigung ich mir die Freiheit nahm zu fragen, was das für ein Dialekt sei". Der Berliner Dialekt widert ihn an. Er macht sich über die Ankündigung an den Straßenecken „Verkauf hiesiger und fremder Biere", für den Bayern ein Greuel, lustig. Der Patriot kennt nur ‚a Bier' nämlich im Singular."

Die politischen Verhältnisse, Hand in Hand mit der polizeilichen Beaufsichtigung der Studenten tun ein übriges, um die gute Laune zu stören. Die Studenten wurden streng überwacht. Verbindungen jeder Art waren verboten, jeder Student mußte vor seiner Immatrikulation einen Revers unterzeichnen, der ihn für den Fall der Zuwiderhandlung mit Relegation usw. bedrohte. Nicht einmal gestattet war es, „sich zu dem Zwecke gemeinschaftlicher Beratschlagungen über die bestehenden Gesetze und Einrichtungen des Landes mit andern zu vereinigen".

„Bei dieser trostlosen allgemeinen Gemütlosigkeit, bei dieser Dürre, thut einem jeder Tropfen bairischer Gemütlichkeit wohl, so unter Anderem die Beschreibung des Johannisfestes in der Mënterschweig zu lesen in der Leipziger Illustrirten Zeitung, gewiß von Steub geschrieben und mit einem Holzschnitt ausgestattet, der wahrscheinlich von Maler Dyk in München herrührt oder die Beschreibung des Lisztfestes beim Stubenvoll..."

Der Verlust einer Brieftasche mit wertvollem Inhalt, die ihm

gelegentlich einer Freundeszusammenkunft von einem Bedienten gestohlen wurde, verbessert die Stimmung auch nicht, er sehnt sich am Ende des Wintersemesters nach dem gemütlichen München zurück und will lieber seine Studien in Wien fortsetzen als noch länger in der steifen preußischen Residenz zubringen.

Von einem düsteren Humor gibt auch die an seine Mutter gerichtete Beschreibung einer Audienz Kunde, die er bei der Königin Elisabet, der einstigen Schülerin seines Vaters, hatte.

„Am 12. Abends bekam ich einen großen Brief, worin mir der Legationsrat Saß meldete, Elisabet würde mich den 13. 12½ empfangen, aber in Charlottenburg. Mein Vergnügen könnt Ihr Euch denken. Es war ein scheußlicher Herbstmorgen, der Himmel suchte auf den Straßen alle möglichen Farbentinten hervorzubringen, war aber so unglücklich, während des ganzen Tages nur Dreckfarbe zu erzeugen, die er desto reichlicher auftrug, so daß ich mich genötigt sah, eine Droschke zu nehmen. In Gesellschaft von Lingg und Stort rollte ich dahin und kam nach 1 Stunde nach Charlottenburg, dem die Vorsehung den Dienst von Schwabing, Sendling und Thalkirchen vereint für Berlin übertragen hat. Nachdem die Wirthin daselbst ein Loch in meinem neuen Frack (fall' nicht in Ohnmacht) geflickt hatte, stieg ich im Schloß die goldene Treppe hinan und trat ins Audienzzimmer. Elisabet ließ nicht lange warten, sie erschien in Halbtrauer, weil den Tag vorher einen kgl. Schuft der Schlag getroffen und sagte, sie wolle mich sehen, ehe sie meines Vaters Brief beantworte. Im weiteren Discurs, d. h. Familienexamen, fiel ich durch, weil ich bloß den Namen, aber nicht das Alter meiner lieben Geschwister wußte.

Gefällt es Ihnen in Berlin? — Zu dienen Maj. — Haben Sie sich schon eingewöhnt? — Aufzuwarten Maj. — Wie finden Sie die Anstalten? — Sehr gut Maj. — Ich glaubte, sie seien schlecht. — Im Gegenteil, ich wage zu widersprechen, berühmte Männer und viel Kranke, was will man mehr? — Sie haben Recht, Dieffenbach! — Und Schönlein, Maj. (Offenbar mag sie den zweiten nicht.) — Gehen Sie Abends aus? — Gewiß Maj. — Wohin? (sonderbare Frage). — Ins Theater manchmal und zum Souper Maj. — Aha! Wie gefällt es Ihnen in Berlin? (zum zweiten male). — Ausgezeichnet Maj. — Wie finden Sie die hiesige Luft? — Nicht so erfrischend wie die unsrige Maj. — Ganz recht, sie zehrt nicht, man muß sich so viel Bewegung machen, um gesund zu bleiben, gehn Sie ja viel spazieren? (das werd' ich bleiben lassen, inwendig) die Luft ist so, so, so ... — So stehend Maj. — Ja, ja stehend! Wie viel Schwestern haben Sie? — 3 Maj. — Die älteste ist verheiratet? — Zu dienen Maj. — Wie alt ist die zweite? — 17 J. Maj. — Wie heißt sie? — Mathilde ... Und die dritte? — Heißt Luise, M. — Wie alt ist sie? — 14 J. M. — Wieviel Brüder haben Sie? — 2 Maj. — Der älteste ist in Marburg, M. — Und der andere, was ist er, wie heißt er? — Heißt Ludwig, ist Künstler und 17 J. alt. — Also Beide 17 Jahr alt, das ist ja schön! — Jetzt wars um mich geschehen; ich kam zum Glück auf den kühnen Gedanken, daß die Mathilde, seit ich weg bin, 18 geworden ist, am Ende ist sie gar schon 19 Jahre, ich weiß es nicht! —

Wie geht es Ihrem Vater? — Danke gut, M. Kissingen hat seine Gesundheit befestigt. — Wo war er noch in der Vacanz? — In Kassel und Marburg. — Ich glaubte, auch in Augsburg und Erlangen. — Der zweite Bock war geschossen. Ich stimmte bei und wurde entlassen. — Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört, gesehen oder bekommen. Das Abentheuer feierte ich in Berlin mit meinen beiden Freunden mit einer Flasche Wein."

Wien.

Anders als in Berlin gestaltete sich im Sommer 1844 der dreimonatige Aufenthalt in Wien. Nach einer etwas langweiligen Donaufahrt über Linz wurde in Nußdorf die letzte Zollvisitation vorgenommen, und in sausendem Fiaker zog Thiersch im April mit seinen Freunden Walther und Buchner in der Weltstadt ein, um sich alsbald in der Alservorstadt ein bescheidenes Quartier zu sichern.

„Meine Wohnung ist in der Schlössselgasse bei einem Amtsdiener der Siebenbürgschen Hofkanzlei, der selbst in Siebenbürgen mit einer Straßburgerin seit langen Jahren in ausdauernder Ehe lebt. Die Leute zeigen sich bis jetzt sehr zuvorkommend und außerdem erheitert mein Dasein noch ein weiblicher Zwerg, der Hausphilisterin verwandt. Dieser Dämon scheint es auf mich abgesehen zu haben, denn er kam erst zum Vorschein, nachdem ich gemietet hatte. Gestern Abend bin ich eingezogen, der von Gicht gepeinigte korpulente Hausmeister öffnete mir um ½12 Uhr Nachts das Thor. Dieses wird nämlich um 10 geschlossen und kein Inwohner bekommt den Schlüssel, sondern Jeder muß mit einem Groschen des Hausmeisters Gemüt erweichen.

Meine Zeit bisher habe ich weder auf Besuche noch auf Medizin verwendet, sondern blos auf Lokalkenntniß, die ich mir mit Müllers Buch, von einem Genossen begleitet, so ziemlich erworben habe; an das betäubende Marktgewühl und Wagengerassel in allen Straßen habe ich mich gewöhnt, und überhaupt gegen Berlin gehalten finde ich mich hier heimisch, als sei ich hier geboren, wozu auch viel beiträgt, daß ich in der kurzen Zeit gegen 20 Bekannte aus München und Berlin getroffen habe und die Zahl meiner Freunde ins Unendliche zu wachsen scheint, denn hier ist Alles gleich Freund, in den ersten 5 Minuten Lebensgeschichte, in den zweiten 5 Minuten Familiengeheimnisse, in den 3. politische Geheimnisse, z. B. daß der Fürst Metternich einen Huster hat und dann ist die Freundschaft auch schon da . . ."

Allmählich nimmt sein Studienplan festere Gestalt an:

„Nachdem die ersten acht Tage meines Hierseins verflossen sind, befinde ich mich jetzt in voller medizinischer Thätigkeit. Schon morgens 7 Uhr, kaum glaublich, aber wahr, wandre ich ins Spital zu Skoda, bei dem ich bis 9 bin. Wenn Ihr einen Mann seht von kleiner untersetzter Gestalt, nachlässig gebeugter Haltung, um dessen feinen Mund auf den vollen roten Wangen beständig ein Lächeln liegt, während hinter der Schildkrotbrille, die sich auf eine edle Nase stützt, ein paar gutmütige Augensterne schwarz und klar wie Krystall hervorleuchten, die schöngewölbte Stirn

von langem dunkelm Seidenhaar umflattert, das ist Skoda, der Böhme, die liebenswürdigste Persönlichkeit, die ich hier kennen gelernt."

Er besucht nicht nur die Klinik von Skoda, sondern nimmt bei ihm auch einen Privatkursus in Perkussion und Auskultation. Sein Lehrer tritt bald mit ihm noch in andrer Weise in Berührung.

‚Mein Billardspielen kommt mir hier zu Statten. Skoda, der wegen seines guten Spieles keine Partie mehr finden konnte, ist sehr erfreut, in mir einen würdigen Gegner gefunden zu haben, diese Freude theilt sich natürlich auch in seinem Benehmen gegen mich im Curs mit, so weiß man nit, was besser ist, Schnaps trinken oder nit'." Thiersch ist am Schlusse des Curses der Einzige, der von Skoda sein Bild zum Andenken erhält.

Der weitere Tageslauf gestaltet sich so:

„Um 10 Uhr hab' ich einen sehr guten Curs über Hautkrankheiten bei einem ganz jungen Mann, dem eine ungeheure Auswahl der scheußlichsten Ausschläge zu Gebote steht, er heißt Hebra und ist Skodas Sekundärarzt. Von 11—12 hospitire ich abwechselnd bei Rosas und Jäger, von 12—2 patholog. Anatomie bei Dr. Engel, dem Assistenten Rokitansky's, welcher mitteilender ist, als sein sehr trockener und wortkarger Meister, sich darum auch eines größeren Auditoriums erfreut, wozu aber kömmt, daß sein Curs um die Hälfte wohlfeiler ist."

Bei Engel hörte er später noch eine Vorlesung über chirurgische Anatomie sowie bei Seidl Privatvorlesungen über Augenkrankheiten und den Operationskursus. Es wird bezeugt, daß Thiersch „die einzelnen am Auge vorkommenden Operationen zu wiederholten Malen mit vieler Umsicht und einer ausgezeichneten Sachkenntnis und Behändigkeit am Cadaver verübt habe."

Von dem berühmten Wiener allgemeinen Krankenhaus empfängt er einen mächtigen Eindruck. Aus der ausführlichen Beschreibung, die in einer Stunde grimmigen Humors verfaßt worden zu sein scheint, sei folgende Stelle wiedergegeben:

„Das Ganze bildet ein Netzwerk von einstöckigen Gebäuden, welche 11 Höfe einschließen. Die innere Einrichtung ist die eines jeden Spitals, Reinlichkeit und Ordnung musterhaft, das Wartepersonal gehört keinem Orden an. Mit den düsteren Krankensälen kontrastiren erfreulich die Höfe. Hier wechseln üppige Wiesen mit dichten Schattengängen von Linden, Ulmen, Acazien, auf deren sonnigen, leichtbewegten Laub der Sonnenstrahl von krystallnen Springquell gebrochen in tausend goldenen Lichtern gaukelt. In diesen Gärten der Seligen wandelt der blau- und weißgestreifte Reconvalescent. Lust- und freundliche Sitze laden den noch schnell Müden zu längerem Verweilen. Ernster ist das Bild, welches sich im Hintergrund dieser lachenden Scenen dem Beschauer bietet. Über eine gedeckte steinerne Treppe gelangt man zum Eingang zu einem Portal hinunter, auf dem in Frakturschrift zu lesen ist: ‚In diesem Stroh- und Leichenhof ist das Tabakrauchen streng verboten'; welchen reichlichen Stoff zu erbaulichen Gedanken würde diese Aufschrift

einem bibelkundigen Briefsteller, dem zugleich die Verwandtschaft von Stroh und Heu bekannt wäre, geben! Ich meines Theils dachte mir nur, wie gut es für unsere Nasen seyn würde, wenn wirklich alles Fleisch wie Heu wäre. Hierher wird jede Leiche mit ihrem Strohsack gebracht. Erstere zur Sektion, letzterer zur Reinigung. Im linken Winkel des von hohen Mauern umschlossenen Hofes steht eine Baracke, in der man den ganzen Tag mit Seciren beschäftigt ist, denn das Spital liefert täglich seine 10—20 Leichname, die alle daran kommen wollen. Hier sieht man den listigen Menschen, die Hand mit dem Stahl, das Auge mit dem Crystall bewaffnet, auf der ewigen Jagd gegen seinen Erbfeind den Tod, der ihm gräßlich aus den Mienen seiner Schlachtopfer entgegen grinst, während der ihm verbündete Kobold, die Krankheit, den Armen für den Narren hält, bald hier, bald da unter hundert wechselnden Gestalten auftaucht, ohne je dem heftigen Schützen Stand zu halten. Rechts außer dem Hofe steht ein runder, massiver Thurm, dessen unzählige Zellenfenster mit starkem Eisengitter verwahrt sind, an dem der Wahnwitz seine Stirne zerschellt. Es ist der Narrenthurm, aus ihm brüllt Tag und Nacht, bei Donner und Sonnenschein der Chor der Wahnsinnigen zum Leichenhofe herüber, dessen Todten davon nicht erwachen und zur Medizinerschaar, denen ihr Geschrey so gleichgültig ist als das Verstummtseyn der Leichen. Ist die Jagd in den menschlichen Eingeweiden beendet, so überläßt man sich im dumpfen Schatten einiger Platanen heiteren Gesprächen über den Erfolg derselben. Alle Nationen sind hierbei repräsentirt, alle ehren in gleicher Weise den schlichten, einfachen Rokitansky, von ihm ist das neue Licht in der Medizin ausgegangen, das, wenn es auch bis jetzt nur sengend auf die alten Theorieen gewirkt hat, gewiß eine neue Periode der Medizin zur Entwickelung bringen wird."

Neben den medizinischen Studien werden die Kunstinstitute und die berühmten Theater Wiens, so weit es der Geldbeutel zuläßt, nicht vernachlässigt:

„Die ersten 8 Tage verwandte ich größtentheils darauf Wien kennen zu lernen, was aber schweres Geld kostet. Die 45j. Großmutter Elsler wollte auch gesehen werden und das erste mal gefiel sie mir so, daß ich nicht umhin konnte, noch einmal dem Billeteur einen Zwanziger zwischen die Zähne zu werfen. Es ist wirklich nicht zu beschreiben, wie die alte Person tanzt und spielt, alle andern Tänzerinnen erscheinen neben ihr wie Mehlsäcke.

Im Theater an der Wien wird jetzt zum 28. mal nacheinander eine neue Posse von Nestroy gegeben, in der ich mich ebenfalls höllisch amüsirte. Sie heißt ‚die Zerrissene" und stellt dar, wie ein reicher Hypochonder durch die Liebe geheilt wird, die improvisirten Anspielungen von Nestroy und Scholz auf Wiener Zustände, besonders beißend auf die Aristokratie, sind das Freieste, was ich in der Art gehört habe...

Im Burgtheater sah ich Kabale und Liebe sowie Don Carlos meisterhaft gegeben, so daß der Geschmack für das Deutsche Schauspiel, der in München unter den Händen des hehren Künstlerpaares Dahn elendiglich gesiecht hat, neu belebt ist. Der Text der Stücke ist an vielen Stellen verändert oder beschnitten. Lächerlich

ist es, daß der Hofmarschall Kalb auf dem Zettel zum Garderobemeister degradirt wird; könnte der jeweilige k. k. Garderobemeister hierauf nicht eine Injurienklage gründen? Der Geiger Miller ruft: Für meines Sohnes Frau ist meine Tochter zu schlecht, für Eures Sohnes Zeitvertreib (statt H . . .) zu gut; in Egmont rufen die Bürger von Brüssel statt ‚es lebe die Freiheit' ‚es lebe der Frohsinn', was natürlich gar keinen Sinn hat. Der Beichtvater Philipps in Don Carlos ist in einen Arzt umgewandelt und der Großinquisitor wird gar nicht zugelassen, sondern bleibt in der Coulisse stecken. Wo Philipp ruft: ‚schützt mich vor diesem Priester' heißt es statt ‚Priester' Teufel, weil der Priester nemlich Arzt ist und er doch nicht rufen kann ‚schützt mich vor diesem Doktor!' Auffallend ist die Theilnahme des Publikums. Als Marquis Posa auf den Knieen ruft: Sire gebt Gedankenfreiheit!, erschütterte ein nicht endender Beifall das Gebäude und deutlich hörte man das Wort ‚Preßfreiheit' vielfach brüllen. In der nächsten Vorstellung wird er wahrscheinlich rufen müssen: Sire gebt Gedankenfrohsinn."

Die große Hitze des Sommers rechtfertigt den Besuch einer Konditorei.

„Der im allgemeinen hier herrschende crasse Empirismus wirkte auch wohlthätig auf meinen Oppositionsgeist, so daß ich an meiner theoretischen Dissertation arbeite, in deren Einleitung ich dieses einseitige Treiben züchtigen werde. Doch finden auch meine praktischen Kenntnisse hier Anwendung. Gegenüber dem Burgtheater ist die berühmteste Eisconditorei Wiens, in die ich mich während der heißen Tage einigemale flüchtete. Das Personal derselben besteht aus 10 Mädchen, die unter der strengen Zucht der Frau mit keinem Mann sich in ein Gespräch einlassen dürfen. Die Mehrzahl dieser mitunter recht hübschen Mädchen leidet an Kröpfen und voll Bedauern hierüber machte ich der Kropfigsten den Vorschlag, ihr den dicken Hals dünn zu machen; mit Freude wurde dieß angenommen und nun schmieren die Dinger*) Tag für Tag hinter dem Rücken der Herrin, die es ihnen grausamer Weise untersagt hatte etwas dagegen zu thun und glühen bei dem allmälichen Schwinden der Kröpfe von Dankbarkeit für mich, so viel ich aus den geheimnißvollen zufriedenen Blicken schließen kann, die mich beglücken, wenn ich eintrete. Auch der Arztstand hat seine Freude! Nun wollen sie durchaus wissen, wo ich wohne, um mich nach Verdienst zu belohnen, das wird aber nicht geschehen und ich begnüge mich mit dem Vorzug in der Bedienung, die mir dort vor jedem Eisverschlingenden Grafen und Baron zu Teil wird. N. B. Das Eis ist hier kein theurer Artikel, es wird es bloß, wenn man viel ißt."

Der Sommer bot wenig Gelegenheit zu größerer Geselligkeit. So hat denn auch Thiersch im Gegensatz zu Berlin weniger über Einladungen zu berichten. Intimere Familienbekanntschaften konnte sich bei der Kürze des Aufenthaltes nicht anbahnen und die mannigfachen Empfehlungen an Freunde des Vaters wurden zwar pflichtgemäß erledigt, darunter auch eine Audienz bei der Erzherzogin Sofie,

*) Gemeint ist die Behandlung mit Jodsalbe.

aber zu einem dauernden Freundschaftsverhältnis mit Bekannten und Studiengenossen scheint es nicht gekommen zu sein.

Im ganzen kehrte Thiersch voller Befriedigung von Wien nach München Ende Juli zurück. Er hatte in Wien, nächst Paris damals der ersten Pflanzstätte medizinischer Bildung, das geholt, was ihm für sein allgemeines und spezielles Studium nötig war und trat unmittelbar danach im August 1844, vor erlangter Approbation als Arzt, was damals noch möglich war, eine zweijährige Stellung als Assistent an der Chirurgischen Klinik des Allgemeinen Krankenhauses zu München unter Prof. Rothmund an.

Assistent.

Über Thierschs Assistentenzeit vom August 1844 bis August 1846 liegt wenig Handschriftliches vor. Wir erfahren weder etwas über die operative Tätigkeit seines Lehrers Rothmund noch über seine eigene. Doch bescheinigt das von Rothmund ausgestellte Abgangszeugnis „die ausgezeichneten Kenntnisse, den musterhaften Charakter, die große Teilnahme und Tätigkeit ‚bezüglich auf die Behandlung der Patienten', durch die er sich das Vertrauen und die Achtung seines Lehrers erwarb".

Im übrigen ging das Leben in dem städtischen Krankenhaus mit manchen Schwierigkeiten einher. Das Regiment führten nicht der leitende Arzt oder Krankenhausdirektor, sondern die barmherzigen Schwestern. Die Oberin entschied über alle Streitfälle und nicht immer zum Beifall der Assistenten. So spielten diese eine untergeordnete Rolle und waren gewissermaßen nur geduldet. Mehr als einmal ist es zu ernsteren Zusammenstößen zwischen Assistenten und Verwaltung gekommen. Die Schwestern wurden regelmäßig gegen die Klagen der Ärzte von der Oberin in Schutz genommen. Bei einer solchen Gelegenheit half sich Thiersch auf folgende Weise. Bei der Nachtwache waren die Schwestern wiederholt schlafend angetroffen worden. Alle Beschwerden halfen nichts. Die Schwestern trugen eine Haube mit weit vorragendem Schild. Da er sie wieder schlafend antraf, hielt er ein Licht unter das Schild und brannte ein Loch hinein, ohne daß die Schwester es merkte. Dieser Beweis ad oculos wirkte endlich. Auch über das Essen hatten die Herrn viel zu klagen und sich über die Ausreden der Oberin zu ärgern. Da wurde

der gemeinsame Entschluß gefaßt, die Oberin durch die Tat von der Mangelhaftigkeit und Geschmacklosigkeit der Kost zu überzeugen. Die Assistenten brachten eines Tages in corpore eine Probe zur Oberin, wurden widerwillig genug vorgelassen und bestanden darauf, daß die Oberin die Kost vor ihren Augen zu sich nahm. Von da an wurde es besser. Daß aber solche Reibungen die gegenseitige Stimmung nicht verbesserte und die verantwortungsvolle Tätigkeit der jungen Ärzte nicht erleichterte, läßt sich denken. Thiersch machte bei dieser Gelegenheit die Erfahrung, „daß man sich am leichtesten Achtung verschafft, wenn man Furcht um sich verbreitet.“

Mit manchem seiner damaligen Stationsgenossen verband ihn eine herzliche Freundschaft. Einer derselben, Louis Laval, schreibt einige Jahre später:

„Ich wünsche Dir zu der neu erreichten Stufe Deiner Laufbahn (gemeint ist die Prosektur) von Herzen Glück. Dein eminentes Talent und Dein eiserner Wille werden Dich zu einer wohlverdienten Höhe in unserer Wissenschaft führen; gleichwie Du als edler liebenswürdiger Mensch im bürgerlichen Leben stets einen Ehrenplatz behaupten wirst.“

Mitten in die Assistentenzeit fällt seine Approbation als Arzt. Das unter dem 30. Juli 1845 ausgefertigte Zeugnis bezeugt Thierschs Kenntnisse in Anatomie, Physiologie, Pharmazie, Pathologie, Therapie, Geburtshilfe, gerichtlicher Medizin. Seine Examinatoren waren Weißbrod, Philipp v. Walther, Ringseis, Buchner, Gietl und Erdl. Durch eine Feier im engeren Freundeskreis wurde das große Ereignis festlich begangen. Die Mutter wird gebeten noch einiges zuzulegen und „6 Flaschen Niersteiner 1811 zu 1 fl. zu kaufen“, woraus aber nicht der Schluß zu ziehen ist, daß diese Extraausgabe dem sonstigen auf große Sparsamkeit eingestellten elterlichen Haushalt entsprochen hätte.

Paris.

Mehr und mehr befestigte sich in Thiersch die Überzeugung, daß zum Abschluß seines Studiums der Besuch der Pariser und Londoner Spitäler unerläßlich sei. Der Vater zögert nicht, zur Ausbildung des Sohnes die Mittel bereitzustellen, so schwer es auch fällt,

und nach gründlicher Vorbereitung im Französischen und Englischen sehen wir Thiersch im Februar 1847 die Universität Paris beziehen.

Die Bedeutung dieser Lehrstätte für den Mediziner lag in den Hospitälern, die den verschiedenartigsten Spezialitäten dienten. Erfahrene und tüchtige Ärzte haben die Leitung in der Hand, auch sind die Krankenhäuser meist für den Lehrbetrieb eingerichtet. Der Reichtum der Ausstattung und das liberale Entgegenkommen der Regierung gegenüber den Wünschen der leitenden Ärzte trugen das ihrige bei, diese Spitäler neben den Wiener Anstalten zur besten medizinischen Schule Europas zu machen. Näheres hierüber enthält die bekannte Schrift von Wunderlich: „Wien und Paris".

Thiersch ist erfüllt von den Eindrücken der großen Stadt:

„Was den Fremden zuerst und am meisten fesselt und was der Stadt selbst gegenwärtig den blendendsten Glanz verleiht, das ist die Art und Weise, wie hier der Handel mit allem möglichen Verkäuflichen getrieben wird. Das Großartigste hierin findet man auf den Boulevards, unter Boulevard versteht man nämlich jene breite Straße, welche in einer Länge von 4 Stunden die Altstadt von den Vorstädten trennt und durch Auffüllung der alten Gräben entstanden ist. Hier, namentlich an der Porte St. Martin bis zur Eglise St. Madelaine ist im Erdgeschoß Laden neben Laden, unzählige Gasflammen beleuchten die hinter ungeheuren Fenstern aufs Verführerischste angeordneten Waaren der verschiedensten Art; Spiegel, Glas, Marmor und goldene Rahmen bilden den Hintergrund, die Fassung und auch in den Kaffeehäusern, die sich hier befinden, ist der Luxus mit sammtnen Meubeln und seidnen Vorhängen mehr als königlich. Denke Dir nun diese Straße an allen Punkten bis nach Mitternacht von einem wahrhaften Gedränge von Fußgängern und Wagen erfüllt, von einem Gedränge und Getöse, wie man es bei uns höchstens zur Zeit des Oktoberfestes auf einen kleinen Raum beschränkt findet, so kannst Du Dir eine Vorstellung von dem ersten Eindrucke, den es auf jeden Neuling hervorbringen muß, machen. Anders ist es freilich mit den späteren Betrachtungen, denen dieser erste Eindruck bald Platz macht, denn offenbar kommt dieser ungeheure Luxus und Glanz zuletzt ganz auf Rechnung der Consumenten. In einem noch engeren Raum zusammen findet man diese Kaufläden in den sog. Passagen, was man bei uns ein Durchhaus nennt; solcher Passagen giebt es sehr viele, sie ziehen sich in Windungen und Ecken durch ausgedehnte Häuserquarrées hindurch, die Höfe, welche sie durchschneiden, sind ganz von Glas gedeckt, so daß sie bei einfallendem schlechten Wetter dem Spaziergänger eine angenehme Zuflucht gewähren. Eine solche Passage vom Cottahause in die Weinstraße geführt, gekreuzt von einer zweiten, die die Fingergasse mit der Kuhgasse verbände, würde hier zu den kleineren gehören. In diesen Hallen ist Alles vereinigt, was der gewöhnliche Bedarf und Luxus verlangt. Sehr appetitlich sieht man da, in glänzenden Sälen auf Marmortischen zwischen Wasserbecken mit Springbrunnen, in denen unzählige Goldfische schwimmen, auf frischen

Tannenreisern Fische aller Art ausgelegt, jeder mit kristallnen Eisstücken belegt, neben den Fischen Repphühner, Rehe, Hirsche theils gerupft und entpelzt, theils im Gewand malerisch gruppirt und im Hintergrunde alle möglichen Gerichte, die man aus diesen Rohstoffen bereiten kann. Hast Du Dich daran satt oder hungrig gesehen, und gehst Du einen Schritt weiter, so liest Du auf einer großen transparenten Glasplatte in Gold ‚Cabinets d'aisance inodores'. Auch hier wird einem längst gefühlten oft dringenden Bedürfniß höchst sinnig abgeholfen. Es ist hierunter nämlich eine Reihe von kleinen porzellanenen Abtritten gemeint, wo man um 3 sous eine gründliche Beichte ablegen kann. Die Abtritte bilden in Paris eine partie honteuse, denn ich habe in Privathäusern noch keinen gefunden, auf den man sich setzen könnte, und wenn man so 8 Tage auf ihnen herumgestanden ist, thut es einem ordentlich wohl, wenn man um ein Billiges wieder einmal sitzen kann."

Bei seinen Pariser Studien kam es Thiersch nicht darauf an, bestimmte medizinische Größen zu hören, sondern die Methode kennenzulernen, welche das ungeheure Krankenmaterial am besten für den Unterricht ausnützt. Außerdem suchte er natürlich das ihm noch fehlende Wissen zu ergänzen:



„Nachdem ich jetzt beinahe alle Celebritäten in den verschiedenen Spitälern kennen gelernt habe, werde ich mich in Zukunft besonders auf das Hôtel Dieu und das Hôpital des enfants malades beschränken, um in ersterem Roux's chirurgische Abteilung und in letzterem Guersants, eines noch jungen, aber gründlichen und unbefangenen Arztes Unterricht zu benützen, nebenbei werde ich die Woche ein- oder zweimal eine innere Klinik besuchen, um nicht fremd zu werden und den Charakter der hiesigen Fieber und Entzündungen kennen zu lernen. Den Nachmittag benütze ich zum Besuch einer Poliklinik für Augenkranke und später zu Privatkursen über Mikroskopie und experimentelle Physiologie."

Immer deutlicher kommt ihm die Bedeutung eines gut geleiteten und reichlich dotierten Krankenhauses zum Bewußtsein:

„Hätten wir nur in München so liberale Einrichtungen wie hier. Wer hier Doktor der Facultät ist, und zum Decan sagt: ich will über das und das lesen, dazu brauche ich einen beheizten, beleuchteten Hörsaal, Cadaver und Instrumente, der bekommt, was er verlangt, doch daran ist bei uns nicht zu denken. —

Wie wünschenswert eine solche Stelle wäre, lehrt mir der hiesige Spitalsbesuch. Fast jedes Spital hat einen Arzt, der über dies oder jenes neue Ansichten gewinnt und nun auch gleich durch die That beweisen kann und muß, was daran ist. So sollte man z. B. meinen, über Knochenbrüche sei nicht mehr viel zu sagen, der Gegenstand sei erschöpft, da erhebt sich einer Namens Jobert, und behauptet, alle Verbände bei Oberschenkel- und Unterschenkelbruch wirken gar nicht oder schädlich,

und giebt nun auch wirklich den täglichen Beweis in seiner großen Abteilung, wie er im Stande ist, die gefährlichsten Brüche ohne andern Verband als durch Fixirung der Knöchel und des Beckens mittelst Bänder an der Bettstelle zu heilen. Ich kann nicht auf das Nähere eingehen und das Beispiel soll nur dienen zu zeigen, wie ein Spitalarzt seinen Gedanken, die sonst unbeachtet verschellen würden, Realität zu geben im Stande ist, während der Privatarzt sich an das Hergebrachte, wenn es auch mangelhaft ist, halten muß. Diese Gegensätze wie in Behandlung der Brüche wiederholen sich fast in allen Zweigen, und das Lehrreiche ist eben, zu sehen, wie am Ende alle Wege, nur mit Unterschied, nach Paris führen. Dadurch wird das Urteil über die verschiedenen Verfahren frei und unbefangen, und manchen Erfolg, der sonst der Behandlung gebührte, schreibt man dann bescheiden der Natur zu. Bei uns legt man auf frische Wunden Eis und gewiß mit Recht, hier legen sie einen warmen Brei darauf, und es thut auch gut."

In jene Zeit fiel die amerikanische Entdeckung der Äthernarkose. Thiersch erlebte in Paris die Aufregung, die sie in Ärztekreisen hervorrief. Die Ansichten über die Vorzüge und Nachteile des Verfahrens waren sehr geteilt und über das Zustandekommen der Narkose gingen die Meinungen noch mehr auseinander. Sehr drastisch spottet Thiersch:

„Nichts als Äther in der Klinik, im Journal, im Kafehaus, in der Academie des science, in der medizinischen Gesellschaft, überall Äther. Von gegen 600 Ätheroperationen habe ich wenigstens 60 mit angesehen, die Sache wird ungeheuer langweilig, es ist eben ein Rausch, und über das endliche Wie und Warum wird man ebenso wenig etwas herausbringen als warum das Rindfleisch leichter zu verdauen ist als Backsteine. Das interessanteste ist, was der berühmte Geburtshelfer Dubois in der Academie de medicine vortrug, daß er nicht nur geburtshilfliche Operationen schmerzlos vornehme, sondern auch zwei Frauen schmerzlos gebären ließ. Wohin soll das noch? Der liebe Gott hat doch einen Trumpf darauf gesetzt, daß das Weib mit Schmerzen gebären soll, und jetzt spielen ihm die accoucheurs so mit, wenn er länger ruhig zusieht, so ist er wirklich recht langmütig."

Über zwei Spezialisten läßt sich Thiersch näher aus:

„Die ambulante Klinik für Augenkranke wird von einem deutschen Arzt Sichel geleitet. Derselbe kam vor etwa 20 Jahren als Schüler und ausgedienter Assistent des berühmten Jäger in Wien hierher, und da er sah, wie sehr die französischen Chirurgen in der Augenheilkunde hinter den deutschen zurück waren, ein Unterschied, der noch jetzt nicht ausgeglichen ist, so ließ er sich hier nieder und setzte sein nicht unbedeutendes Vermögen daran. Er begann sogleich mit der Errichtung dieser ambulanten Klinik, und es gelang ihm trotz vieler Kämpfe sich Geltung zu verschaffen." —

„Eine medizinische Spezialität anderer Art ist Leroi d'Etiolles. Dieser Mann bemächtigte sich mit viel Glück der noch nicht alten Erfindung, Blasensteine in der Urinblase zu zermalmen. Er machte in diesem Zweige der Chirurgie mehrere Erfindungen, was die Konstruktion der Instrumente betrifft, und er gilt jetzt für

einen der ersten, wenn nicht den ersten Zermalmer. — Er hat eine Liebhaberei; alte Bilder, so viel ich beurteilen kann, von ausgesuchtem Wert, der italienischen und deutschen Schule angehörig, bedecken die Wände seiner fürstlichen Gemächer, und nachdem er in mir einen Kunstkenner kennen gelernt hatte, indem ich einen Guido Reni und Carlo Dolce, die mir gegenüber hingen, erkannte, gab er sich die Mühe, mir Stück für Stück seiner Sammlung zu erklären, lud mich zum Essen und versprach, mich seinen lithotriptischen Sitzungen — Operationen — beiwohnen zu lassen."

Mit dem bekannten Konstrukteur von Mikroskopen, Oberhäuser, knüpft Thiersch eine Verbindung an, die ihm später sehr wertvoll wurde.

„Ein anderer Deutscher, der mir gut gefallen hat, ist der Optiker Oberhäuser, der mit Nichts sich hier ansässig machend es durch Solidität und Billigkeit zu europäischem Rufe und wohl auch Vermögen gebracht hat."

Neben den medizinischen Studien fand Thiersch noch Zeit, einige Pariser Koryphäen anderer Fakultäten in ihren Kollegs zu hören. Als Zeugnis seiner kritischen Begabung geben wir folgende Darstellung wieder.

„Neulich waren wir im Observatoire, um Arago mit seinem Löwenhaupte in seiner Höhle kennen zu lernen. Der Hörsaal, in welchem er populäre, öffentliche Vorträge über Astronomie hält, ist mit Statuen, Gemälden und Vergoldungen glänzend geschmückt, und faßt gegen 600 Personen. Obwohl es am Ende der Stadt ist, war der Raum schon ¾ Stunden vor Anfang überfüllt mit Zuhörern jeden Standes, Alters und Geschlechtes, die zweistündige Vorlesung handelte von Construktion der Fernrohre und Grund, warum man Planeten bei Tage aus der Tiefe eines Brunnens — Aristoteles — und durch Ferngläser sehen kann. Das interessanteste war jedoch der Eingang; wie jeder beliebte Professor, ward auch er beim Eintritt mit andauerndem, stürmischem Applause begrüßt, eine Sitte, die dem Deutschen äußerst widerwärtig auffällt. Nachdem sich der Sturm gelegt, erzählte er von einem zweiten Briefe, der ihm von einem Geistlichen zugeschickt worden. Er hatte nämlich 14 Tage vorher den Bau des menschlichen Auges erklärt und dessen wunderbare Einfachheit durch Darstellung der optischen Gesetze auseinandergesetzt. Hierauf erhielt er einen Brief, worin ihm vorgeworfen wird, daß er nach dieser Auseinandersetzung nicht in inbrünstigen Dank gegen Gott, dem Geber und Schöpfer dieses Wunderwerkes ausgebrochen sei. In der darauf folgenden Vorlesung antwortete er nun, daß er keine Predigt oder Erbauungsstunden, sondern rein wissenschaftliche Vorträge halte. Er habe allerdings auch seine Religion — es war ihm nämlich auch vorgeworfen, er müsse wohl an keinen Gott glauben — huldige übrigens der Toleranz eines Fenelon, die er auch dem Briefsteller empfehle. Hierbei beruhigte sich aber dieser nicht, sondern schrieb einen zweiten Brief, worin er ihm vor-

wirft, daß die Unterlassung des Dankes nun ganz unverzeihlich sei, da er, wie er zugebe, an eine Vorsehung glaube, worauf mehrere pathetische Apostrophen folgten, wie z. B. ‚düsterer Schatten laß ab von Deinem Thun‘. Diesen Brief las er dem Auditorium vor, und wie sehr er bewegt war, sah man aus dem Zittern der sonst festen Hand, die das Blatt hielt. Er sprach dann einiges ungefähr des Sinnes, daß er stolz darauf sei, in seinem Colleg den Türken friedlich neben dem Christen sitzen zu sehen, und daß man sehen könne, wie er nicht unrecht gehabt habe, diesem Eiferer Toleranz zu empfehlen.

Donnernder Applaus fehlte natürlich nicht, und den Pfaffen, deren Einige mit geschorener Kopfschwarte in meiner Nähe saßen, wurde es sichtlich unheimlich zu Mute.

Nimmt das Publikum bei diesen Vorlesungen schon so lebhaften Anteil, so ist dieß bei politisch gefärbten noch weit mehr der Fall, am meisten bei Michelet, der im College de France über Philosophie der Geschichte liest. Hier wird schon eine Stunde vor Anfang Queue gemacht, und wenn dann die Thüre sich öffnet, entsteht ein wirklich lebensgefährliches Drängen, um einen Platz in dem geräumigen, wohl 500 Personen fassenden Hörsaal zu bekommen. Die drei vordersten Reihen werden von Damen eingenommen, deren einige gar emsig die goldenen Worte zu Papier bringen. Der ganze übrige Raum ist Schulter an Schulter gedrängt voll, und um die Zeit auszufüllen, werden patriotische Lieder, namentlich die Marseillaise gebrüllt, worauf dann die Hauptschreier sich durchdrängen, um in ihren Hüten für Polen kupferne Sous zu sammeln. Das Gesammelte wird auf dem Katheder ausgeschüttet und vom Diener in Säckchen gefüllt. Als ich dort war, hatten sie ganz ansehnliche Säckchen zusammengebracht. Endlich kam der Gefeierte unter betäubendem Jubelgeschrei; nahe an den 60, mit weißem Haar, magerem, langen Gesicht, stechendem Auge und sehr beweglichem Munde, hat er in seiner äußeren Erscheinung nichts Würdiges. Dafür ist er ein ausgezeichneter Komödiant, in seiner Deklamation durchläuft er in einem Nu den Raum vom verschwindenden Lispeln bis zum dröhnenden Schreien, wobei er dann mit der linken Hand stark auf den Katheder schlägt; steht ein Knalleffekt bevor, so läßt er eine lautlose Pause vorhergehen, während welcher er mit unbeweglichem Auge die Zuhörer fixirt. Das Effektwort wird meist lächelnd gelispelt und unmittelbar darauf im höchsten Affekt fortgefahren. Zum Beispiel: ‚Meine Hörer! Worin beruht die Stärke? In äußeren Dingen gewiß nicht (Ausführung), die Stärke (force) ruht in uns selbst (ernsthaftes Gesicht und düsterer Ton der Stimme, verwunderte Gesichter der Zuhörer), ja meine Herrn, in uns, ich sage in uns (Affekt, schlägt auf den Tisch, steigende Spannung), wenn wir etwas recht wollen, so gelingt es auch (Allgemeine Verwunderung), ich sage recht wollen, ohne alle Rücksicht auf möglichen Vorteil oder Nachteil, der für uns daraus entspringen kann, mit unserm ganzen Ich. Freilich ist es hierbei oft nötig, seine Lieblingsneigungen (faibles) aufzugeben (lächelnd). Jeder von uns hat sein faible (Heiterkeit) (verschämt und leise), auch ich habe mein faible (Spannung, lautlose Pause, lispelnd), c'est l'enseignement (Donnernder, nicht endender Applaus). Freilich bin ich hierin etwas verwöhnt worden, diese Vorträge halte ich vor einem so gemischten (varié) Publikum (Gelächter wegen der Zweideutigkeit des Ausdruckes), meine Herrn, Sie müssen mich recht verstehen, wenn ich sage gemischt, so meine ich

damit, daß ich vor mir neben der gebildetsten alle übrigen Nationen sehe, alle Alter, Stände und Geschlechter sind um mich versammelt, ja! von diesem Katheder aus, den meine Vorgänger geehrt und den ich (stolz) wie ich glaube nicht entehrt habe (Applaus), lehre ich vor Europa! (langer Applaus) (steigender Affekt). Ihn verlassen, wäre mein Tod, und doch (Pause), an dem Tage, wo ich in diesen meinen freien Mitteilungen die geringste Mäßigung (menagement) eintreten lassen müßte (mit fallender Stimme), an diesem Tage würde ich ihn verlassen' (einige Damen weinen).

In ähnlicher Art geht es dann fort und wenn es aus ist, kann man sich mit Sicherheit sagen, daß man eigentlich Nichts gehört hat, als ein wechselseitiges Cajoliren zwischen Lehrer und Publikum. Es war mir, als ich aus dem Qualm u. Getöse wieder ins Freie kam, ganz öd vor lauter vagem und planlosem Enthusiasmus zu Muthe, und wie ich hier bei den gebildeten Ständen sehe, wie es mit der Intelligenz nicht so weit, desto weiter aber mit der Eitelkeit her ist, so habe ich auch schon oft in den niedern Volksklassen beobachtet, daß die Deutschen eine bessere und bildungsfähigere Nation sind."

Zum Schlusse seien noch seine Bemerkungen über einen Besuch des Findelhauses beigefügt.

„Eine Anstalt, die Ihr aus dem Stück ‚das Weib aus dem Volke' dem Äußeren nach kennt, besah ich mir neulich von Neuem, nämlich das Findelhaus. Ich lernte dabei auch die Person kennen, welche den Tabernakel mit der Bescherung (nachdem geklingelt ist) ins Haus hineindreht. Diese Person ist der concierge, welcher in einer Nacht oft über ein Dutzend Kinder in Empfang nimmt. Morgens liegen sie dann im Receptionssaal beisammen in kleinen eisernen Bettstellen mit Reif. Ich zählte 30, die in 1½ Tagen zusammen gekommen waren. Die meisten sahen sehr kümmerlich aus, und es sterben über $^2/_3$ in den ersten Tagen. Früher war die Mortalität noch bedeutender, und erst seitdem man sie Ammen aufs Land mitgiebt, und wieder aufnimmt, wenn sie hinreichend erstarkt sind, um Surrogate zu vertragen, geht es besser. Die Anstalt sorgt bis ins 21. Jahr für die Kinder, und die Kosten betragen auch mehrere Millionen jedes Jahr, so daß einige ökonomische Magistratsräte schon öfters die Aufnahme beschränken wollen, wobei man geltend macht, daß Leute in erträglichen Umständen ihre Kinder in die boite legen."

Anfang Juni 1847 erreichte der Pariser Aufenthalt sein Ende. Das Geld reichte nicht mehr für den Besuch in England, und Thiersch trat die Heimreise über Brüssel, Köln und Marburg an, wo er seinen Bruder Heinrich besuchte.

Einfluß der Naturphilosophie. Doktorabhandlung.

Mit dem Besuch von Paris erhielt die medizinische Ausbildung Thierschs ihren Abschluß. Wir können jedoch die Betrachtung über seinen Studiengang nicht beenden, ohne einen Blick auf den Einfluß zu werfen, den die sog. Naturphilosophie damals noch auf die Medizin ausgeübt hat.

Wir sind es gewöhnt, die Medizin rein als Erfahrungswissenschaft zu betrachten. Sie hat sich ihre Stellung neben anderen Disziplinen der Naturwissenschaft errungen einerseits durch die Arbeit in wissenschaftlichen Laboratorien, andererseits durch Beobachtung am Krankenbett und Seziertisch. Philosophische Fragen bewegen den heutigen Mediziner nicht mehr, und der Student, wenn er nicht etwa Geschichte der Heilkunde hört, erfährt nichts von den großen Kämpfen, die vor hundert Jahren mit den Hilfsmitteln des spekulativen Denkens um den Wert des jeweiligen Systems der Medizin ausgefochten wurden.

Anders zur Zeit Thierschs. Die Philosophen des Altertums kannten keinen Unterschied zwischen dem Studium der Natur und dem der Philosophie. Auch bei Kopernikus, Galilei, Kepler und Descartes wird kein Unterschied gemacht. Erst seit Wolff und Kant versteht man in Deutschland im allgemeinen in noch engerem Sinne unter Naturphilosophie den Inbegriff der unabhängig von allem Erfolg lediglich durch philosophische Spekulation zu gewinnenden Naturerkenntnis. Als Naturphilosophie ist der Teil der Metaphysik zu verstehen, der sich mit der materiellen Außenwelt beschäftigt im Gegensatz zur Geistesphilosophie, deren Objekt die geistige Welt ist.

Als der bedeutendste Vertreter der Naturphilosophie in Deutschland galt der Philosoph Schelling (1775—1854). Seine Schriften über Naturphilosophie („System der N. Zeitschrift für spekulative Physik, Identitätssystem, die mit dem Mediziner Markus in Bamberg herausgegebenen Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft") umfassen den Zeitraum 1798—1806. In seinen späteren Schriften hat er sich mehr anderen Zweigen der Philosophie zugewandt. Seine Betrachtungen über Naturphilosophie sind also lediglich Jugendwerke. Aber gerade als solche haben sie einen mächtigen, heute gar nicht mehr zu verstehenden Einfluß auf die Medizin ausgeübt. War es das tiefe Bedürfnis der Zeit des Rationalismus, eine Erklärung des Zusammenhanges aller Dinge von einem Punkte aus zu fordern? Die Religion gab diese Erklärung nicht, die Philosophie Schellings unternahm es, die Erscheinungen der Natur unter einem einzigen Prinzip zusammenzufassen. Indem sie den Menschen als höchste Offenbarung der Natur erblickte, formulierte sie für ihn in Gesundheit und Krank-

heit die gleichen Gesetze wie für die gesamte organische und anorganische Natur. Schelling erblickt die höchste Vervollkommnung der Naturwissenschaft in der vollkommenen Vergeistigung aller Naturgesetze zu Gesetzen des Anschauens und Denkens, eine vollendete Theorie der Natur in einer Auffassung der ganzen Natur in Intelligenz.

„Das höchste Problem aller Naturwissenschaften bildet eine Entwicklung des ersten Gesetzes, aus welchem alle Naturgesetze abgeleitet werden können, d. h. das höchste Problem der Naturwissenschaft ist die Natur in ihrer höchsten Einfachheit zu finden. Ein solches Gesetz muß eine höhere Begründung als die in der (sinnlichen) Erfahrung haben, diese Begründung kann nur durch Spekulation und zwar auf Grund der Transzendentalphilosophie gewonnen werden." — —

„Die ganze organische Welt lehrt, wie die Natur, vom Niedrigsten anfangend und von Stufe zu Stufe fortschreitend, dem unvermeidlichen Punkte der Trennung zueilt und aus dem Geformten eben wieder die Vereinigung herbeiführt, somit sind die Individuen ein Mittel für die Reproduktion der Gattung und mit der Erfüllung dieses Zweckes fallen sie der Zerstörung anheim." — — —

„Aus diesen Betrachtungen erhellt, daß die Natur sich in immer engeren Grenzen organisiert, daß die Tätigkeit in der organischen und anorganischen Welt ursprünglich von denselben Bedingungen abhängig, daß das Leben nur eine höhere Potenz des scheinbar Toten ist und daß über beiden, als deren gemeinschaftlicher Quelle, der organisierende Weltgeist schwebt."

Schelling, obwohl er das absolute Denken in den Vordergrund der Naturerkenntnis stellt, weist doch auch dem Experiment seine Rolle zu, wie sich aus seinen Betrachtungen über die dialektische und induktive Methode ergibt:

„Die dialektische Methode besteht darin, daß die nicht willkürlichen, sondern vom Denker selbst diktierten Annahmen gleichsam dem Versuch unterworfen werden. Ebenso nun aber steht in der Physik zwischen Denken und Erfahrung etwas in der Mitte, das Experiment, das immer eine apriorische Seite hat. Der denkende und sinnreiche Experimentator ist der Dialektiker der Naturwissenschaft, der, ebenfalls durch Hypothesen, durch Möglichkeiten, die vorerst bloß im Gedanken sein können, und auf die er auch durch bloße logische

Konsequenz geführt ist, hindurch geht, ebenfalls um sie aufzuheben, bis er zu derjenigen gelangt, welche sich durch die letzte entscheidende Antwort der Natur selbst als Wirklichkeit erweist."

Thiersch, dessen Erlanger Prorektoratsrede (1861) „über Lehren und Lernen" wir dieses Zitat entnehmen, fügt hinzu: „Durch diese Worte des großen Philosophen ist das Wesen der Forschung, der höchsten geistigen Arbeit, in meisterhafter Weise charakterisiert. Nur wer sich mit voller Willenskraft, ja mit Leidenschaft in einen Gegenstand vertieft, dessen gnostische Vorbedingungen er beherrscht, wird zu neuen Ergebnissen gelangen."

Die Gedanken Schellings, obwohl sie der Medizin keinen Nutzen brachten, riefen einen mächtigen Widerhall hervor und bedeutende Ärzte und Forscher nahmen sich ihrer an. Bis weit in die Mitte des 19. Jahrhunderts läßt sich ihr Einfluß verfolgen und zur Zeit, als Thiersch studierte, war er noch keineswegs überwunden. Der große Physiologe Johannes Müller räumt der Naturphilosophie noch einen bemerkenswerten Platz ein: „Die Kraft der Unterscheidung des isolierenden Verstandes sowohl als der erweiternden und zum Allgemeinen strebenden Phantasie sind dem Naturforscher in einem harmonischen Wechselwirken notwendig. Durch Störung dieses Gleichgewichtes wird der Naturforscher von der Phantasie zu Träumereien hingerissen, während diese Gabe den talentvollen Naturforscher von hinreichender Verstandesstärke zu den wichtigsten Entdeckungen führt."

Auch der Innere Kliniker Schönlein in Berlin, ein klarer, kritischer Kopf, der die Beobachtung am Krankenbett, die methodische Untersuchung der Kranken und die Kontrolle der Diagnosen durch pathologisch-anatomische Befunde an die Spitze seines Unterrichtes stellte, lange bevor dies an anderen Kliniken Deutschlands üblich war, auch Schönlein bewegte sich, in dem Bestreben, die Krankheiten in ein System zu bringen, in Bahnen, die lebhaft an die Ideen der Naturphilosophie erinnern. Seine Einteilung der Krankheiten in drei Klassen, des sog. Zoogens als Substrat des tierischen Lebens, des Blutes und der Nerven mit zahlreichen Familien, unter denen die von uns heute als Infektionskrankheiten erkannten Affektionen einen sonderbaren Platz einnehmen, hat nur noch historisches Interesse.

In München selbst war ein Lehrer Thierschs, der gefeierte Philipp v. Walther, in seiner Jugend wenigstens, ganz in dem Bann der Naturphilosophie befangen; er hat sich allerdings später davon frei gemacht. Dagegen bekannte sich ein anderer Münchner Hochschullehrer, Ringseis, zur Zeit Thierschs noch der mächtigste Mann der medizinischen Fakultät, in seinem 1841 erschienenen „System der Medizin", zu naturphilosophischen Grundsätzen, die von der jungen Münchner Schule, die sich Ende der vierziger Jahre zu entfalten begann, in allen ihren Teilen abgelehnt wurden.

Wir folgen der Darstellung Friedrich v. Müllers (Spekulation und Mystik in der Heilkunde):

„. . . Ringseis sieht die ganze Natur als beseelt an. Auch der Krystall hat einen ihm innewohnenden immateriellen Gestaltungstrieb. Von dem Anorganischen ausgehend entwickelt sich die bildende und immaterielle Seele der Pflanzen und aus dieser die sehr viel höhere des Tieres, die als dunstartige Flüssigkeit im Blut und im Nervensystem kreist, Fühlen, Bewegung und Triebe vermittelt. Zu dieser unbewußten siderischen Seele kommt beim Menschen als dritte und höchste Sphäre, Alles durchdringend, der von Gott gegebene unsterbliche Geist."

Ringseis verwirft das Mikroskop und wendet sich mit grimmigem Hasse gegen die Anwendung der Physik und Chemie auf die Medizin überhaupt. Ja selbst die Bedeutung der Anatomie und Physiologie für den Arzt leugnet er „weil Gestalt und Funktion des kranken Körpers völlig verschieden ist von der des gesunden".

Im Gegensatz zu Schönlein, Griesinger und Wunderlich verwirft er deren Anschauung, daß Gesundheit und Krankheit auf denselben Naturgesetzen beruhen und daß manche Krankheitserscheinungen, wie z. B. Entzündung und Fieber Reaktionsprozesse des Körpers gegen die Krankheitsursache und damit zur Heilung führende Vorgänge seien. Nach Ringseis gibt es keinen größeren Gegensatz als zwischen Gesundheit und Krankheit, es ist derselbe Gegensatz wie zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster, Himmel und Hölle.

„. . . Es ist ausgeschlossen, daß ein Organ sich isolierend gegen die übrigen feindselig erhebe, der Krankheitsprozeß sei vielmehr stets

ein Allgemeinleiden und vielfach ohne sichtbare leibliche Gestaltung. Er ereifert sich deswegen gegen die Bedeutung der pathologischen Lokalbefunde und richtet seinen Blick nur auf das Allgemeinbefinden . . ."

Die Mediziner zu Thierschs Studienzeit hatten den vollen Gegensatz zwischen den Theoremen der Naturphilosophie und den Forderungen der exakten Naturwissenschaften nicht mehr in dem Grade zu spüren wie etwa zwei Jahrzehnte zuvor. Denn immer deutlicher wiesen die Ergebnisse der experimentell schaffenden Medizin den Weg, der von der Philosophie hinwegführte. Andererseits war aber Thiersch im elterlichen Hause unter dem Einfluß von Männern, welche die geistigen Wissenschaften über die Naturwissenschaften stellten, aufgewachsen. Es lag deswegen für den 24jährigen Doktoranden ein Reiz darin, die großen Gegensätze seiner Zeit an einem Gegenstand kritisch zu verarbeiten, an den sich bisher keiner gewagt hatte. Drei Jahre hat er an der Doktorarbeit gefeilt, welche die Überschrift trägt: „Zur Lehre von der Arzneiwirkung". Obwohl die Arbeit unbeachtet geblieben ist, sei doch eine Besprechung ihres Inhaltes aus damaliger Zeit wiedergegeben als Beweis dafür, wie sehr sich Thiersch bemüht hat, eines der höchsten Probleme, die sich der medizinischen Wissenschaft bieten, zu erfassen und ihm eine Richtung zu geben. Die Rezension lautet:

„. . . Bei einer Ausdehnung von nur 24 Seiten war es natürlich, daß der Verfasser nicht in die Tiefen jenes unermeßlichen Gebietes selbst eindringen konnte, sondern allein, wie es auch seine Absicht war, gewisse allgemeine Gesichtspunkte aufzufinden vermochte, bei deren richtiger Durchführung es in der Zukunft vielleicht einmal möglich werden möchte, ein wirkliches System der Materia medica zu gewinnen. Bei solchem Verhältniß war es durch die Sache selbst gegeben, daß die ganze Arbeit in zwei Theile zerfallen mußte: einen kritisch-historischen und einen andern von mehr positiver Natur . . .

Thiersch ist weder Naturphilosoph noch reiner Empiriker. So wenig er nämlich von einer Spekulation etwas wissen will, welche die sinnliche Erfahrung aus ihrem Recht verdrängt und dafür der Phantasie angehörige Fiktionen unterschiebt, ebensowenig führt er einer Empirie das Wort, welche alle leitenden Ideen verwirft und infolge hiervon gleichsam ins Ziellose hinaus experimentirt. Da nun die neuere Naturwissenschaft und Medizin von einer apriorischen Construktion völlig abgekommen ist, so blieb unserm Verfasser nichts Anderes übrig als zunächst den Beweis zu liefern, wie die neuere medizinische Wissenschaft trotz ihrer herrlichen Entdeckungen bis jetzt doch noch ohne alle entscheidenden Resultate geblieben sei und namentlich ohne solche, welche auf die Materia medica fruchtbringend hätten einwirken können.

Deshalb sei man aber in der Gegenwart bei einem Skeptizismus angekommen, der viel genommen, aber im Ganzen doch wenig gegeben habe, ja der unter dem Einfluß der französisch-statistischen Schule an den großen Culturstätten der Bewegung zu vollkommener Apathie und Indifferenz zu führen drohe. Die zwei größten Resultate auf dem Gebiete der physiologisch-empirischen Forschung, welche die Neuzeit errungen, seien der Bell'sche Lehrsatz und die Schwann'sche Zellentheorie. Dennoch seien die weiteren Resultate beider Entdeckungen noch so sehr fragmentarisch, die einschlagenden Beobachtungen noch so bedeutend widersprechend, daß allgemeine stichhaltige Grundsätze daraus kaum abstrahirt werden könnten. Dieß gelte namentlich rücksichtlich der Materia medica. Denn lehrten auch die Consequenzen der bezeichneten zwei Entdeckungen, daß Mittel, denen man sonst eine ausgezeichnete dynamische Wirkungsweise zuschrieb, mit der Peripherie des Organismus in Wechselwirkung gesetzt, nur unter Aufnahme in die allgemeine Circulation zur zentralen Wirkung gelangen können, so sei mit diesem Gesetze doch nur eine höchst allgemeine Form medizinischer Wirksamkeit gefunden; worauf es vor Allem ankommt, das specifische Detail geht hierbei noch vollkommen leer aus. Führt nun aber nach dem Verfasser der Fortschritt der neueren Physiologie zu keinem letzten Urphänomen, zu keinem Faktum, dessen Universalität die Stelle eines Prinzips vertreten könnte, so vermag dieß vielleicht die organische Chemie zu leisten, deren neuester Aufschwung so bedeutend war. Indeß wird man auch hier nur allzubald wenigstens teilweise enttäuscht. Denn der wohltätige Einfluß der Chemie auf die Lehre von der Arzneiwirkung beschränkt sich auf den Teil der Forschung, der sich mit den Veränderungen der Ausscheidungsstoffe beschäftigt; jeder Berechnung der Chemie mit ihren jetzigen Hilfsmitteln entgehen jedoch die Veränderungen, welche unter dem Einfluß des Arzneikörpers im innern Stoffwechsel vorgehen. Also auch die moderne organische Chemie leitet nur bis zur Pforte des Heiligtumes; dies selbst bleibt auch von ihr völlig unbetreten. Führen nun aber weder die bisherigen physiologischen noch chemischen Entdeckungen zu einem sichere Erklärung versprechenden wie gewährendem Prinzip, so bleibt — und hiemit beginnt der zweite Abschnitt des Verfassers — nichts übrig als von Außen herein ein solches aufzunehmen, demnach ein theoretisches Prinzip an die Spitze zu stellen, welches an sich zwar nicht naturphilosophisch ist, aber Nichts in sich aufnimmt, was irgendwie dem Status quo der Empirie widersprechen könnte. Thiersch findet ein derartiges Prinzip in folgenden hier möglichst kurz zusammengezogenen Sätzen ...

Der Dual von Körper und Geist, Materie und Idee weist mit seiner Copula auf ein primitives, potentiales absolut Eines zurück. Aus dieser in sich identischen, gegensatzlosen Einheit ist einst eine Scheidung hervorgegangen, die kein endloses Zerfahren in formlose Gegensätze zur Folge hatte, sondern Alles, was uns umgiebt, zu formalen Einheiten verband. Der Grund dieser secundären Verbindungen ist nur in dem Streben zu suchen, durch einen successiven Prozeß die ursprüngliche Einheit als Produkt wieder herstellen zu wollen. Dieser successive Prozeß ist die Geschichte der Welt. Der Anfang dieser Geschichte ist die Zersplitterung der Materie in Weltkörper, deren Grundgesetz, wie das der Materie, die Schwere darstellt. Wo die Schwere gestört wird, tritt Bewegung und als deren Folge Stoffwechsel ein.

Bewegung und Stoffwechsel sind daher die Basis des Lebens. Das Produkt des Lebens ist Vegetation und Animalisation, die in sich hinwiederum einen Kreislauf des Stoffwechsels besitzen. Der Gipfel des Lebendigen ist der Mensch. Auf dem Begriff des Stoffwechsels beruht der der Nahrung. Da die formalen Einheiten der gewordenen Welt auf ein letztes Ziel hinstreben, so ist alles, was dieser zielvollen Bewegung entspricht, gesunde Nahrung: was ihr aber entgegen ist, wirkt zerstörend und ist daher Gift. Die Genesis solchen Giftes ist aber auf Unterbrechungen zurückzuführen, welche der allgemeine Evolutionsprozeß in seinem nach verschiedenen Seiten gerichteten Einheitsstreben erlitten hat. Krankheit ist Nichts als Störung der individuellen Bewegung, wodurch dieselbe in Gegensatz zu der allgemeinen geschichtlichen Bewegung tritt. Da alle formalen Einheiten individuellen Lebens neben ihrer Stellung zum allgemeinen Leben ihre eigenen Entwickelungsstufen haben, so besteht zwischen ihnen ein Verhältniß relativen Gegensatzes sowie relativer Verwandtschaft. Es können daher zwei oder mehrere dieser formalen Einheiten nicht in Wechselwirkung treten ohne Erzeugung eines Conflictes. Endet der Conflict mit Aufnahme der niederen Stufe in die höhere, so heißt er Assimilation. Tritt in dieser eine Störung ein, so manifestirt sich dieselbe als eine Verselbständigung des Niederen gegen das Höhere. Solche Verselbständigungen ereignen sich am leichtesten in der Peripherie des Lebendigen, im peripherischen tierischen Stoffwechsel der Atmung, Verdauung. Am häufigsten werden aber solche Störungen ausgehen von Erscheinungscomplexen, deren Bewegung in einer gewissen Stärke der Richtung im tierischen Stoffwechsel entgegengesetzt ist. ‚Die Aufgabe der Wissenschaft‘ — wenn auch eine noch so entfernte und schwer zu lösende — ‚wäre nun, die Stellung der Medicamente sowie aller Naturkörper überhaupt als Glieder eines allgemeinen Evolutionsprozesses zu bestimmen und so die Gesetze zu eruiren, nach denen sie auf die allgemeine Kreisbewegung des tellurischen Stoffwechsels sowie dessen einzelne Abschnitte im normalen wie gestörten Zustand einwirken müssen.‘

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein zu beurteilen, inwieweit es der empirischen Naturwissenschaft erlaubt sei, von einem außer ihr liegenden Prinzip auszugehen, und wenn, ob Thiersch das richtige Prinzip ergriffen und richtig durchzuführen begonnen hat. Nur ein Doppeltes möchten wir dem Schluß dieser Anzeige noch beifügen. Erstens nämlich möchten wir den Verfasser auffordern, auf dem betretenen Weg mit Kraft und Ausdauer voranzugehen. Denn er scheint uns der Mann zu sein, welcher Kraft, Scharfsinn, Wissen und Nüchternheit in genügendem Maaße verbindet, in der Zukunft ein System der Materia medica herzustellen, welches ebenso die Ansprüche der Empirie wie des höheren Denkens zu befriedigen weiß. Zweitens möchten wir auch noch besonders die Seite an dem Schriftchen hervorheben, welche uns vorzüglich veranlaßt hat, desselben zu erwähnen. Wir glauben nämlich in dieser kleinen Arbeit die ersten Anzeichen einer Umänderung wahrzunehmen, welche den naturwissenschaftlichen Studien in einer nicht allzu großen Ferne bevorsteht. Denn wenn es allerdings fehlerhaft ist, mit Hintansetzung von Natur und Erfahrung die Wissenschaft der sinnlichen Welt aus einem willkürlichen und deshalb auch immer phantastischen Prinzip ableiten zu wollen, so ist es doch auch nicht minder fehlerhaft, gleichsam absichtlich mit der Vernunft in den

Phänomenen stecken bleiben zu wollen und daher jeden Versuch, sich zum Allgemeinen zu erheben, alsogleich mit dem Namen der Phantasie und der Träumerei zu brandmarken. Daß wir in dieser Beziehung einer gerechteren Zeit entgegen gehen, die sich nicht in die Charybdis zu stürzen Lust hat, um der Scylla desto gewisser zu entgehen, dafür sprechen so manche Zeichen der Gegenwart. Wir erlauben uns auch die vorstehende Inauguralabhandlung denselben beizuzählen."

Thiersch ist jedoch dem Rat des Rezensenten nicht gefolgt. Er hat sich, wenn auch sein Interesse für philosophische Probleme immer rege war, doch nie wieder eingehend mit ihnen beschäftigt. Alle seine späteren Arbeiten sind, wie wir sehen werden, auf Beobachtung und Erfahrung gegründet. Aber er hat zeit seines Lebens die philosophische Vorbildung, die er auf der Universität genossen, hoch eingeschätzt und sie als einen wertvollen Faktor in das wissenschaftliche Denken überhaupt eingestellt.

München 1847—1854.

Prosektor. Habilitation. Injektionspräparate. Anatomische Studien.
Als Militärarzt in Schleswig-Holstein. Pfeufer.
Liebig. Geselligkeit im Hause Dönniges. Cholera-Arbeit.

Thiersch entschied sich nach seiner Rückkehr aus Paris, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Da sich keine Gelegenheit fand, in München Chirurgie zu lesen, dasjenige Fach, das er immer im Auge behielt, so bewarb er sich zunächst um die durch Förgs Abgang frei gewordene Prosektur. In seinem Bewerbungsschreiben heißt es: „Da mir nicht fremd blieb, daß alles chirurgische Wissen ohne die Grundlage genauer anatomischer Kenntnisse nur Stückwerk sey, beschäftigte ich mich auf der hiesigen anatomischen Anstalt unter den Augen der Herrn Professoren Schneider und Förg mit topographischer Anatomie . . .“

Andere Bewerber scheinen nicht vorhanden gewesen zu sein. Die Prosektur wurde ihm am 7. Oktober 1848 übertragen. Nach dem Anstellungsdekret hat er „die Leichenöffnungen für sämtliche klinische Vorträge an der medizinischen Fakultät zu besorgen mit einem Gehalt von 525 Gulden in Geld und einem normenmäßig zu vergütenden Nebenbezug von zwey Schäffeln Weizen und fünf Schäffeln Korn im Geldenschlage zu 75 Gulden.“ Die Unterschrift trägt den Namen seines Vaters als damaligen Rektor der Universität.

Aus der Zeit seiner Prosektur hat sich das von ihm geführte Protokollbuch erhalten. Es sind darin verzeichnet vom November 1848 bis April 1849 85 Sektionen, darunter 13 Todesfälle an Krebs, 9 an Pyämie, 9 an Lungentuberkulose und 5 an Unterleibstyphus. Die sauberen Eintragungen sind kurz, aber erschöpfend und enthalten alles Wesentliche. Die wichtigeren Merkmale des Leichenbefundes sind mit der größten Genauigkeit beschrieben. Auch die Krankengeschichte ist im Auszuge beigefügt.

Die widersprechenden Ansichten über das Wesen der Pyämie (Blutvergiftung) veranlassen ihn, dieser Frage an der Hand des Sektionsmaterials nachzugehen. Er gewinnt daraus die Unterlagen für seine Habilitationsschrift über „Pathologisch-anatomische Beobachtungen über Pyämie nebst kritischen Bemerkungen über die Theorie der Pyämie (München 1846)." In dieser Schrift offenbart sich die Methode, die auch allen seinen späteren Arbeiten zugrunde liegt: Sammlung eines hinreichend großen Beobachtungsmaterials, historisch-kritische Würdigung der bisherigen Forschung, Gegenüberstellung der früheren Ansichten mit den seinigen und scharfe Formulierung der gefundenen Ergebnisse. Alles Hypothetische wird als solches gekennzeichnet. Thiersch konnte natürlich mit den ungenügenden Hilfsmitteln jener Zeit die schwierige Aufgabe nur in beschränktem Maße lösen. Die Mikroorganismen als Erreger ansteckender Krankheiten waren noch unbekannt und hätten auch mit den damaligen Mikroskopen und bei dem Mangel jeder Färbungsmethode nicht sichtbar gemacht werden können. Aber doch lenkte sich die Aufmerksamkeit bereits auf ein hypothetisches, von außen eingeführtes Gift. Man suchte es in der atmosphärischen Luft. Thiersch gelangt in seiner Abhandlung zu nachfolgenden Schlußfolgerungen:

„Während irgend einer Eiterung zersetzt sich das Exsudat auf der Wundfläche, so wie die in das umgebende Parenchym gesetzte Ausschwitzung, d. h. die Wunde wird jauchig. Die nähere Kenntniß der Ursachen dieser Verjauchung fehlt uns, doch werden sie jedenfalls zu suchen seyn in der Beschaffenheit der Wunde, in dem Allgemeinbefinden des Kranken und in äußerlichen, namentlich atmosphärischen Einflüssen . . ."

„Man muß das pyämische Fieber als die Folge einer Vermischung faulender tierischer Stoffe mit dem Blute betrachten, denn aus der Vermischung blanken Eiters mit demselben kann es nicht abgeleitet werden."

Weitere Ausführungen beziehen sich auf die Entstehung und Bedeutung der Pfropfbildung in den venösen Gefäßen (Venenthrombosen). Die Abhandlung trägt streng pathologisch-anatomischen Charakter und hat nur insofern zur Chirurgie Beziehungen, als die zur Sektion kommenden Krankheitsfälle Verletzungen oder Operationen betrafen, denen sich Pyämie hinzugesellte.

Sein Habilitationsgesuch begleitet Thiersch mit folgenden Ausführungen: „. . . aus der beifolgenden Abhandlung kann eine hohe Facultät die Richtung entnehmen, die ich bei Ausübung meines Berufes für fruchtbringend halte: größte Ausdehnung der sinnlichen Beobachtung und vorsichtige Annahme und Verwendung hypothetischer Sätze, scheint mir, müßten vereinigt werden, um nicht trotz eines weitgehenden Materialismus in vage Theorieen zu geraten."

Die Abhandlung wurde einstimmig von der Fakultät angenommen und die Zulassung als Privatdozent am 16. August 1849 ausgesprochen.

Die folgenden Jahre sind entscheidend für die Zukunft Thierschs. Er entwickelt in Vorlesungen und Kursen sein Lehrtalent. Daneben handhabt er ein Instrument, das noch nicht wie heute Gemeingut war — das Mikroskop. Wer ist eigentlich der Lehrer gewesen, der Thiersch in der Mikroskopie unterwies? In München gab es keinen, die Histologie stak noch in den Kinderschuhen. In Paris hat er wohl Anregung bekommen, aber er wird wohl auch hierin sein eigener Lehrmeister gewesen sein.

Einer seiner damaligen Schüler schreibt (vgl. Helferich, Nachruf S. 4): „Thierschs Hauptverdienst während seiner Lehrzeit in München war die Einführung des Unterrichtes der mikroskopischen Anatomie, der normalen Histologie in den Lehrgang der Studirenden und die praktische Unterweisung im Gebrauche des Mikroskopes. Ganz vorzüglich war sein Colleg über topographische Anatomie mit Anwendung auf operative Chirurgie. Die sog. Samstagsdemonstrationen, welche er abwechselnd mit dem pathologischen Anatomen Buhl veranstaltete, waren vorzugsweise von praktischen Aerzten, die auch das ihnen aus ihrer Praxis anfallende Material beibrachten, besucht und zogen besonders durch die geistreiche Darstellung des jungen Thiersch junge und alte Aerzte an."

Nach seiner Rückkehr aus dem Schleswig-Holsteinschen Feldzug las Thiersch auch über Schußwunden. Die Vorträge wurden, wie er gelegentlich schreibt, von 30—60 Zuhörern besucht. Schwierigkeit machte die Beschaffung von Mikroskopen, da es eine optische Werkstätte ersten Ranges in Deutschland nicht gab. So knüpft Thiersch seine Beziehungen zu dem Pariser Optiker Oberhäuser wieder an, und dieser erhält Bestellung über Bestellung. Ein Übungs-

mikroskop kostete damals 72 Gulden. Für sich selbst läßt Thiersch ein großes binokulares Mikroskop herstellen, das umgeklappt werden konnte und einen verstellbaren Objekttisch besaß.

Zu seinen Schülern gehörte u. a. Kerschensteiner, der spätere Leiter des bayrischen Medizinalwesens, sowie der nachmalige Münchener Chirurg Nußbaum (siehe später). Beide waren begeisterte Zuhörer Thierschs und haben gerade diesem Teil ihrer Ausbildung ein dankbares Andenken bewahrt. Thiersch bildete sich aber in diesen Jahren fast mehr zum Anatomen als zum Chirurgen aus, wenn er auch Gelegenheit hatte, in der Privatpraxis Operationen auszuführen. Durch seine glänzende mikroskopische Technik machte er sich in Fachkreisen bekannt. Anfang der fünfziger Jahre tauscht er Präparate und wissenschaftlichen Briefwechsel mit Carl Ludwig, damals noch in Zürich, Henle, Kölliker, Meißner, Rudolf Wagner, Luschka und anderen. Sein Ruf verbreitet sich auch außerhalb Deutschlands, als er dazu übergeht, sog. Injektionspräparate anzufertigen.

Man versteht unter Injektionen die Füllung feinster Blutgefäße (Kapillaren) mit gefärbtem Leim. Die einzuspritzende Flüssigkeit wird den Organen erst zugeführt, nachdem diese blutleer gemacht worden sind. Die Zusammensetzung der Injektionsmasse, sowohl wie die Handhabung der Injektion selbst, sodann die Härtung der injizierten Organe in Alkohol, ihre Zerlegung in feinste Schnitte mit freier Hand (damals gab es noch keine Mikrotome), die Einbettung der so gewonnenen Präparate in eine durchsichtige Masse und Fixierung auf gläsernen Objektträgern erfordern eine subtile Technik, eine ruhige Hand, viel Geduld und große Übung. Erst nach vielen Mißerfolgen wird das Ziel erreicht: die Herstellung mikroskopischer Präparate, die es ermöglichen, den Verlauf und die feinsten Verzweigungen der kleinen Blutgefäße in den einzelnen Organen dem Auge sichtbar zu machen. Thiersch wurde durch vergleichend anatomische und entwicklungsgeschichtliche Studien auf diese Untersuchungen hingeführt. So erklärt sich die große Zahl von Tierspezies, an denen er die Injektionen vornahm. Sein Laboratorium war bald in einen kleinen zoologischen Garten umgewandelt. Er injizierte Mäuse, Ratten, neugeborene Katzen, Schlangen, Fische, Igel, Schildkröten und andere Tiere, um sie der Wissenschaft dienstbar zu machen. Alle Organe

des Körpers wurden der Untersuchung unterworfen: Gehirn, Zunge, Magen, Darm, Leber, Lunge, Niere, Haut, die Augen. Auch an menschlichen Organen werden Injektionen ausgeführt. Es gewährt einen hohen ästhetischen Genuß, die farbenprächtigen Bilder zu studieren, die noch heute, 70 Jahre nach ihrer Herstellung, in unveränderter Schönheit das Auge entzücken. In seiner freigebigen Weise hat Thiersch im Laufe der Zeit wohl die meisten anatomischen Institute Deutschlands mit Serien dieser Präparate beglückt. Durch Verkauf sind auch viele nach England gewandert.

In Erlangen, wo er mehr Muße hatte, hat dann Thiersch die kunstvolle Herstellung der Injektionspräparate weiter vervollkommnet und in größerem Maßstab betrieben.

Die Anatomie führte Thiersch zur Entwicklungsgeschichte, und auch diesem jungen Zweig der Medizin hat er die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Er beschäftigt sich eingehend mit entwicklungsgeschichtlichen Studien, und als eine Frucht dieser Arbeiten ist seine Abhandlung über „Bildungsfehler der Harn- und Geschlechtswerkzeuge eines Mannes" (Rubners med. illustr. Zeitschrift 1852) zu betrachten. Er legt an der Hand eigener Beobachtung neue Ansichten dar über die Entwicklung der mit dem Wolffschen Körper zusammenhängenden Abschnitte des Geschlechtsapparates. Ein näheres Eingehen auf die Arbeit verbietet sich an dieser Stelle. Sie ist ausführlich von Virchow referiert in dessen Jahresberichte der Medizin 1852, Bd. IV.

So arbeitete sich Thiersch mehr und mehr in anatomische Gebiete ein. Auf Naturforscherversammlungen macht er sich durch kleinere Vorträge bekannt, und man kann sich nicht wundern, daß die Anatomen jener Zeit ihn als einen der Ihrigen betrachteten. Als es sich 1854 entschied, daß er endgültig zur Chirurgie überging, schreibt Meißner aus Göttingen: „Ihre Neigung zur Chirurgie muß allerdings recht groß sein, denn sonst sollte ich denken, müßte es Ihnen ein Leichtes sein, die Professur der Anatomie in München zu bekommen." Und Henle: „Angesichts dieser schönen anatomischen Erfolge bedaure ich es doppelt, daß Sie, wie ich erfahre, sich von der Anatomie scheiden zu lassen und mit der Chirurgie zu vermählen beabsichtigen."

Die Münchner Lehrjahre entwickelten in Thiersch jene Eigen-

schaften, die ihn im späteren Alter in besonderem Maße auszeichneten: methodisches Arbeiten, strenge Selbstkritik, sorgfältige Ausarbeitung gewonnener Ergebnisse, vorsichtige Schlußfolgerungen. Mochte es sich um literarische Erzeugnisse handeln oder um mikroskopische Präparate, er gab nichts aus der Hand, das nicht nach jeder Richtung hin abgeschlossen und vollendet war. Was Mängel zeigte, blieb in der Werkstatt zurück. Auch der äußeren Form der wissenschaftlichen Arbeiten wie der Präparate widmete er die größte Sorgfalt. Dem Inhalt mußte der Rahmen entsprechen. Dem Stil merkt man es an, wie fleißig er gefeilt wurde.

Dieser Arbeitsmethode verdankt die Wissenschaft zwar nur verhältnismäßig wenig Veröffentlichungen, aber Thierschs Forschungen, mögen sie nun heißumstrittene Fragen betreffen wie den Krebs und die Wundheilung oder neue Heilmethoden wie die Transplantation und die operative Behandlung der Trigeminusneuralgien, führen stets die bearbeitete Frage einer endgültigen Lösung zu oder sie fördern dieselbe soweit, wie das mit den Hilfsmitteln seinerzeit möglich war. Deswegen besitzen alle seine Veröffentlichungen einen bleibenden historischen Wert. Sie bieten auch der Kritik wenig Handhaben, und an keine derselben hat sich eine ausgedehnte Polemik angeknüpft. Nur eine Eigentümlichkeit seiner Schreibweise stört den Leser vielleicht. Es ist die starke Zusammendrängung des Stoffes. Er machte es sich zum Grundsatz, die Arbeiten zunächst breit anzulegen, um sie allmählich auf „etwa ein Drittel“ zusammenzustreichen. Er wollte damit Weitläufigkeiten vermeiden. Das hatte aber zuweilen die Ausschaltung von Gedankengängen zur Folge, die zwar dem mit der Materie vertrauten Verfasser überflüssig geworden waren, nicht aber dem Leser. Die Darstellung ist infolgedessen nicht immer leicht verständlich.

Von Interesse ist ein Promemoria aus dem Jahre 1852, das er in offiziösem Auftrag der Regierung erstattet zu haben scheint. Das immerhin bedeutungsvolle Dokument, welches anläßlich der Berufung des mit Thiersch befreundeten Anatomen v. Siebold verfaßt worden ist, schildert zunächst die Entwicklung der Anatomischen Anstalt unter Sömmering und Döllinger. Die geringen Mittel der Universität haben es verhindert, bedeutende Lehrkräfte zu gewinnen, man begnügt sich mit minderwertigen Lehrern, die für

die Wissenschaft nichts geleistet haben und die um ihrer Existenz willen der Privatpraxis nachgehen müssen. Bei Stellenbesetzungen ist es zuweilen üblich, daß das Plenum der ordentlichen und außerordentlichen Professoren aller Fakultäten abstimmt, wobei der ultramontane Einschlag unter Führung von Ringseis verhängnisvoll wird. Seitdem Pfeufer (1851) jedoch einen maßgebenden Einfluß ausübt, ist eine Änderung eingetreten. Ihm ist nächst Dönniges und Pettenkofer die Berufung Liebigs zu verdanken, sowie die Gründung des chemischen Institutes. Die medizinischen Institute dürfen deswegen nicht zurückstehen, und es wird ein Reformplan entwickelt, der die Erweiterung der anatomischen Anstalt durch eine Abteilung für Physiologie, die Besetzung des anatomischen Lehrstuhls durch eine anerkannte Kraft und die Beseitigung der für den Unterricht wertlosen Lehrkräfte vorsieht. Dem Promemoria ist eine für den nichtmedizinischen Referenten verfaßte Übersicht über die Disziplinen der Anatomie, Vergleichenden Anatomie, Embryologie, Physiologie, physiologischen Chemie usw. beigefügt, in welcher die Abgrenzung und Bedeutung der einzelnen Fächer skizziert wird. Über die mikroskopische Anatomie heißt es:

„Untersucht man, aus welchen Formelementen das Gehirn zusammengesetzt ist, und in welcher Art die Zusammensetzung stattfindet, so betritt man das Gebiet der mikroskopischen Anatomie, denn die letzten geformten Teile des menschlichen Körpers sind so klein, daß sie nur bei einer 3—500fachen Vergrößerung untersucht werden können. Die mikroskopische Anatomie ist ein Kind der letzten 30 Jahre; sofern sie die einzelnen Organe berücksichtigt, bildet sie im Grunde nur eine Ergänzung der alten deskriptiven Anatomie, sofern sie aber von einem höheren Gesichtspunkt aus die beständig sich wiederholenden Formelemente des Körpers unter große Gruppen zusammenfaßt, bildet sie unter dem Namen der Gewebelehre, Histologie, eine selbständige Doktrin, welche von Frankreichs größtem Anatomen Bichat gegründet wurde und sich durch die Entdeckungen Schwanns und Schleidens zum Rang einer Wissenschaft zu erheben, erhob. Der Gewebelehre und der physiologischen Chemie gehört die Zukunft der Heilkunde."

Die Berufung Siebolds erfolgte nach langwierigen Verhandlungen. Er übernahm die Oberleitung der anatomischen Anstalt und

teilte sich mit Thiersch in die Vorlesungen über deskriptive Anatomie. Bald danach gab er jedoch seinen Posten an den von Gießen berufenen Anatom Bischoff ab und übernahm die Professur der Zoologie, der er sich fortan ganz widmete.

Die Revolution hat Thiersch, dessen politisches Urteil sehr scharf war, zwar innerlich beschäftigt, doch nahm er keinen aktiven Anteil und ließ sich von seinem Beruf nicht ablenken. Für München wurde der aufgehäufte Zündstoff noch vermehrt durch das Auftreten der Tänzerin Lola Montez, die den alternden König Ludwig bezauberte und versuchte, in der Gesellschaft festen Fuß zu fassen. Sie nannte sich selber die „Maitresse du roi". Der König räumte ihr eine Loge im Theater ein, hielt ihr Wagen und Pferde und kaufte ihr ein Haus. Sie erschien Ende 1846 in München, und für den Vater Friedrich Thiersch entstand eine Verlegenheit, als die Spanierin verlangte, Mitglied des Museums, der vornehmsten Gesellschaft der Hauptstadt, zu werden, deren erster Vorsteher Thiersch war. Unterstützt wurde die Anmaßung durch ein Handbillett des Königs, das einem Befehl gleichkam. Der gesamte Vorstand des Museums erklärte sich gegen die Aufnahme. Vor mir liegt das von meinem Vater geschriebene Protokoll jener Sitzung und der vielfach korrigierte Entwurf eines Antwortschreibens an den König. Dieser war sehr unwillig, aber die erwartete Maßreglung blieb aus. Die Geschichte der Lola, welche die Residenz noch Jahr und Tag in Atem hielt, ist bekannt. Der Vater Thiersch, im Revolutionsjahre 1848 Rektor, hatte einen schweren Stand und warf seine ganze Persönlichkeit und Autorität in die Wagschale, um die Würde der Universität zu wahren.

Das Jahr 1850 brachte eine Episode. Die Bundestruppen waren gegen Dänemark aufgeboten, bayrische Armeeteile beteiligt. Thiersch ergriff die Gelegenheit unter seinem alten Lehrer Stromeyer, jetzt Generalstabsarzt der Schleswig-Holsteinschen Armee, seine chirurgischen Kenntnisse durch Erfahrungen auf dem Kriegsschauplatze zu erweitern. Er erhielt Urlaub und begab sich nach Rendsburg. Junge, tüchtige Ärzte trafen von allen Seiten zusammen, und unter Stromeyers Leitung entwickelte sich ein regelrechter militärärztlicher Dienst. Thiersch erhielt mit seinem Freunde Herrich zusammen ein Lazarett mit 60 Betten in dem nahe gelegenen Schützenhof, welches sich bald mit Verwundeten füllte. Das Krankenjournal führt vom

27. Juli bis 7. Oktober 183 Zugänge auf. Operationen aller Art, Amputationen, Unterbindungen machten sich nötig, die Ärzte waren voll in Anspruch genommen und kamen nicht zur Ruhe. Thiersch tat ein übriges, indem er auch die Sektionen ausführte und Demonstrationen vor den Ärzten abhielt. Stromeyer war den jungen Ärzten aber nicht nur der Lehrer in der technischen Ausführung von Operationen, sondern auch Vorbild in der Behandlung der Kranken. Ein Zeugnis dafür sind die Worte Thierschs, die er 26 Jahre später bei dem 50 jährigen Doktorjubiläum Stromeyers in Hannover in einem Trinkspruch auf den Jubilar aussprach:

„Niemandem kann es eine größere Freude sein, diesen Tag mitzufeiern, als mir, denn auf meine Richtung als Lehrer der Chirurgie hat der Jubilar in bleibender Weise eingewirkt. Wer ihn, wie ich, 1850 in Rendsburg gesehen, weiß, was ich meine, wer ihn sah, wie er von Bett zu Bett der Schwerverwundeten ging und den geringsten Soldaten mit unermüdlicher Sorgfalt und schonend verband, wie wenn er es mit einem Prinzen von Geblüt zu thun hätte, der wird sich nie wieder einen rauhen Griff beim Wundverband erlaubt haben. Unser Jubilar hat viele glänzende Eigenschaften, aber diese, in der sich Wissenschaft und Humanität berühren, war mir immer die liebste, und so bin ich seit zwanzig Jahren als klinischer Lehrer bemüht, den Grundsätzen meines Meisters Eingang zu verschaffen."

Nach des Tages Last und Mühe versammelten sich die Militärärzte in der Harmonie, um sich bei einem frischen Trunk, zu dem auch einmal auf Thierschs Anlaß eine Münchner Brauerei einen herzhaften Beitrag geleistet, zu erholen. Der Humor, auch der derbe, kam dabei auf seine Rechnung, und Stromeyer war, wie berichtet wird, „immer der Letzte zum Fortgehen."

Unter den Kollegen in Schleswig-Holstein hat Thiersch zwei treue Freunde gewonnen, den nachmals berühmt gewordenen Chirurgen Esmarch, bald Stromeyers Schwiegersohn, und Dr. Herrich aus Regensburg (siehe oben). Die freundschaftlichen Beziehungen zu Esmarch haben das Leben hindurch angehalten. Herrich ist leider nach wenigen Jahren gestorben. Er schreibt an seine Verwandten in München: „Eine große Annehmlichkeit ist Dr. Thiersch's Anwesenheit, der wie ich einfach privatisirt, aber durch Kenntnisse und Tüchtigkeit sich schon viel Einfluß und Ansehen verschafft hat, die er aufs Beste

und namentlich zum Besten der armen Verwundeten, die ja für uns die Hauptpersonen sind, zu verwenden weiß."

Stromeyer will Thiersch veranlassen, noch den Winter zu bleiben. Doch dieser sehnt sich nach München zurück. Er schreibt an die Mutter: „Ich gestehe offen, froh zu sein zurückzukommen und zwar aus dem einfachen Grund, um mich zu erholen, denn meine hiesige Tätigkeit ist physisch und psychisch niederdrückend." Für Thierschs im Grunde weiche Natur ist diese Bemerkung bezeichnend. Die Freude und Genugtuung über seine erfolgreiche Tätigkeit, der Zuspruch des Lehrers, die Freundschaft mit Herrich und Esmarch werden übertönt durch die Eindrücke des Krieges, wenn es auch nur die eines Lazarettes waren. Thiersch gehörte zu denen, die durch ihren Beruf nicht gegen die Leiden anderer abgestumpft wurden. Er fühlte mit den Patienten, wenn er sich das auch nicht merken ließ.

So trat er die Heimreise an im Besitze eines glänzenden Zeugnisses Stromeyers, der die Hoffnung ausspricht, daß Thiersch „auch in seinem engeren Vaterlande die Gelegenheit gegeben werden möge, seine vorzüglichen Talente und Kenntnisse im Fache der Chirurgie geltend zu machen."

Ende Oktober traf er in München ein, um seine gewohnte Tätigkeit wieder aufzunehmen.

Der Name Pfeufers wurde schon erwähnt. Pfeufer, von Heidelberg berufen, um die Leitung des bayrischen Medizinalwesens sowie die medizinische Klinik an Stelle von Ringseis zu übernehmen, erwies sich als der richtige Mann. Bayern hat ihm den Fortschritt zu verdanken, der das ärztliche Unterrichtswesen wieder in eine Reihe mit dem der übrigen Staaten brachte. Sein warmes Herz für die Kranken, das nie ermüdende Interesse für die Hebung des ärztlichen Standes und sein energisches Eintreten für Besetzung der medizinischen Lehrstühle mit anerkannten Persönlichkeiten geben der Periode seiner Wirksamkeit ihr Gepräge. Auch bei der Berufung Liebigs im Jahre 1852 hat er mitgewirkt. Es bildete sich sofort ein freundschaftliches Verhältnis mit diesem, und Pfeufer gehörte jahrelang zu dem engeren Freundeskreise Liebigs. Liebig hatte einen Whistabend bei sich eingeführt, dem außer Pfeufer noch der Anatom Bischoff und Dingelstedt angehörte. Ich erinnere mich, daß in den sechziger Jahren mein Vater diesem Whistkränzchen eine kleine Aufmerk-

samkeit erwies. Jedem Mitglied widmete er nämlich ein Bierseidel, aber ein solches eigener Art. Er brachte es in Einklang mit der äußeren Gestalt des Beschenkten. So erhielt Dingelstedt ein hohes, aber schmales Glas, Pfeufer oder Bischoff ein kleines, aber bauchiges usw. Diese Wahrzeichen zierten dann den Spieltisch und kamen in den Spielpausen zur Geltung.

Pfeufer nahm sich der jungen aufstrebenden Talente an und förderte auch Thiersch, wo er konnte. Dieser wurde, wohl auf seinen Anlaß hin 1851 zum Mitglied des sog. Medizinal-Komitees gewählt, welches die Aufgabe hatte, wichtigere allgemeine medizinische Angelegenheiten zu beraten.

Thiersch trat Liebig bald näher, indem er sich in chemischen Dingen Rat holte und ihm seine schönen Injektionspräparate zeigte, welche die höchste Bewunderung des Naturforschers erregten.

Gegen die akademische Tätigkeit trat Thiersch's chirurgische Privatpraxis zurück. Doch hatte er immerhin Gelegenheit, größere Operationen auszuführen. Zu einer geringfügigeren Hilfeleistung wird er auch einmal in das Liebigsche Haus gerufen. Es war aus Anlaß jener Explosion, die im April 1853 in Gegenwart von Mitgliedern des Königlichen Hauses im chemischen Hörsaal stattfand.

„Liebig hatte das schöne Experiment der Verbrennung von Schwefelkohlenstoff in Stickoxydgas gemacht. Das staunende Entzücken seines Publikums über das prachtvoll aufblitzende hellblaue Licht veranlaßte ihn, das Experiment zu wiederholen. Statt des überraschenden, aber unschuldigen Lichtblitzes gab es eine furchtbare Detonation, die unter heftigem Knall die Flasche zerschmetterte und die Trümmer weit umherstreute (Volhard, Liebig-Biographie)."

Liebigs Tochter, meine Mutter, die den Vorgang als 15 jähriges Mädchen hinter dem Vorhang belauschte, erzählt, daß zunächst Totenstille herrschte — dann der Ruf nach einem Glas Wasser! Prinz Luitpold und verschiedene andere hatten leichte Verletzungen erlitten, die der rasch herbeigeeilte Thiersch verband. Schlimmer hätte es der Prinzessin Luitpold gehen können, die mit ihren Bauschärmeln eine Schale mit Phosphorstücken auf den Boden warf. Als sie unversehens auf ein solches Stück trat, bemerkte das Thiersch. Schon hatte der Phosphor ein Loch in die Stiefelsohle gebrannt, als der Doktor ohne weitere Förmlichkeiten den Fuß der Prinzessin erfaßte und durch

Abstreifen des Phosphors mit seinem Taschentuch, das sofort in Stücke ging, größeres Unheil verhütete. Die Prinzessin aber, ob dieses unvermuteten Eingriffes sehr ungnädig, sagte: „Ach, es ist ja nur Phosphor.“

Gingen bei Friedrich Thiersch die Größen der Geisteswissenschaften und der Literatur aus und ein, so war Liebigs gastfreies Haus bald der Mittelpunkt inländischer und ausländischer Vertreter der Naturwissenschaften. Aber auch der Künstler und Dichter fehlte nicht. Anziehende Schilderungen von Liebigs Persönlichkeit und der in seinem Hause geübten Geselligkeit finden sich u. a. bei Paul Heyse in seinen „Jugenderinnerungen“ (4. Auflage, Bessersche Buchhandlung 1901) und bei Dingelstedt in den „Münchner Bilderbogen“ (Berlin 1879).

Die medizinischen Studien nahmen den angehenden Forscher und Arzt fast völlig in Anspruch. Indessen gab es doch Stunden, wo er im fröhlichen Kreise mit seinen Freunden Graf Tauffkirch, dem Dichter Hermann Lingg, der durch ihn eigentlich erst entdeckt wurde, und anderen Erholung fand. Auch im Hause des Beraters des Königs, Herrn v. Dönniges, war er gern gesehen und mit der Familie, bei deren einem Kind er Pate stand, befreundet. Er hat auch an der berühmten Geselligkeit, die gerade dort herrschte, teilgenommen, und es sei deshalb gestattet, aus den weniger bekannten „Harmlosen Plaudereien eines Alten Münchners“, des Freiherrn Otto von Völderndorff (München 1892), hier eine Schilderung jener geselligen Abende einzuschalten:

„Beim Eintritt empfing Frau v. Dönniges, eine nicht große, aber wohl proportionirte Gestalt, ihre Gäste liebenswürdig mit freundlichem Drucke der kleinen wohlgepflegten Hand, indeß ihr Gemahl meist schon bei der fröhlichen Begrüßung irgend ein satirisches Wort an den Kommenden richtete. Aber seine Satire erfreute den geistig Gesunden, weil man durch dieselbe stets das ehrliche, treu gemeinte Wohlwollen durchfühlte; nur wer an narzißartiger Selbstbespiegelung kränkelte, der mochte sich vielleicht verletzt fühlen. ‚Willkommen, unwiderstehlicher Bodenstedt‘, empfängt er den Sänger des Mirza Schaffy, der mit seiner ‚Edlitham‘ (wie er seine anmutige Gattin Mathilde anagrammatisch zu nennen pflegte) eintritt. Und: ‚Nicht Jeder hat so viel Glück bei den Frauen, wie Du mit Deinem struppigen Barte‘, lautet die lachende Antwort. ‚Nicht wahr, zu Zweien philosophirt es sich besser?‘ wird Carrière begrüßt, der seine junge Frau, Liebigs älteste Tochter, die leider so früh geschiedene Agnes, glückstrahlend am Arm hereinführt. ‚Jedenfalls ist der Dualismus leichter durchzuführen als die Trias‘, entgegnete der schlagfertige Ästhe-

tiker. ‚Nanu, Jung Goethe, wie weit ist das Heyse'sche Trauerspiel vorgeschritten?‘ ‚Was Du wieder für ein Reinecke Gesicht mitbringst, Kaulbach, Gott gnade unserer Geselligkeit‘ und so in ähnlicher Weise dauern die Begrüßungen fort. Allmählich füllt sich der Saal, Bluntschli mit dem mächtigen Denkerhaupte, begleitet von dem alpenfrischen Töchterlein Luise, Schlachtenmaler Feodor Dietz, Geibel mit seiner schüchternen, taubenartigen Frau, der ewig gut gelaunte Franz v. Kobell mit seinen zwei liebenswürdigen Töchtern Marie und Luise, in der Gesellschaft ‚Rose und Röschen‘ geheißen, Justus Liebig mit der zweiten schönen Tochter Johanna, Franz v. Löher, Obermedizinalrat Pfeufer, der berühmte Kulturhistoriker Riehl, Maler Rugendas und Seybertz, Professor v. Siebold, der Historiker Sybel, Vater Thiersch mit seiner Familie, Julius v. Wickede, und ‚Zuletzt wie natürlich, der Nachtwächter‘ wird der verspätete Dingelstedt vom Hausherrn angeredet. ‚Daran ist Jenny schuldig, diese Frauen werden ja nie fertig‘, will Dieser sich entschuldigen; aber da kommt er schlecht an; denn sofort empört sich seine Ehehälfte und die Hausfrau eilt ihr zu Hilfe. Den glänzenden Namen, die soeben genannt wurden, schließen sich einzelne Mitglieder der Aristokratie an: vor Allen Baron (jetzt Graf) v. Schack, der, selbst ein Dichter und Gelehrter und ein großmütiger Mäzen der Künstler, eigentlich schon oben zu nennen gewesen wäre, und der, wenn auch ‚Berufener‘, doch ein ‚Auserwählter‘ ist; dann Graf Tascher, der auch als späterer Herzog de la Pagerie, in den Tuilerieen zu Paris wohnend, mit rührender Anhänglichkeit an sein liebes München der treue Helfer und Berater aller ihn früher aufsuchenden Landsleute blieb; Graf Pienne, nachmals Begleiter der Kaiserin Eugenie; Baron Perfall, der nunmehrige Generalintendant; der jetzige Regierungspräsident Graf Luxburg, ein allgemeiner Liebling wegen seiner übersprudelnden Lebendigkeit; auch ich selbst, der in jenen Räumen das ‚Plaudern‘ erlernte, und andere meist inzwischen zu hohen Stellungen gelangte Namen. Und nun entwickelt sich ein lebhaftes Treiben und Conversiren, bis Frau Franzisca entweder die Rollen Lesenden an den großen runden Tisch in der Ecke vorfordert oder ein Tischchen in die Mitte rückt, an welchem der Einzeln Vortragende sich niederläßt.

Wenn wir an diese unvergeßlichen Abende zurückdenken, welche Menge von Bildern zieht in bunter Reihe an uns vorüber, jedes für sich originell, nirgends eine Schablone, nie etwas Gemachtes, Alles frisch und lebendig, aus gesundem Boden gewachsen. Greifen wir aus dem Vielen nur Einzelnes heraus, z. B. jenen Abend, an welchem Dingelstedt sein Trauerspiel ‚Das Haus des Barnefeldt‘ vorlas. Welch' ein meisterhafter Vortrag war das! Jeder Modulation war sein klangvolles Organ fähig; man hörte aus seinem Munde bald die zarteste Frauenstimme, bald das kräftigste Heldenorgan, das weinende Lallen des Kindes brachte er gleich gut zur Geltung wie den verbissenen Ingrimm des Bösewichtes. Mit welcher Wucht führte er die Schicksalsschläge vor, die den alten eisenfesten Barnefeldt allmählich zu Boden werfen, wie packend gab er den Empfindungen Ausdruck von Gram, Stolz, Entrüstung, Jammer und Seelengröße, welche die Angehörigen des Hauses bewegen, wie drastisch verwertete er den Neid, Zorn und Haß seiner Feinde. Alle Saiten der Herzen seiner Zuhörer brachte er in Bewegung und ließen sie harmonisch ausklingen bei der Schlußkatastrophe. So wenn die Schauspieler das Drama hätten wieder-

geben können, der Dichter wäre nicht, wie er in seinen ‚Bilderbogen‘ berichtet, bloß dreimal, sondern dreißigmal gerufen worden.

An einen andern Abend erinnere ich mich ebenso mit Freude; es wurde der ‚Kaufmann von Venedig‘ gelesen, und damals gebührte die Palma dem Grafen Tascher, der den Vater Gobbo mit einer Vollendung vortrug und dabei zugleich eine Mimik von so unwiderstehlicher Komik entwickelte, daß die gesamte Zuhörerschaft, einschließlich Shylock, Portia und Antonio, vor Lachen nicht mehr weiter konnten. Und dann mit welchem Entzücken lauschte Alles, wenn Geibel seine begeisterten Verse mit edler Wärme in aus dem Innern hervorbrechenden Tönen deklamirte, oder wenn Heyse, damals in voller jugendlicher Schöne, eine seiner glatten und doch so tiefen Novellen vortrug, wenn Bodenstedt seines Mirza geistreiche und lebensfrohen Reime zum Besten gab oder wenn Kobell einen Alpenstrauß seiner frischen volkstümlichen Lieder spendete oder so lebendig von seinen Jagden erzählte, daß man sich in den grünen Wald hineinträumen konnte unter Edelweiß, felsige Kanten und eisbedeckte Berggipfel im Hintergrunde. Und der Hausherr selbst ermangelte niemals, so oft er eine seiner gelungenen Nachbildungen der altschottischen und altenglischen Balladen — sie sind 1852 im Druck erschienen — vollendet hatte, sie des Abends unserer Kritik zu unterbreiten, er war ja ein Meister im Rezitiren von Poesie und Prosa.“

Anfang der fünfziger Jahre gewann die Homöopathie zahlreiche Anhänger in München. In adeligen Kreisen herrschte sie besonders und auch König Max ließ sich von homöopathischen Ärzten behandeln. Thiersch war dieses Liebäugeln von Ärzten mit einer auf verschwommenen Theorien aufgebauten Lehre verhaßt, um so mehr als ihre damaligen ärztlichen Vertreter es mit der körperlichen Untersuchung nicht sehr genau nahmen. Ein trauriges Ereignis bei Hofe sollte dies bestätigen. Ein Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg, Verwandter der Königin, stand monatelang wegen ausgedehntem wässerigen Ergusses in der Brusthöhle in Behandlung homöopathischer Ärzte, die sich lediglich äußerer, ableitender, gänzlich wirkungsloser Mittel bedienten, während die notwendige Operation unterblieb. Der Prinz starb und Thiersch hatte die Sektion vorzunehmen. Das Protokoll hat sich erhalten. Es wurden „Fünf Maaß“ Flüssigkeit in der Brusthöhle vorgefunden. Der Schlußsatz des Gutachtens läßt keinen Zweifel darüber, daß die Unterlassung der Operation ein schwerer Kunstfehler war, an dessen Folgen der Prinz starb. Thiersch drang darauf, daß die homöopathischen Ärzte, die der Sektion beiwohnten, das vernichtende Protokoll mit unterschrieben *).

*) Interessant ist auch folgende Bemerkung eingang des Protokolls: „Bevor zur Eröffnung des Leichnams selbst geschritten wurde, vollzog man auf Allerhöchsten

Am 20. Dezember 1853 erfolgt Thierschs Ernennung zum außerordentlichen Professor. Das Königliche Dekret bewilligt ihm „in seiner doppelten Eigenschaft als außerordentlichem Professor und Prosektor eine Besoldung von Neunhundert Gulden" und weist den Senat an: „demgemäß habt ihr das weiter Geeignete zu verfügen."

Das Jahr 1854 brachte den Münchnern die unter der genialen Leitung des neuen Hoftheaterintendanten Dingelstedt in Szene gesetzten Musterspiele. Zum erstenmal versammelte sich die Elite deutscher Schauspieler und Schauspielerinnen in Bayerns Hauptstadt, um deutsche und ausländische Klassiker dem Publikum in mustergültiger Weise vorzuführen. Das große Wagnis gelang, der Enthusiasmus war allgemein, die Vorstellungen stets bis auf den letzten Platz gefüllt, die Kasse verzeichnete eine glänzende Einnahme. Da pochte Ende Juli ein unheimlicher Gast an die Tore Münchens. Es war die Cholera. Schon in den dreißiger Jahren hatte die furchtbare Krankheit Bayern heimgesucht. Diesmal aber reiste sie mit der Eisenbahn. Von Wien kommend überzog sie rasch ganz Bayern und trat mit großer Heftigkeit auf. Bis Ende Oktober zählte man im Lande über 6000 Todesfälle, in München allein über 2000. Die Stadt leerte sich im Augenblick von allen, die reisen konnten, die Ärzte blieben zurück. Eine staatliche Kommission zur Erforschung der Cholera wurde eingesetzt, der u. a. Pfeufer, Pettenkofer und Thiersch angehörten. Thiersch hatte außerdem die Sektionen auszuführen. Die Kommission ging ans Werk. Pettenkofer besuchte mit seinem Freund Thiersch die Kranken in ihren Wohnungen, sie tauschten ihre Ansichten und entwarfen Pläne zur Bekämpfung der Seuche. Es standen sich damals die sog. Kontagionisten und Nichtkontagionisten einander gegenüber. Die Kontagionisten suchten die Ansteckung direkt von Person zu Person zu erklären, während die Gegenpartei auf der Beobachtung fußend, daß oft eine Ansteckung durch einen Cholerakranken nicht nachzuweisen sei, noch die verschiedensten anderen Ursachen, vor allem verdorbene Luft beschuldigte. Pettenkofer wendete seine Aufmerksamkeit den Bodenverhältnissen zu und begründete seine

Befehl und nach gesetzlicher Vorschrift an beyden Fußsohlen einen sechs Zoll langen Einschnitt, in welchen dann Siegellack eingeträufelt wurde. Bei diesem Act unter genauer Beobachtung der Gesichtszüge und der Musculatur des Körpers konnte nicht die leiseste Spur eines Scheintodes bemerkt werden."

Lehre von der zeitlichen und örtlichen Disposition, wobei er aber den Cholerakranken selbst als Ansteckungsquelle nicht ausgeschaltet wissen wollte.

Thiersch ging gerade auf das Ziel los. In der Choleraliteratur fanden sich einige Angaben über experimentelle Übertragung der Krankheit. Er beschloß, sich hierüber durch eigene Versuche Klarheit zu verschaffen. Dabei ging er von der Voraussetzung aus, daß die Menge des Ansteckungsstoffes nur äußerst gering zu sein brauchte. Er sammelte deshalb den reiswasserähnlichen, flüssigen Inhalt des Choleradarmes in hohe Gläser, tauchte Streifen von Fließpapier hinein, ließ diese schnell durch einen kräftigen Luftzug trocknen und gab sie weißen Mäusen zu fressen. Er schaltete also mit Absicht die flüssigen Teile der Choleraabgänge aus und experimentierte nur mit dem festen Rückstand in minimaler Menge. Er wählte die Maus als Versuchstier, weil Mäuse alles anknabbern, was man ihnen gibt. In der Tat traf dies auch zu. Die Tiere machten sich über die Fließpapierstreifen her und verleibten sich auf diese Weise den mutmaßlichen Infektionsstoff ein. Er erzählte launig, wie schnell sich jeder Besuch, den er zu jener Zeit in seinem Laboratorium empfing, wieder empfahl, als er gewahrte, in welch gefährlicher Umgebung er sich befand. Thiersch selbst blieb gesund, wurde allerdings körperlich durch die mühevollen Untersuchungen und die Anstrengungen des Berufes sehr mitgenommen. Er fütterte auf die geschilderte Weise 110 Versuchstiere. Davon erkrankten 47, es starben 17. Die Sektion ergab nun bei allen Tieren die gleichen Veränderungen am Darm, die auch menschliche Choleraleichen darboten. Kontrolltiere, die mit nichtangefeuchtetem Fließpapier gefüttert wurden, blieben gesund. Thiersch war hiernach wohl berechtigt, von einem positiven Erfolg seiner Versuche zu sprechen. Die experimentelle Übertragung der Cholera war zum erstenmal gelungen. Ich bemerke, daß die Resultate der Versuche später angezweifelt, niemals aber einwandfrei widerlegt wurden. Pfeufer, begeistert durch Thierschs Arbeit, wollte ihn später zu einer Ergänzung derselben veranlassen, wozu es aber diesem an Zeit gebrach.

Thiersch hat die Ergebnisse seiner Arbeit in der im Jahre 1856 erschienenen Broschüre „Infektionsversuche an Tieren mit dem Inhalte des Choleradarmes“ (München 1856)

niedergelegt. Die Schlußfolgerungen faßt er wie nachstehend zusammen:

„Bei der Zersetzung des Darminhaltes von Choleraleichen und Cholerakranken kam es nach 2—6 Tagen zur Bildung eines Stoffes von spezifischer Wirksamkeit. Dieser Stoff war nicht flüchtig, er haftete an dem getrockneten Rückstand der Flüssigkeit. Dieser Stoff, in äußerst geringer Menge eingebracht in die Nahrungswege der Versuchstiere, verursachte eine Krankheit, welche in den Darmentleerungen und in der krankhaften Affektion der Muskulatur mit der Cholera übereinstimmt. Mehrmals konnte mit Sicherheit constatirt werden, daß dem Ausbruch der Krankheit ein Stadium der Latenz vorausging. Wenn die Krankheit den Tod herbeiführte, so war der Befund des Darmkanals von dem Befund, wie man ihn bei Leichen trifft, die aus dem asphyktischen Stadium der Cholera stammen, nicht zu unterscheiden. In einem späteren Zeitraum der Zersetzung des Darminhaltes konnte mit den nicht flüchtigen Zersetzungsstoffen desselben eine derartige Wirkung nicht mehr erzielt werden."

Natürlich sind die Ergebnisse dieser Versuche durch die Entdeckung des Cholerabazillus im Jahre 1883 sowie die späteren Forschungen über die Art der Übertragung von Infektionskrankheiten zum Teil gegenstandslos geworden. Wir wissen jetzt, daß es Bazillenträger gibt, die eine Krankheit übertragen können, ohne selbst krank zu werden. Auf diese Weise werden jene Krankheitsfälle erklärt, die anscheinend ohne Ansteckung von Person zu Person übertragen werden. Aber trotz aller Fortschritte der Wissenschaft bietet die Entstehung und Übertragung der Infektionskrankheiten noch so viele Geheimnisse, daß die Arbeit, auf deren Inhalt wir hier nicht näher eingehen können, in der Literatur ihren Platz behaupten dürfte. In dem Jahresbericht von August Hirsch vom Jahre 1856 hat sie eine eingehende Würdigung erfahren. Die Académie des sciences in Paris hat sie 1867 mit einem Preis ausgezeichnet.

Interessant sind auch die Forderungen, die Thiersch aus seinen Forschungen für die Desinfektion zieht. Sie decken sich fast in jedem Punkt mit denen, die wir heute erheben. Er äußert sich darüber in einem Bericht (Bayr. ärztl. Intelligenzblatt 1854, Nr. 43) wie folgt:

„Eine wirksame Desinfektion muß am Krankenbette beginnen

und in der Cloake (Abtritt) aufhören. Die Bettwäsche, das Bettgeräte, die Diele, die Gefäße zum Auffangen der Choleraausleerungen, das morsche hölzerne Gehäuse der Nachtstühle, alles dieß sind Gegenstände, an denen die deletäre Zersetzung der Ausleerungen zur Entwickelung kommen kann. Um einen schädlichen Stoff, wie ich ihn voraussetze, zu zerstören, würden sich nach der Ansicht des Herrn Prof. v. Liebig, Lösungen von sauren, schwefligsauren Salzen eignen, und um diese Stoffe in der Luft zu erreichen oder an den Wänden der Abtrittsschläuche zu zerstören, müßte man sich der Entwickelung von schwefligsaurem Gas bedienen. Das Nähere dieses Verfahrens muß erst durch den Versuch festgestellt werden . . ."

Thiersch glaubte als Ansteckungsstoff ein sog. metabolisches Gift annehmen zu müssen. In seinem Buch streift er die Möglichkeit von Ansteckung durch kleinste Pilze, verfolgt jedoch diesen Gedanken nicht weiter, da er keine rechten Anhaltspunkte finden kann. Würden aber weitere Forschungen nicht vielleicht beweisen können, daß sich die Annahme eines durch den Kommabazillus gebildeten chemisch wirkenden Giftes mit seiner Theorie vereinigen ließe? Auch die noch ungeklärte Frage der verschiedenen Disposition für ansteckende Krankheiten könnte in Verbindung damit ihrer Lösung entgegengeführt werden.

Die Kommission beendete ihren ausführlichen Bericht, dessen Rückgrat die Untersuchungen von Pettenkofer und Thiersch bildeten. Er erschien im folgenden Jahr. Inzwischen war die Seuche erloschen und hat München, das später infolge der unausgesetzten Bemühungen Pettenkofers zu einer gesunden Stadt geworden ist, bis heutigentags nicht mehr heimgesucht.

Unmittelbar nach dem Abklingen der Cholera-Epidemie im Oktober 1854 entschied sich die Zukunft Thierschs. Er erhielt an Stelle Heyfelders einen Ruf als ordentlicher Professor für Chirurgie und Augenheilkunde nach Erlangen. Noch im gleichen Jahre siedelte er dorthin über.

Erlangen 1854—1867.

Heirat. Als Krankenhausarzt. Arbeiten über den Epithelialkrebs und Wundheilung. Otto Schrön. Heilversuche bei Krebs. Nußbaum. Rede über die Entwicklung der Chirurgie. Rektoratsrede über Lehren und Lernen. Häusliches und geselliges Leben.

Erlangen, die kleinste der drei Landesuniversitäten Bayerns, zeichnete sich, wie wir aus dem inhaltreichen Werk Koldes: „Die Universität Erlangen unter dem Hause Wittelsbach 1810—1918“ erfahren, von jeher durch hervorragende Lehrer aus. Nicht nur unter den Theologen finden sich berühmte Männer, sondern auch die medizinische, an Zuhörerzahl kleinste Fakultät, verfügte über bedeutende Lehrkräfte. Vor und neben Thiersch lehrten Professoren, deren Namen weithin bekannt waren. Fern von der Residenz hatte sich die Universität in allen Disziplinen den Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt, der ihr zwar manche Konflikte mit der Regierung eintrug, aber ihren Ruf nach außen hob. Die Selbstverwaltung brachte die Mitglieder einander näher als es vielleicht anderswo der Fall war und unter ihnen herrschte ein ungezwungener Ton. Eine hübsche Schilderung verdanken wir der Feder Stromeyers (s. o.). Als Thiersch 13 Jahre nach Stromeyers Abgang sein Lehramt antrat, hatten zwar die Personen zum Teil gewechselt, die Szenerie war aber die gleiche geblieben und die gemütvolle Atmosphäre des Erlanger geselligen Lebens verfehlte ihren Eindruck auf den in der geräuschvolleren Residenz aufgewachsenen Professor nicht.

Thiersch war als Junggeselle nach Erlangen gekommen, aber schon im folgenden Jahre verheiratete er sich mit Johanna, der zweiten Tochter des Chemikers Justus von Liebig. Wie sich die Verlobung anbahnte, darüber sollen die eigenen Worte der Frau Professorin berichten:

„Die Häuser Thiersch und Liebig in München waren benachbart und die Gärten stießen aneinander. Carl Thiersch war öfters im

Garten beschäftigt. Von meinem Fenster konnte ich den jungen Mann beobachten, wie er sorgfältig ein Skelett am Baum in der Sonne hängend anpinselte, um es zu bleichen, wie ich später erfuhr. Ich war wegen eines gastrischen Fiebers nicht sogleich mit den gastlichen Nachbarn bekannt geworden. Als ich gesund war, sahen und grüßten wir uns öfters über die Mauer. Er war etwas gefürchtet unter den Freundinnen seiner Schwestern wegen seiner Spottlust. So sagte er einmal über die Mauer auf meine Frage, was er so eifrig suche: ‚ich suche kleine Frösche für meine Eule, können Sie mir nicht helfen?‘ ‚O ja, gern‘, sagte ich und lachte. Im Nu hatte ich einige gefangen und reichte sie ihm hinüber. Das hatte ihm gewaltig imponirt, denn sicher hatte er darauf gerechnet, daß sie sich ‚anstellen‘ würde.“

So war die erste Bekanntschaft eingeleitet. Das Weitere verschweigt der Chronist und berichtet nur, daß nach nicht allzulanger Zeit Johanna von Liebig vor vielen anderen Verehrern dem Manne die Hand reichte, der wegen seines Sarkasmus von den jungen Damen gefürchtet, aber wegen seiner Unterhaltung und seines treffenden Witzes beliebt war. Thiersch holte sich im Frühjahr des Jahres 1855 das Jawort und führte am 15. August desselben Jahres die 18jährige Braut heim.

Jakob Volhard widmet in seiner Liebig-Biographie der Braut folgende Schilderung: „Sie war von auffallender Schönheit, im Gegensatz zu der hellblonden älteren Schwester Agnes brünett, mit den dunkeln, strahlenden Augen des Vaters. Kaulbach hat sie als junges Mädchen porträtirt, ein sehr schönes Oelbild, in Form und Farbe sehr ähnlich, aber verfehlt im Ausdruck, der etwas Bacchantisches hat und nicht entfernt die jeder Koketterie bare, entzückende Einfachheit und Natürlichkeit des Originals wiedergiebt.“

In der Brucker Straße bei dem Zimmermeister Thaler stand eine hübsche Wohnung bereit, das junge Paar aufzunehmen. Sie war geräumig genug, um der sich allmählich vergrößernden Familie bis zu ihrer Übersiedlung nach Leipzig Platz zu gewähren.

Das Krankenhaus lag etwas außerhalb der Stadt. Für Thierschs Abteilung standen nur 60 Betten zur Verfügung, immerhin genug, um dem Bedarf an Patienten zu entsprechen. Mit der Zeit hob sich die Zahl und damit auch die der operativen Fälle. Letztere betrugen im Sommer 1856 einschließlich der Augenoperationen 28, sie stiegen



Johanna von Liebig im Alter von 18 Jahren.
Nach einer Zeichnung (aus dem Jahre 1854) von J. M. Heinrich Hofmann.



1854.

allmählich soweit, daß Mitte der sechziger Jahre mit etwa 100 Operationen jährlich gerechnet werden konnte, eine recht bescheidene Zahl gegenüber den gewaltigen Ziffern, die heute auch die kleinste chirurgische Klinik Deutschlands aufweist.

Die Einrichtungen des Hospitals scheinen im allgemeinen genügt zu haben. Erst mit der Zunahme der Kranken machen sich Erweiterungen und Verbesserungen erforderlich. Über die Studenten, deren Zahl nur gering war, spricht sich Thiersch zufrieden aus. Sie gehörten meist den gebildeteren Kreisen Mittelfrankens an und gaben einen guten Stamm für praktische Ärzte ab. Der Professor hatte Zeit sich dem einzelnen zu widmen, ein Vorzug, der bekanntlich auf großen Universitäten ganz verloren geht.

Langsam stellt sich die Konsiliarpraxis ein. Die Hauptsache aber bleibt das Krankenhaus, dem Thiersch seine ganze Zeit und Kraft widmet. Da die Mittel nicht zureichen, um die von auswärts zugereisten armen Kranken unterzubringen, geht ein „Bettelbrief" nach München ab. Thiersch schreibt im Jahre 1856 an den Minister v. Zwehl:

„Ich habe alle Ausgaben, welche sich nicht unmittelbar auf Pflege und Beköstigung der Kranken beziehen, vermindert, ich gebe weniger für Apotheke, Gerätschaften, Instrumente aus, ohne aber dadurch den gesteigerten Anforderungen für Kost, Wäsche und Wartung genügen zu können. Da sich an der Kost nichts mindern ließ, so gab es nur ein Mittel, das Gleichgewicht herzustellen, und dieß wäre gewesen, die Aufnahme der Kranken noch mehr zu beschränken, als ich es ohne dieß schon thue. Aber ich muß es offen gestehen, lieber ertrug ich die grimmigen Blicke unseres vortrefflichen Kassabeamten Quästor Papellier, lieber lasse ich mir vom Verwaltungsrathe mit Schadloshaltung an meinem Gehalte drohen, als daß ich es über mich gewinnen könnte, Kranke, deren Leiden für den Unterricht vom höchsten Werthe ist, deren Übel außerhalb der Klinik voraussichtlich nicht geheilt werden kann, deshalb abzuweisen, weil sie Niemand finden, der für sie die Verpflegkosten bezahlt . . ."

Die Klagen über den Mangel an Etatsmitteln für das Krankenhaus hören auch in den folgenden Jahren nicht auf. 1857 schreibt er an die Mutter:

„Die Mittel meiner Klinik, welche immer dürftig sind, während die Nahrung im Preise steigt, reichen nicht aus. Ich habe in den 3 Jahren meiner Tätigkeit 4000 Gulden mehr auf die Kost verwendet als dieß bei den früheren Preisen notwendig gewesen wäre. Dadurch kam das Inventar in Verfall, und wenn ich für das nächste Jahr nicht wenigstens 1000 Gulden Zuschuß bekomme, so muß ich zum

Schaden der Universität die Zahl der Kranken beschränken. Jedermann sieht dieß ein, aber die Universität hat kein Geld, voriges Jahr erbettelte ich 500 Gulden, und auch der Minister, der mir noch immer gewogen ist, scheint keins herbeischaffen zu können ..."

Erst in den sechziger Jahren scheinen sich die Verhältnisse gebessert zu haben und mit Ziemssen zusammen gelingt es ihm, sogar eine Erweiterung des Krankenhauses durchzusetzen. Auch der Plan einer gemeinsamen Wasserversorgung verschiedener Anstalten von einer Zentrale aus wird erwogen.

Da die Zahl der operativen Fälle bescheiden blieb, auch nachdem die Patientenzahl allmählich zunahm, kam Thiersch mit einem Assistenten aus. Bei umfangreicheren Operationen wurden ältere Studenten herangezogen, eine gute Schule für den zukünftigen praktischen Arzt, wie sie an größeren Universitäten, wo dem Operateur genügend durchgebildete Hilfskräfte zur Seite stehen, nicht möglich ist.

Aus der Reihe der trefflichen Erlanger Assistenten erwähne ich August Brauser aus Regensburg, der unter Thierschs Anleitung eine wertvolle Dissertation über einen Fall von operativ behandelter Epispadiasis (Erlangen 1859) schrieb. Große Stücke hielt Thiersch auf Dörfler, der ihn bei seiner Krebsarbeit durch wissenschaftliche Zusammenstellung der operierten Krankheitsfälle unterstützte. Wilhelm Müller, der nachmalige pathologische Anatom in Jena, habilitierte sich unter den Auspizien von Thiersch und übernahm, da es noch keinen Lehrstuhl für sein Fach gab, die pathologisch-anatomischen Untersuchungen der Klinik. Er war vorübergehend bei C. Ludwig in Wien tätig und schreibt von dort (1857): „Ludwig befolgt bei der Leitung der Arbeiten gleich Ihnen die Methode, die Leute selbst über das, was sie thun, nachdenken zu lassen und ihnen dann die nötigen Ausstellungen und Entgegnungen zu machen. Freilich", fügt er hinzu, „würde auch er bei dieser Methode in Erlangen keine große Zahl von Dissertationen unter seiner Aegide entstehen sehen."

Thiersch fand in der kleinen Universitätsstadt Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten. Hier entstanden seine großen histologischen Untersuchungen über den Epithelialkrebs und die Wundheilung. Beide waren nur möglich auf Grund einer durchgebildeten mikroskopischen Technik. Man macht sich heute keine Vorstellung

mehr davon, mit welchen Hindernissen das Mikroskopieren damals verbunden war. Das Handwerkszeug, das man jetzt überall kaufen kann, Deckgläschen, Objektträger, Kanadabalsam usw. war mühsam zu beschaffen. Die Härtemethoden mußten ausprobiert werden. Eben erst fing man an, die Gewebe zu färben. Aus einem Briefwechsel des Jahres 1854 ist zu entnehmen, wie dankbar C. Ludwig (damals noch in Zürich) für eine Sendung Deckgläschen ist, die ihm Thiersch aus seinem Vorrat überläßt. Aber gerade der Zwang, sich mit den Einzelheiten der mikroskopischen Technik genau vertraut zu machen, förderte die geschickte Handhabung des Mikroskopes und sicherlich haben Beobachter wie Gerlach und Thiersch mit ihren Mikroskopen mehr gesehen als der Durchschnittsmikroskopiker späterer Zeiten. Ich bewahre noch das Oberhäusersche Instrument, mit dem mein Vater seine Krebsarbeit vollendete. Jeder Anfänger in der Mikroskopie würde es heute mit Entrüstung zurückweisen, da es natürlich mit den vollkommeneren Instrumenten unserer Zeit nicht wetteifern kann.

Seit 1859 widmete Thiersch seine volle Arbeitskraft der Krebsforschung. Aber erst 1865 erschien sein Werk: „Der Epithelkrebs, namentlich der Haut“ (Leipzig, W. Engelmann). Beigegeben wurde ein Atlas mikroskopischer Abbildungen von 11 Tafeln.

Landerer (Nekrolog auf Th.) schreibt:

„Es kennzeichnet am besten die Bedeutung dieses Werkes, daß heute (1895) . . . die Ergebnisse desselben noch genau so anerkannt sind wie vor 30 Jahren, daß Thiersch nichts von dem, was er darin ausspricht, zurückzunehmen brauchte, und daß in 30 Jahren, die manche Gebiete unseres Wissens von Grund aus umgestaltet haben, auch nichts wesentliches Neues hinzugefügt werden konnte. Wenn wir heute noch diesem nach Form und Inhalt gleich vollendeten Werke unsere volle Bewunderung zollen, so war der Eindruck bei seinem Erscheinen noch ein viel gewaltigerer. Zu dieser Zeit galt noch die Virchow-Förster'sche Theorie, daß Epithelzellen aus Bindegewebszellen entstehen können. Thiersch's Krebsarbeit hat mit nicht zu widerlegender Sicherheit ergeben, daß die Epithelzellen des Krebses aus dem Epithel der Haut, Schleimhäute oder Drüsen hervorgehen. . . . Wenn wir heute über die anatomischen Beziehungen des Krebses zu Klarheit und Einigkeit gelangt sind, so verdanken wir es in erster Linie Thierschs klassischer Arbeit über den Epithelialkrebs . . .“

Die Worte Landerers dürften auch heute in der Hauptsache noch zutreffen, obwohl natürlich durch neuere histologische Forschungen die Ansichten über den Krebs eine Wandlung erfahren haben.

Hauptsächlich Billroth, der bisher die Virchowsche Lehre von der Herkunft der Krebszellen vertrat, ist es zu verdanken, daß die Anschauung Thierschs eine rasche Verbreitung unter den Chirurgen erlangte. Er schreibt (Langenbecks Archiv für klin. Chir., Bd. VII, S. 848—859):

„Schon seit mehreren Jahren war es bekannt, daß wir von Collegen Thiersch in Erlangen eine größere Arbeit über Epithelialkrebs zu erwarten hatten. Die bekannte Gediegenheit des Verfassers, seine weltberühmte Meisterschaft in Darstellung der schönsten mikroskopisch-anatomischen Präparate, sowie die schon im Jahre 1861 auf der Naturforscherversammlung in Speyer gemachten vorläufigen Mitteilungen steigerten die Erwartungen und Ansprüche an dieses Buch in außergewöhnlicher Weise.“ . . .

„So sehr ich auch die Bedeutung der embryologischen Studien und ihre Beziehung zu dem Epithelialkrebs anerkannte, war es mir doch nicht möglich, mich von der Idee von der universellen Produktionsmacht der Bindegewebszellen zu entziehen, um so weniger, als die embryologischen Verhältnisse in Betreff der Keimblätter noch nicht so unbedingt anerkannt und fixirt waren, wie sie es heute sind. So hatte ich dem Epithelkrebs gegenüber keinen sichern Parteistandpunkt gewinnen können und behandelte die Angelegenheit in der ersten Auflage meiner allgemeinen Chirurgie so, wie sie von Virchow aufgestellt wurde. Nach den neuesten Forschungen auf den verschiedensten einschlägigen Gebieten muß ich mich jetzt ganz auf die von Thiersch vertretene Seite stellen und scheue nicht, die daraus resultirenden, oben angedeuteten Consequenzen zu ziehen und zu vertheidigen.“ . . .



„Wenn auch kein Chirurg von einiger Erfahrung je an die Unschädlichkeit der Epithelialkrebse geglaubt hat, so ist doch dieser höchst mühsame klinische Theil des Werkes von dem allergrößten und dauerndsten Werthe. Leider besitzen wir derartige Arbeiten sehr wenig in Deutschland, die Engländer sind uns in dieser Beziehung weit voran.“

Helferich (Nekrolog auf Thiersch) fügt hinzu: „Es ergiebt sich

schon aus diesen Worten Billroths, daß dies Werk auch große praktische Bedeutung hatte. Gerade durch Billroth und sein anregendes Lehrbuch wurde die neue Lehre rasch und weit verbreitet. Und wenn die moderne Chirurgie durch rigoroses Vorgehen bei der Exstirpation von Carcinomen noch Fortschritte gemacht hat, wenn die primäre Geschwulst ausgiebig im gesunden Gewebe entfernt wird, wenn die zugehörige Lymphdrüsenregion auch bei Abwesenheit fühlbarer carcinomatöser Lymphdrüsen gründlich ausgeräumt wird, so sind das direkte und indirekte Consequenzen von Thierschs Untersuchungen."

Thiersch hätte seine mühevolle, über viele Jahre sich erstreckende Arbeit nicht durchführen können, ohne die treue Mitarbeit Otto Schröns. Dem eigenartigen Lebensgang dieses Mannes seien hier einige Worte gewidmet.

Schrön besaß ein eminentes Zeichentalent, welches Thiersch veranlaßte, ihm, obwohl noch Student, im Jahre 1860 und 1861 die Zeichnungen zu seinem Krebswerk zu übertragen. Der Schüler entsprach in jeder Beziehung den Anforderungen des Lehrers. Die mikroskopischen Präparate wurden mit minutiöser Genauigkeit gezeichnet, so daß ihre Wiedergabe im Kupferstich noch heute einer strengen Kritik standhält. Aus dem Briefwechsel Schröns mit Thiersch ergibt sich, wie oft eine Änderung der Kupferplatte nötig war. Beide beruhigten sich nicht eher, als bis der Stich die Zeichnung genau wiedergab.

Schrön ist aber nicht der wissenschaftliche Zeichner und Hilfsarbeiter geblieben. Während er mehrere Jahre täglich hinter dem Mikroskop saß und Gedanken mit dem Lehrer tauschte, wurde er selbst zum Forscher. Bald beherrscht er nicht nur die mikroskopische Technik, sondern er wagt sich an selbständige Arbeiten. Um seine Studien zu vollenden und die Doktordissertation zu schreiben, geht er nach München und macht dort die zufällige Bekanntschaft eines italienischen Professors der Medizin, de Filippi. Dieser sah bei Siebold Injektions- und Imbibitionspräparate nach Thierschs Anleitung von Schrön gefertigt und war sofort entschlossen, diese in Italien ganz unbekannten Untersuchungsmethoden dort einzuführen. Er überredet den 24jährigen Studiosus an eine italienische Universität zu gehen, um sich dort nach Erlernung der italienischen Sprache zu habilitieren, und stellt ihm eine sichere Professur nach wenig Jahren in Aus-

sicht. Schrön geht auf den etwas abenteuerlichen Vorschlag ein. Der weitere Verlauf vollzieht sich zwar nicht nach de Filippis Wünschen. Denn er selbst mußte als Minister abtreten und verlor seinen Einfluß. Aber Schrön hielt aus. Er gewann durch eisernen Fleiß bald eine große Übung in der Landessprache. Sein sicheres Auftreten, die Beherrschung der Umgangsformen, sowie die Gediegenheit seiner wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der mikroskopischen Anatomie verschafften ihm zunächst in Turin eine Stellung. Er bewarb sich dann in Neapel um die freigewordene Professur für pathologische Anatomie und ging aus der sehr schwierigen Konkurrenz glänzend als Sieger hervor. Vier Jahre, nachdem er Erlangen verlassen, war er am Ziel, ein für einen Deutschen wohl einziger Vorgang. Schrön blieb in Italien und wirkte Jahrzehnte hindurch erfolgreich als Lehrer und vielgesuchter Arzt. Thiersch hat von Schrön stets mit hoher Anerkennung gesprochen und ihn als Beispiel eines Forschers hingestellt, der sich mit deutscher Beharrlichkeit und Fleiß durchsetzte und deutsche Wissenschaft im fremden Lande zu Ehren brachte.

„Die Krebsarbeit", schreibt Helferich, „gab den äußeren Anstoß zu einer andern bedeutungsvollen Publikation, welche gleichfalls mit minutiöser anatomischer Technik vollendet, auch klinische Bedeutung besaß. Thiersch wurde von Billroth aufgefordert, für das von ihm in Gemeinschaft mit seinem Wiener Collegen Pitha herausgegebene große Sammelwerk die feineren Vorgänge bei der Wundheilung zu bearbeiten. Es entstand i. J. 1867 jene Arbeit: ‚Die feineren anatomischen Veränderungen nach Verwundung der Weichtheile' (Pitha, Billroths Handbuch I, 2. B), welche zum ersten male die wunderbaren Vorgänge bei der Heilung von Wunden klar legte. Und jeder gebildete Arzt weiß heute, daß die damals von Thiersch gegebene Darstellung in der Hauptsache noch zu Recht besteht, daß die Art der ersten Verklebung, die Rolle des verbindenden Blutgerinsels, die feine Struktur der Granulationen mit ihren typischen Gefäßschlingen, die Bahn für einen gewissen (gefäßlosen) plasmatischen Saftstrom, die Thrombusbildung und die sog. Organisation des Thrombus an der Ligaturstelle, noch heute ebenso oder mit geringen Modifikationen angesehen und gelehrt wird, wie es Thiersch damals beschrieben hat."

Thiersch hatte sich nur auf starkes Drängen Billroths zur Publikation entschlossen. Dieser empfängt sehr erfreut die ersten Korrekturbogen und schreibt: „Mit großem Interesse habe ich die Correkturbogen Ihrer Arbeit gelesen und habe dabei nur ein Bedauern empfunden — daß Sie nicht mehr schreiben. Ihre Arbeit enthält nicht einen, sondern einen ganzen Haufen äußerst fruchtbarer Gedanken; ich wollte, ich hätte 12 tüchtige Beobachter zur Disposition, um Alles nach zu untersuchen und weiter vorzuschreiten.“

Thiersch ist als Forscher an seine Krebsarbeit herangegangen. Als Arzt und Mensch hat ihn dabei stets der Gedanke begleitet, aus der besseren Erkenntnis der Entstehung des Krebses heraus auch ein Heilmittel gegen das Übel zu ersinnen. Er glaubte ein solches Mittel in der Einspritzung von Silbersalzen gefunden zu haben. Bei seinen mikroskopischen Untersuchungen war ihm aufgefallen, daß die Krebszellen eine innige Verbindung mit Silbersalpeter eingehen. Er rechnete nun damit, daß bei Einspritzungen einer schwachen Lösung von salpetersaurem Silber die Krebszelle durch Aufnahme von Silber an einer Fortwucherung gehindert würde. Um aber das gesunde Gewebe vor einer etwa schädigenden Wirkung des Silbersalpeters zu schützen, sollte der Einspritzung von Silbersalpeter die einer verdünnten Lösung von Chlornatrium nachfolgen. Die Einzelheiten der Indikationsstellung sowie der Methode sind in dem Bayr. Intelligenzblatt 1866 vom 23. April abgedruckt. Thiersch wählte als Form der Veröffentlichung einen offenen, an Nußbaum in München gerichteten Brief, in welchem er nach genauer Mitteilung der Methode einen Krankheitsfall beschreibt, der sich nach Anwendung seines Mittels auffallend gebessert hatte.

Nußbaum, mit dem Thiersch sich vorher ins Einvernehmen gesetzt hatte, ging sofort auf die Anregung, die neue Methode in seiner Praxis einzuführen, ein. Nach Jahresfrist bereits kann er in der gleichen Zeitschrift einen sehr günstigen Bericht über den Verlauf der Krankheit bei 15 Patienten vorlegen, die zum Teil ganz erstaunliche Besserungen aufwiesen. Der penetrante Geruch jauchender Geschwüre war ausnahmslos nach den Einspritzungen verschwunden, die Wundflächen ausgedehnter Krebsgeschwüre hatten sich rasch verkleinert, oftmals trat eine bedeutende Rückbildung großer Geschwulstknoten ein und, was das Erfreulichste war, die Kranken erholten sich, nahmen

an Körpergewicht zu und bekamen neue Lebensfreude. Auch andere Ärzte, die sich der neuen Behandlungsmethode bedienen, berichten über Erfolge.

Die Angelegenheit erregte das größte Aufsehen in ärztlichen Kreisen, aber es trat ein Rückschlag ein, als es sich herausstellte, daß die günstigen Resultate nicht von Dauer waren. Das neue Verfahren schützte nicht vor Rückfällen. Von anderer Seite versuchte man Einspritzungen mit anderen Mitteln: Arsen-, Quecksilber-, Phosphor- und Pepsinpräparate, alle mit dem gleichen Erfolg und schließlichem Mißerfolg. Worauf beruhten aber die sicher festgestellten Besserungen? Wahrscheinlich auf Beseitigung gewisser giftiger Substanzen, die sich durch Hinzutritt fäulniserregender Bakterien zu den Zerfallsprodukten des Krebsgewebes gebildet hatten. Infolge der Einspritzungen fand eine kräftige Durchspülung des jauchig zerfallenen Gewebes statt, und wir dürfen vermuten, daß dadurch die fiebererzeugenden Stoffe aus dem Körper entfernt wurden.

Liebig interessiert sich von Anfang an lebhaft für Thierschs Versuche. Er hält die Grundidee für richtig und wird nicht müde zuzureden, den Mut nicht zu verlieren:

„Ich zweifle keineswegs an dem endlichen Erfolg, im Gegenteil bin ich überzeugt, daß Deine Idee sich bewahrheiten wird . . .“

„Laße Dich nur dadurch nicht entmutigen, daß der Erfolg nicht so rasch, als es wünschenswert ist, sich einstellt, denn gleich von der ersten Kenntnisnahme an sah ich, daß nur die beharrliche Verfolgung Deiner Idee, die im Grundsatz unzweifelhaft richtig ist, zu ersprießlichen Endresultaten führen dürfte. Ich kenne die Schwierigkeiten, wo es sich um praktische Anwendungen wissenschaftlicher Ideen handelt, aber Beharrlichkeit bis zur Halsstarrigkeit muß dabei sein, sonst kommt man zu nichts. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das veränderte Gewebe und sein Inhalt, welche die Krebsgeschwulst bilden, nicht immer einerlei Natur ist, und daß deswegen darum verschiedene Mittel angewendet werden müssen . . .“

Noch Mitte 1867 empfiehlt er Versuche mit verdünnter Blausäure anzustellen, deren fäulniswidrige Wirkung er mit Beispielen belegt.

„. . . Die Frage ist demnach die, ob die eigentümliche Umbildung der Säfte, welche den Krebs ausmacht, durch Blausäure ver-

hütet oder die Krebszellenbildung unterdrückt werden kann. Du weißt, daß theoretische Betrachtungen in solchen Dingen nicht maaßgebend sind und daß das Probiren über das Verstehen hinausreicht; ich sollte denken, daß Blausäure von einer so großen Verdünnung, auch wenn sie ins Blut übergeht, keine toxische Wirkung haben kann, aber ein Versuch an irgend einem Thier müßte doch vorher gemacht werden; gegen Zahnweh habe ich verdünnte Blausäure mit Baumwolle aufgelegt im Munde an mir selbst häufig angewendet, und ich mache mich ohne Bedenken anheischig, 10 Gramm einer Blausäure, welche in 5 Gramm 1 Milligramm Blausäure enthält, zu verschlucken ... Die Sache scheint mir der Prüfung wert ..."

Zu solchen Versuchen ist es indes nicht gekommen. Nachdem sich die Hoffnung auf eine Heilung des Krebses durch die Einspritzungen nicht erfüllt hatte, erlahmte das ärztliche Interesse. Thiersch hat die Sache zwar trotz seiner Übersiedlung nach Leipzig nie aus den Augen verloren, ist aber nicht wieder dazu gekommen, durch methodisch fortgesetzte Versuche sie weiter zu verfolgen. Er hat auch an der günstigen Einwirkung der eingespritzten Stoffe auf das Krebsgewebe festgehalten und Silbersalpeterinjektionen später bei anderen Krankheiten, z. B. „ulcus phagedaenicum" vorgenommen und gute Resultate erzielt.

Nußbaum, der gefeierte Münchner Chirurg, der Thiersch in der Krebsfrage so warm unterstützte, war noch in München dessen Schüler gewesen. Aus dieser Zeit stammt seine Anhänglichkeit, ja Begeisterung für den nur um wenige Jahre älteren Lehrer. Nußbaum lehrte an der Münchner Klinik mit dem größten Erfolg und war ein sehr beliebter Arzt. Seine operative Praxis war umfänglicher als die von Thiersch in Erlangen. Aber stets hat sich Nußbaum, wie seine vielen Briefe beweisen, in schwierigen chirurgischen Fragen sowohl in Erlangen wie später in Leipzig Rats erholt und auch sonst in den Wechselfällen des Lebens Thierschs Ansicht erbeten. Dieses Freundschafts- und Vertrauensverhältnis beruhte durchaus auf Gegenseitigkeit. Thiersch schätzte an dem Münchner Fachgenossen u. a. eine selbstlose, die eigene Person hintansetzende Aufopferung. Oft hat er auf Nußbaum als das Vorbild eines Arztes hingewiesen. Er erwähnte auch gern den Ausspruch eines Münchner Droschkenkutschers, der auf seine Frage, wer denn der Herr sei, der auf der

Straße so ehrerbietig von allen Seiten gegrüßt werde, antwortete: „Das ist unser Nußbaum.“

Nußbaum war ein glänzender medizinischer Schriftsteller und unerreicht in der Kunst, die Ergebnisse der Wissenschaft den Ärzten anschaulich darzustellen. Seine für den Praktiker verfaßten Veröffentlichungen sind stets auf eigenen Beobachtungen und Erfahrungen aufgebaut und heute noch lesenswert. In seinen Briefen spiegelt sich die Begeisterung für den ärztlichen Beruf und die warme Teilnahme für die Patienten wieder. Die Schreibweise ist gleich, ob es sich um wissenschaftliche Arbeiten, Beschreibung von Kriegserlebnissen (1870) oder Privatbriefe über einen interessanten Krankheitsfall handelt. Immer leuchtet das Bild des wahren Menschenfreundes daraus hervor.

Außer den großen Aufgaben der allgemeinen Chirurgie nahm Thiersch auch einzelne Fragen der operativen Chirurgie in Angriff. Die plastischen Operationen Dieffenbachs hatten ihn immer sehr angezogen, und in Erlangen fing er an, die Methoden zu ersinnen und auszubilden, die er später in Leipzig vollendete. Es sind dies plastische Neubildungen der Nase und die operative Behandlung von Bildungsfehlern wie Epispadie und Inversio vesicae.

Das chirurgische Instrumentarium hat Thiersch durch Erfindung neuer Instrumente bereichert, besonders auch später in Leipzig. Doch sind nicht alle diese Konstruktionen veröffentlicht worden. Andere Instrumente, mit deren Herstellung er sich lange abmühte, sind nicht zur Ausführung gekommen. So beschäftigte ihn z. B. in Erlangen lange Zeit die Konstruktion eines Tracheotoms. Genaue Zeichnungen von seiner Hand mit Anweisung an den Instrumentenmacher liegen vor. Indessen ist schließlich die Herstellung unterblieben. Viele Operationsmethoden, z. B. eine sinnreiche Beseitigung der Phimose, die an der Leipziger Klinik oft geübt wurde, sind nie veröffentlicht worden. Desgleichen manche Verbesserungen der Verbandtechnik. Das Niederschreiben ging ihm nicht so leicht von der Hand wie z. B. Billroth, und dadurch kam ihm einmal im Jahre 1866 ein anderer mit einer Publikation zuvor. Billroth, dem er dies mitteilt, schreibt:

„Daß man Ihnen von Wien aus mit Veröffentlichungen zuvorgekommen ist, ist eine Fatalität; doch, lieber College, Sie müssen eben

früher losdrücken. Etwas absolut Vollkommenes kann der Mensch ja überhaupt nicht leisten; fortwährend werden neue Methoden der Untersuchung gesucht und gefunden, ein vielfacher Wechsel ist daher unvermeidlich und unsere sorgfältigsten Arbeiten werden bald überholt! Ist das nicht eine Freude, daß so viel gearbeitet und geschafft wird! Verliert etwa die Bedeutung eines Johannes Müller dadurch, daß fast alle seine Arbeiten überholt sind? Ich meine nicht; klassisch ist und bleibt, was nach Zeit und Umständen möglichst vollkommen ist; der fortwährende Fortschritt verschiebt aber den Begriff des Vollkommenen in unserer Zeit mit großer Schnelligkeit. Ich bin weit entfernt, damit viele leichtsinnige Arbeiten, die es jeder Zeit gegeben hat, zu bemänteln, doch ohne eine gewisse Kühnheit dringt man nicht durch."

Zu einer militärärztlichen Tätigkeit ist Thiersch in Bayern nicht gekommen. Während des Feldzuges 1866 hat man weder ihm noch Nußbaum die Stellung eines konsultierenden Generalarztes eingeräumt, die anderwärts den Professoren der Chirurgie von selbst zufiel. Waren es Sparsamkeitsgründe oder Münchner Intrigen, kurz Thiersch kam nicht als Operateur ins Feld und hatte keine Gelegenheit, seine im Jahre 1850 erworbenen Kenntnisse in Kriegschirurgie dem Vaterland nutzbar zu machen. Die Verhandlungen, die man mit ihm pflog, erstreckten sich lediglich auf einen Transport Verwundeter, die schließlich im Erlanger Krankenhaus aufgenommen wurden.

Von der sonstigen akademischen Tätigkeit verdient die Rede Erwähnung, die Thiersch bei seiner Einführung in den Senat im Jahre 1857 gehalten hat. Er gibt darin einen sehr interessanten historischen Überblick über die Entwicklung der Chirurgie. Folgende Sätze dürften auch heute noch einen größeren Leserkreis interessieren:

„... Die Chirurgie, nachdem sie einmal einige Fortschritte gemacht hatte, war nie jenen Verirrungen und Wechselfällen ausgesetzt wie die innere Heilkunde. Ich will nie behaupten, daß die Chirurgen nicht theilgenommen hätten an dem Aberglauben und den Irrthümern ihrer Zeit, durch Astrologie und Uroskopie ließen sie sich häufig in ihren Unternehmungen bestimmen; auch sie suchten nach dem Stein der Weisen, und oft genug hatten sie es mit vermeintlichen Ursachen zu thun. Was ich meine, ist, daß die Wundärzte niemals von spärlichen und nicht selten schlecht beobachteten Thatsachen aus sich zur Erklärung der letzten Ursachen aufschwangen, um sich dann aus schwindelnder Höhe zu praktischen Folgerungen herab zu lassen. Ihr Handwerk schützte sie dagegen, Irrthümer straften sich alsbald augenfällig, während

in der inneren Heilkunde Irrthümer lange Zeit verborgen bleiben können, da die Vorgänge, mit denen sie es zu thun hat, höchst veränderlich und meist der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung entzogen sind. Wenn wir sehen, daß die widersprechendsten und widersinnigsten Systeme bei den Ärzten zu Ansehen gelangten und noch gelangen, so läßt sich dieß nur erklären, wenn man bedenkt, daß die große Mehrzahl der Krankheiten auch bei unrichtiger Behandlung zu heilen vermag. Großentheils Wundärzte waren es, welche die wieder erweckte Anatomie mit Vorliebe pflegten, und da sie den Boden der Thatsachen nur selten verlassen hatten, so wurden sie auch durch den Paracelsischen Sturm kaum berührt. Die vernünftige Forderung dieses Mannes, an die Stelle des Galenischen Dogmas die freie Forschung zu setzen, war für sie überflüssig, von dogmatischer Knechtung hatten sie sich jederzeit frei gehalten, die engen Grenzen ihres Wissens gestanden sie offen zu, Klarheit und Bestimmtheit sind in ihren Schriften häufiger zu finden als in denen der Ärzte, und zu ihrem Ruhme darf ich anführen, daß sich unter ihnen Männer finden, welche freimüthig ihre Stimme erhoben zu Gunsten einer durch Tortur und Ketzerverbrennung verhöhnten Menschlichkeit.

Die Chirurgie erhebt keinen Anspruch auf den Rang einer deduktiven Wissenschaft, sie ist zufrieden, wenn sie von der Induktion hie und da einen nützlichen Gebrauch zu machen im Stande ist. Trotz ihres ausgesprochenen realistischen Zweckes steht sie auf gleicher Grundlage mit den übrigen Theilen der Naturkunde, sie sammelt Thatsachen und sucht nach deren causalen Verbindung. Die Schwierigkeiten jedoch, denen unsre Doktrin bei dieser Arbeit begegnet, sind größer und zahlreicher als anderwärts; das Experiment steht ihr nur selten hülfreich zur Seite, die Veränderungen des lebendigen Körpers, mit denen sie sich beschäftigt, erfolgen unter der gleichzeitigen Einwirkung vielfacher Ursachen, die uns nur zum kleinsten Theile bekannt sind. Die Erfahrung des Einzelnen ist beschränkt und eigene und fremde Erfahrung oft trügerisch, der Zeitpunkt des ärztlichen Handelns geht rasch vorüber und oft muß gehandelt werden, ohne vollständige Einsicht in die krankhaften Vorgänge. Meisterhaft hat schon Hippokrates diese Schwierigkeiten zusammengefaßt. Der erste seiner Aphorismen heißt in lateinischer Übertragung: ars longa, vita brevis, oratio praecox, experientia fallax.

Aber dennoch vermögen wir unsern Schülern einen reichen Schatz feststehender Thatsachen zu übermitteln, und wenn wir sie zugleich mit dem geistigen Prozeß bekannt machen, durch den diese Thatsachen zu Tage gefördert wurden, wenn wir ihnen die zahlreichen Lücken bloßlegen, statt sie zu verhüllen, wenn wir ihnen diejenigen Grenzpunkte unseres Gebietes bezeichnen, an denen eine Erweiterung zunächst in Aussicht steht, so werden sie zukünftig im Stande sein, ihren wohlerworbenen Besitz nicht bloß zu bewahren, sondern auch zu vermehren, sie werden dem Fortschritt unserer Wissenschaft mit bereitwilligem Verständniß folgen, statt ihm mit geringschätzigem Widerwillen zu begegnen. Der Autorität können wir bei unserm Unterricht nicht entbehren, insofern es sich um die Annahme wohlverbürgter Thatsachen handelt; überall und jedesmal aber, wenn der Nachweis ursächlicher Bedingung versucht wird, sollen statt der Autorität Gründe eintreten. Dieß ist die wunde Stelle, welche noch kein Wundarzt zu heilen verstand, und doch ist ein gedeihlicher Fortschritt

nur dann zu erwarten, wenn wir uns der Schulvorurteile gänzlich entschlagen. Es ist wahr, unsere Doktrin sieht sich in mancher Beziehung überholt von jüngeren Zweigen der Naturkunde, die unter ihrer Pflege heranwuchsen: Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie erfreuen sich eines vergleichsweise größeren Reichthums wohl verknüpfter Thatsachen, und von hochgeachteten Vertretern dieser Wissenschaften hört man nicht selten Vorwürfe über den sog. niederen Standpunkt der Heilkunde. Diese Vorwürfe sind gerecht, insoweit sie auf die unlogische Art und Weise gehen, deren sich die Ärzte so oft bei ihren Erklärungsversuchen schuldig machen, sie sind ungerecht, insoweit unsere beschränkte Kenntniß causaler Verhältnisse gemeint ist..."

Im Jahr 1861 wählte die Universität Thiersch zum Rektor. Seine Rektoratsrede behandelt das Thema: „Über Lehren und Lernen." Sie hat mit Chirurgie nichts zu tun. Desto mehr vertieft sie sich in das Gebiet ungelöster psychologischer Fragen. Psychiatrische Forschungsergebnisse werden herangezogen, um im Verein mit physiologischen und embryologischen Gedankenreihen das Seelenleben des Kindes zu entwickeln, welches seinerseits wiederum als die Grundlage für die Maximen des Lehrens und Lernens dient. Dies zu beobachten boten ihm die heranwachsenden eigenen Kinder reichlich Gelegenheit. Die Rede enthält eine Fülle von Gedanken, die ausgearbeitet gewiß wieder als Leitfaden für weitere psychologische Untersuchungen hätten dienen können.

Aus dem Inhalt seien die nachfolgenden Ausführungen wiedergegeben:

„Wie schwierig es aber ist, über das primitive Lernen des Kindes zur Klarheit zu kommen, mag man aus der Streitfrage über das Entstehen objektiver Gesichts- und Gehörsempfindungen entnehmen. Wenn es nämlich richtig ist, daß der Sehende nur sich selbst wahrnimmt, daß der Hörende nur Empfindung hat von den Veränderungen, die in seinem Ohr stattfinden, wie kommt es, daß wir das Gesehene und Gehörte, diese uns angehörige Veränderung nach außen verlegen, daß es uns als ein von unsrer Leiblichkeit Getrenntes entgegentritt? Diese Frage hat eine zweifache Antwort gefunden. Die eine geht dahin, daß schon sehr frühe dem Kinde zahlreiche, namentlich durch den Tastsinn vermittelte Erfahrungen zugeführt würden, aus denen es die Belehrung über das Außerhalbsein desjenigen, durch welches das Auge und Ohr verändert werde, schöpfe. Dem wird entgegen gehalten, daß es Erfahrungen gebe, welche mit dieser Annahme nicht zu vereinigen seien. Obwohl das Kind Tausend und aber Tausend Versuche mache, um über die Richtung, in der es das leuchtende oder tönende Objekt zu suchen hat, Aufschluß zu bekommen, so ereigne es sich bei diesen Versuchen doch niemals, daß es den Ort, den der Gegenstand einnimmt, im eignen Ohr und Auge sucht, das Kinde greife nach allen Richtungen, nur nicht nach seinem eigenen Auge und Ohr. Die Beobachtung lehre demnach, daß

zwar Anfangs eine Unwissenheit, ein Zweifel über die Lage des Ortes, den das Objekt einnimmt, vorhanden sei, darüber aber scheine das Kind zu keiner Zeit im Zweifel zu sein, daß es ein von ihm Getrenntes sei, welches die Empfindung errege. Ferner könnte man anführen, daß Visionäre die Gebilde ihres kranken Gehirns ausnahmslos nach außen verlegen, daß die Stimmen, welche den Geistesgestörten unwiderstehlich zu einer That treiben, daß diese Stimmen ihm von außen her zuschallen. Auch sei der Umstand zu betonen, daß wir bei geschlossenen Augen den Zustand der Ruhe, in dem sich unsere Netzhaut befindet, als ein dunkles, unserm Auge gegenüber liegendes Sehfeld wahrnehmen, in welchem wir sogar als ein von uns getrenntes Objekt die Adern unserer eigenen Netzhaut zur Ansicht bringen können.

Dieß Alles spräche also dafür, daß jener zweite Akt der Sinnesempfindung, der in der cerebralen Wahrnehmung der Veränderung des Sinnesorganes besteht, in sich die Bedingungen der Projektion nach außen bereits enthalte.

Andrerseits kann gegen die angeführten Gründe eingewendet werden, daß zu der Zeit, in welcher das Kind überhaupt anfängt nach Gegenständen zu greifen, im vierten bis fünften Monate, die Verlegung der Gesichtsempfindung nach außen schon längst erfolgt sei, und zwar nicht durch den Tastsinn, von dem es überhaupt fraglich sei, ob er räumliche Vorstellungen vermitteln könne, sondern durch die aktiven Bewegungen des Auges und die daraus entspringenden Ortsveränderungen der Gegenstände im Sehfelde. Das Beispiel der Geisteskranken, sowie das des dunklen Sehfeldes seien nicht beweisend, weil diesen Erscheinungen eine lange Kette von Erfahrungen vorher gehe, durch welche das Urtheil über den Ort, den das Gesehene und Gehörte einnehme, von vornherein ein befangenes sei . . .

Durch einen Induktionsschluß stärkster Art werden wir nämlich belehrt, daß jede Thätigkeit verbunden ist mit einer Veränderung des Stoffes, an dem sie zu Tage tritt, demnach giebt es auch keine Empfindung, keine psychische Thätigkeit, ohne daß gleichzeitig eine Veränderung in dem leiblichen Bestand des Gehirns stattfindet. Man kann sich diese Veränderungen von beliebiger Feinheit vorstellen, aber eine Veränderung überhaupt muß stattfinden. Fassen wir den organischen Bestand des Gehirns, wie es mit Recht geschieht, als Bewegung auf, die mit fortwährender Änderung der Form und Mischung einhergeht, so wird diese Bewegung durch jeden psychischen Akt eine Veränderung erfahren, die fort und fort wirken muß, die durch Nichts ungeschehen gemacht werden kann.

Nun giebt es ein schlagendes und populäres Beispiel, welches beweist, wie Impulse, ein für allemal einer organischen Bewegung mitgeteilt, fort und fort wirken, so daß ihre Wirkung noch nach Jahrhunderten selbst für grobsinnliche Wahrnehmung bemerklich ist. Dieses schlagende Beispiel, welches ich meine, ist die Familienähnlichkeit. Die Fortpflanzungsstoffe, auf die es hier zunächst ankömmt, repräsentiren einen gewissen Abschluß in der organischen Bewegung der reifen Organismen, denen sie ihren Ursprung verdanken. Durch die gegenseitige Durchdringung dieser Stoffe kömmt es zu einer neuen Bewegung, aber so nachhaltig erweisen sich die früheren Bewegungsimpulse, daß wir schließlich Gestaltungen und Eigenthümlichkeiten der Eltern in Kindern und Kindeskindern zu Tage treten sehen. Diese Ähnlichkeiten sind Resultate solcher organischer Bewegungen, wie sie überall stattfinden, wo Leben

ist, sie sind leiblich ausgeprägte Erinnerung. In gleicher Weise werden sich Impulse im Gehirn fortpflanzen, nicht als ob in den kleinsten Theilen des Gehirns sich besondere Gestaltveränderungen ausprägen müssen, aber die Veränderung organischer Bewegung in diesen Theilen wird eine fortwirkende sein. Es wird die jeweilige Lagerung und Mischung der kleinsten Gehirntheile als das jedesmalige Ergebniß aller vorausgegangener Veränderungen, die von äußeren Anregungen und psychischen Arten herrühren, aufzufassen sein, und da sich diese Veränderungen an Theilchen vollziehen, welche die Fähigkeit haben, psychische Thätigkeiten zu vermitteln, so kann der Geist sich an den historisch gewordenen Veränderungen dieser Theilchen zurückfinden wie an einem Ariadnefaden . . ."

Die Abhandlung läßt einen Rückschluß zu auf die anhaltende Beschäftigung Thierschs mit psychischen Problemen, die ihn während seines ganzen Lebens begleiteten.

Des harmonischen Zusammenlebens der Professoren wurde schon gedacht. Es erstreckte sich auch auf die Schwesteruniversität Würzburg. Zwanglose Zusammenkünfte zur Besprechung von Unterrichts- und anderen Fragen veranstaltete man in Würzburg, Erlangen und Nürnberg. Ein wohlgetroffenes Gruppenbild aus dem Anfang der Sechziger Jahre zeigt u. a. die Universitätslehrer Kölliker, Scanzoni, Rinecker aus Würzburg und Kußmaul, Herz, Gorup, Beetz und Thiersch aus Erlangen. Nürnberg wurde als Kongreßort bevorzugt, denn Erlangen bot wenig Reize. Wenn es auch in der näheren und weiteren Umgebung anmutige Spaziergänge gab, der Hauptanziehungspunkt, wohin man gern auswärtigen Besuch führte, war doch das nahegelegene burggekrönte und mit Kunstbauwerken der Vergangenheit geschmückte Nürnberg.

Das gute Einvernehmen der Professoren untereinander ließ es zu, daß auch zeremonielle Feierlichkeiten gelegentlich durch ein humorvolles oder satirisches Wort keine Einbuße an ihrer Würde erlitten. Als Thiersch Rektor wurde, mußte jeder, altem Herkommen gemäß, seinen Wahlzettel mit einem Motto versehen. Eines derselben lautete: „Der König Carl am Steuer saß und hat kein Wort gesprochen." Diese Anspielung auf Thierschs Wortkargheit, die gleichzeitig eine Anerkennung enthielt, ermutigte ihn bei einer ähnlichen Gelegenheit seinen Zettel mit dem satirischen Motto zu schmücken: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb."

„Humoristische Tischreden und sonstige Aussprüche Thierschs wurden viel belacht und blieben im Gedächtnis der Erlanger. Während seines Rektorates be-

reitete einmal ein Vorfall eine gewisse diplomatische Schwierigkeit. Der Historiker Böttiger feierte sein 50j. Doktorjubiläum, zu welchem ihm laut Senatsbeschluß die ‚große Deputation' gratuliren sollte. Der Rektor läßt ein Schreiben umgehen, um die Collegen zur Teilnahme einzuladen. Vier Professoren erteilen ihre Zusage. Der Fünfte, Beetz, macht darauf aufmerksam, daß B. Wert darauf legen würde, die Gratulanten nicht im Frack, sondern in Uniform zu sehen. Darauf der Vorschlag des Rektors, die Beglückwünschung in Uniform vorzunehmen. Neue Schwierigkeit! Ein gewichtiges Mitglied der theologischen Facultät, das nicht fehlen darf, besitzt kein Uniformstück, sondern nur die für Theologen vorgeschriebene Tracht. Nachdem noch die Frage ventilirt ist, daß der Theologe wenigstens in Pantalons erscheinen müsse, wird dieser schließlich vom Rektor ersucht, ‚die Expedition im Frack mitzumachen', was dann auch geschehen ist."

Das Jahr 1866 brachte heftige Kriegsdebatten. Die Stimmung der meisten Professoren war antipreußisch, und von Bismarck wollte man nichts wissen. Auch Thiersch war gegen die norddeutschen „Unterdrücker" und hat erst später seine Meinung geändert.

1858 wurde das erste Kind geboren. Ihm folgten bis zum Jahre 1868 sieben weitere Geschwister (das letzte in Leipzig), von denen zwei starben. Jedem der beiden Oberärzte stand eine Abteilung des Spitalgartens mit herrlichen alten Bäumen zur Verfügung. Hier konnten sich die heranwachsenden Kinder tummeln, und als später, wie die Mutter schreibt, „die Kußmaulschen und nach diesen die Ziemßenschen und Zenkerschen Mädchen und Buben hinzukamen, entstand ein fröhliches Kinderleben".

Der Vater fand neben den Arbeiten noch Zeit für die Kinderschar. Am beliebtesten waren Spaziergänge, auf denen er selbst erfundene romantische Geschichten zum besten gab. Er war ein großer Tierfreund. Die Hauskatze wurde auch unsere Freundin, und als sie einst das Bein brach, legte der Vater einen kunstgerechten Gipsverband an.

Viel Kinder bringen viel Freude ins Haus, aber auch manche Sorge und Krankheit. Der Vater war dann oft ärztlicher Berater und Helfer. Wenn kein anderer Arzt einen Ausweg sah, so hatte er den richtigen Gedanken. So war es bei meiner eigenen Erkrankung, die ich deswegen erwähne, weil sie für die ärztlichen Leser einiges Interesse bietet.

Ich war 5 Monate alt, als ich an einem schweren Scharlach mit nachfolgender diphtherischen Entzündung der Nase erkrankte. Das Leben hing an einem Faden, weil ich jede Nahrung verweigerte. Die Mutter schreibt: „Das Kind war nicht mehr

zum Schlucken zu bewegen, und die Versuche, Milch durch die Nase einzuführen, waren nicht ausführbar. So kam der Vater auf den Ausweg, dem Kind auf die Weise Nahrung zuzubringen, daß er einen weichen Katheter durch den Schlund in den Magen schob und behutsam mit einer Spritze dem Kind die Milch einflößte. Der Kleine wurde auf den Rücken gelegt, die Kinderfrau hielt das Köpfchen, ich von vorn beide Händchen. Seine Portion Milch stand bereit, die Injektionsspritze wurde gefüllt, zweimal (jedesmal wohl 100 Gramm) der Katheter rasch hineingeschoben und die Milch langsam injicirt. Mit der Herausnahme des Katheters hob ich das Kind langsam an meine Schulter, so daß mit der Brechbewegung der Schleim und Speichel seinen natürlichen Ausweg fand. Die Milch behielt es bei sich. Es vollzog sich Alles ohne Hinderniß, dieß wurde 3 Tage alle 2 Stunden wiederholt. Die Verdauung war die eines gesunden Kindes, so daß die Genesung rasch fortschritt." Dieser Krankheitsfall, bei dem vielleicht zum erstenmal die Schlundsonde in Form eines Katheters angewendet wurde, ist dann später (1864) auf Kußmauls Anlaß in einer Dissertation beschrieben worden.

Treue Freunde waren die Familien Gerlach und Kußmaul. Die Frauen standen meiner Mutter in kleinen und großen Nöten bei. Dem näheren Freundeskreis gehörten die Familien Döderlein, Marquardsen und Stintzing an.

Die Geselligkeit führte das junge Ehepaar mit vielen Mitgliedern der anderen Fakultäten zusammen. In der Harmonie fanden, wie zu Stromeyers Zeiten, die winterlichen Konzerte und Tanzvergnügen statt. Gleich der erste dieser Harmoniebälle brachte der jungen, eben erst 19 Jahre alt gewordenen Frau Professorin eine Überraschung. Sie tanzte gern und freute sich, als sie von einem jungen Studenten aufgefordert wurde. Dieser notierte sich ihren Namen auf der Tanzkarte, als er aber inne wurde, wen er vor sich hatte, machte er eine erschreckte, ehrfurchtsvolle Verbeugung und — kam nicht wieder. „Da saß ich nun mit meinem rosaseidenen Kleid. Aber die ältlichen Collegen waren barmherzig und ließen mich nicht sitzen. Nur sind die vortrefflichsten Collegen nicht immer die besten Tänzer."

Seine Verpflichtungen erledigte das junge Paar durch kleine Gesellschaften, bei denen es fröhlich herging. Es war im März 1857, als Thiersch sich etwas besonders Hübsches für den jugendlichen Freundeskreis ausgedacht hatte. Es sollte ein „Vischperl Walzer" getanzt werden, eine bäurische Sitte des bayrischen Gebirges. Meine Mutter beschreibt den Tanz wie folgt:

„Dazu gehörte ein 5 Fuß langer Stab, an der Spitze geziert mit einem dichten Blumenstrauß. In diesem versteckt ruhte eine kleine Patrone mit Knallsilber gefüllt. Der Freund Chemiker hatte eine Anzahl solcher sehr geschickt hergestellt. Von der Patrone hing eine Lunte herab, die zu Beginn des Walzers angezündet wurde. Von den 10 Paaren durfte jedes Paar mit diesem Stab eine Runde tanzen, mußte ihn dann dem nächsten Paar abgeben, und das ging so lange fort, bis die glimmende Lunte die versteckte Patrone erreichte, die mit Knall und blauem Licht ‚furchtbar schön‘ explodirte. Dem tanzenden Paar, bei dem dieß eintrat, fielen Preise zu. Sie lagen vorbereitet auf einem kleinen Tisch in der Mitte des Zimmers mit einem Zylinderhut sorgfältig bedeckt. Nicht nur die tanzenden, sondern auch die zuschauenden Gäste verfolgten mit Spannung das langsame Emporglimmen der Lunte. ‚Jetzt muß es losgehen‘ und nur zögernd geht der Stab in die nächste Hand. Aber nein, noch 2 Runden glimmt es verborgen weiter — da, kaum in der Hand des Nächsten, der plötzliche Knall und die Flamme. Thiersch steht schon bei seinem geheimnisvollen Tischchen, das glückliche Paar tritt herzu, und feierlich wird der Cylinder gehoben, der für den Herrn eine Flasche Bordeaux und für die Dame ein schönes seidenes Band freigiebt.“

Die Freundesbeziehungen der Familien Thiersch und Liebig bringen manchen Gast ins Haus. Cora Kekulé aus Darmstadt, die beste Freundin der jungen Frau, nachmalige Gattin des hessischen Staatsminister Karl von Hofmann, teilt auf längere Zeit den Haushalt und entzückt jung und alt durch ihr frisches, natürliches Wesen. Auch Vater Liebig kommt zu Besuch und erfreut sich an den Enkeln. Als er 1859 das Unglück hatte, in Passau die Kniescheibe zu brechen, ist ihm Thiersch ein treuer Arzt und Berater. Von da datiert die große Achtung, die Liebig vor der Chirurgie und der Tüchtigkeit seines Schwiegersohnes gewinnt. Mit seinem wissenschaftlichen Rat unterstützt er ihn in manchem Briefwechsel, und in bisher unveröffentlichten Briefen geht er in origineller und geistreicher Weise auf die medizinischen Fragen ein, die sich für Thiersch aus der Cholera- und Krebsarbeit ergeben (s. o.).

Mit den Jahren hatte Thierschs Stellung sich mehr und mehr befestigt. Er nahm unter den Mitgliedern der Universität eine hervorragenden Platz ein, sein ärztlicher Rat war hochgeschätzt und wurde in der näheren und weiteren Umgebung begehrt. Auch die Lehrtätigkeit befriedigte ihn. Die Studentenzahl hob sich langsam, und der Gedanke befestigte sich in ihm, in Erlangen zu bleiben, sich ein eigenes Haus zu bauen und in dem Kreis seiner Familie und der zahlreichen Freunde sein Glück zu finden.

Liebig war weitblickender. Er erkannte die Vorteile eines Rufes an eine größere Universität, und als sich 1866 nach dem Tod des Professors der Chirurgie Günther in Leipzig die Aussicht für Thiersch als dessen Nachfolger eröffnet, wird er nicht müde, dem Schwiegersohn zuzureden:

„Wenn Du Aussicht hättest nach München zu kommen oder wenn Bayern eine Zukunft hätte," schreibt er im Nov. 1866, „so würde ich unbedingt raten zu bleiben. Aber Du selbst kennst die hiesigen Verhältnisse so gut und besser wie ich und weißt, daß auf eine wahre Anerkennung des Verdienstes niemals hier zu rechnen ist; Alles ist persönlich und ohne feste Grundsätze. Du mußt darauf gefaßt sein, alle Deine ausgezeichneten Collegen in Erlangen nach und nach wieder scheiden zu sehen. Denn Erlangen ist nur eine Etappe für sie. Nichts ist bleibend dort als die Theologen, welche wegen ihrer Herrschsucht einen kleinen Ort einem größeren vorziehen werden. Es ist richtig, daß Erlangen für das Familienleben Annehmlichkeiten bietet, mehr wie eine große Stadt, allein Deine und Deiner Frau Annehmlichkeiten dürfen hierbei nicht hoch in Anschlag kommen; Du hast, wie sie, Pflichten für Deine Kinder und 4 Mädchen, welche einstens versorgt, d. h. verheiratet sein wollen. In Erlangen heiratet aber Niemand. Auch für Deine Knaben sind in Bayern keine besonderen Aussichten, wenn sie, wie zu erwarten ist, einige Grütze im Kopfe haben; denn wir haben keine Wurzeln im Lande, und auch die Kinder werden durch unser so ganz verschiedenes Denken immer fremd darin bleiben. Für die Erziehung Deiner Kinder findest Du in Sachsen die besten Schulen und in Leipzig im Besonderen für Dich und Deine Frau Annehmlichkeiten, die Ihr Beide noch nicht kennt..."

Die Aussichten für Leipzig verdichten sich mehr und mehr. Einen warmen Fürsprecher hatte Thiersch daselbst an dem Pathologen Ernst Wagner, dem er gelegentlich seiner Krebsarbeit nähergetreten war. Wagners Einfluß gelang es, die Sächsische Regierung für Thiersch zu erwärmen. Sie schickte vorsichtiger Weise einen Vertreter nach Erlangen, um sich über den Kandidaten, dessen Wahl ja auch für den Dresdner Hof von Bedeutung war, einen persönlichen Eindruck zu verschaffen. Der Bericht mußte günstig ausgefallen sein, denn bald darauf erließ der Kultusminister v. Falkenstein die offizielle Berufung, der dann Thiersch ohne Zögern zustimmte. Er verließ Ostern 1867 die Stätte seiner 12jährigen Wirksamkeit, begleitet von den Segenswünschen seiner zahlreichen Freunde und Kollegen, die ihm in einer Abschiedsfeier den Dank und die Anerkennung für seine ersprießliche Tätigkeit kundgaben.

Leipzig.

Stadt und Bewohner. Wunderlich. Wagner. Ludwig. Neubau des Jakobs-Hospitals. Verbesserung der Krankenpflege. Antiseptische Wundbehandlung. Lister.

Unweit des alten Jakobs-Hospitales in der Rosentalgasse, einer engen, von hohen Häusern eingefaßten Straße, fand die Familie ein vorläufiges Unterkommen. Das Haus, an der Rückseite von der träge dahinfließenden, übelriechenden Pleiße begrenzt, bot keine Annehmlichkeiten. Der kleine Garten war kein Ersatz für den Erlanger Spielplatz und auch das nahegelegene Rosental, ein wohlgepflegter städtischer Park, half nicht über den Erlanger Verlust hinweg.

Besser wurde es nach einigen Jahren durch Verlegung des Krankenhauses in die Nähe des Bayrischen Bahnhofes. Die Familie folgte und bezog Ecke der Nürnberger- und Windmühlenstraße im zweiten Stockwerk eine geräumige Wohnung mit freiem Ausblick, die sie 26 Jahre innebehielt. Auch als Neubauten in der Umgebung und zunehmender Straßenverkehr mit der Zeit den Charakter der Gegend veränderten, da oben blieb man in den sonnigen Räumen von dem Getriebe der werdenden Großstadt unbehelligt. Allerdings war es unangenehm, die Fenster zu öffnen; denn allsogleich drang der berüchtigte Leipziger Kohlenruß, Gardinen und Wäschestücke schwarz färbend, ein. Aber das war ein allgemeiner Mißstand, mit dem man sich wohl oder übel abzufinden hatte. Glückliches Erlangen, wo man mit Holz feuerte und den Ruß nicht kannte!

Handel und Industrie befanden sich 1867 in lebhafter Entwicklung. Die berühmten Messen faßten als eine Weltausstellung im kleinen die Waren der ganzen Erde zusammen. Das Musikleben, unterstützt durch das Gewandhausorchester, hatte sich wie vielleicht kein zweites in Deutschland entwickelt, kurz, es bereitete sich eine Periode des Wohlstandes, ja Reichtums vor, welche die Stadt nicht nur nach der Zahl der Einwohner in die vorderste Reihe stellte, sondern sie neben Berlin und Hamburg zu einem Kulturzentrum ersten Ranges erhob.

Dieser großzügigen Entwicklung entsprach die Bevölkerung im Jahre 1867 nicht allenthalben. Kleinstädtisches Wesen machte sich noch überall breit, obgleich es nicht an tüchtigen Persönlichkeiten fehlte. Vor allem die Bürgermeister Koch, Stephani, später Georgi, standen durchaus auf der Höhe der Zeit. Diese Männer, auf die Thiersch große Stücke hielt, haben durch Befolgung der Ratschläge medizinischer Sachverständiger, vor allem des Hygienikers Franz Hofmann, die Stadt in hygienischer Beziehung gefördert. Auch sonst fanden sich viele Männer mit offenem Blick und aufrechtem Wesen. Aber der Grundzug der Bewohner blieb noch lange kleinstädtisch. Dabei trat Thiersch in allen Schichten der Bevölkerung und in allen Berufsarten ein Typus entgegen, der ihm nicht sympathisch war, der des überhöflichen, aber nicht aufrichtigen Sachsen. Er bezeichnete gelegentlich diese Höflichkeit als einen Nationalfehler der Sachsen, wobei er den erwähnten Typus im Auge hatte. Von Bayern her war er an eine rauhe Außenseite der Bewohner gewöhnt, aber bei aller Derbheit war der Bayer ein zuverlässiger und treuer Mann. Und gerade Zuverlässigkeit, die Thiersch so hoch einschätzte, mußte er im Verkehr mit vielen Sachsen vermissen. Allmählich verwischten sich die Eindrücke der ersten Zeit, aber er hat sie nie ganz verwunden, und sie sind auch der Grund, warum er nie vollständig heimisch in Leipzig geworden ist.

Auch die körperliche Beschaffenheit der Bevölkerung gefiel ihm nicht. Der Durchschnittssachse war klein und schwächlich, wir würden heute sagen unterernährt, und wirklich stand die Ernährung hinter der in Bayern weit zurück. In den Armenvierteln herrschten schreckliche Zustände. Es gab körperliches Elend die Fülle, und man sah Krankheitsbilder infolge mangelhafter Ernährung (schwere Formen von Rachitis), die in Bayern nicht in dem Maße vorhanden waren. In dieser Beziehung hat sich vieles gebessert: Ein Menschenalter später, und die Stadt steht in der Zufuhr reichlicher und guter Nahrungsmittel mit an erster Stelle.

Auch die Universität war in fortschreitender Entwicklung begriffen. Überall spürte man das Wehen eines neuen Geistes. Unter der Führung der hervorragenden Kultusminister v. Falkenstein und später v. Gerber, stellte die Regierung bedeutende Mittel bereit, um der Hochschule die besten Lehrer zuzuführen, und als Thiersch

kam, fand er bereits in allen Fakultäten Männer von europäischem Ruf vor. Begünstigt durch den wirtschaftlichen und später den politischen Aufschwung Deutschlands entstand eine Hochschule, die bereits in den Siebziger Jahren Glanz und Ansehen weithin verbreitete. Die Bereitwilligkeit der Stände zur Hebung der Universität machte aber nicht Halt vor der Berufung von Kapazitäten aller Fächer, sie kam auch den naturwissenschaftlichen und medizinischen Instituten zugute. Wer etwa nach zehnjähriger Abwesenheit im Jahre 1875 die Liebigstraße entlang ging, bemerkte mit Erstaunen die lange Reihe neuerbauter wissenschaftlicher Anstalten.

In der medizinischen Fakultät waren es vor allem drei Männer, mit denen Thiersch in jahrelanger Arbeit zusammenwirken sollte: Carl Wunderlich, Ernst Wagner und C. Ludwig. Bei der Bedeutung, welche diesen Lehrern für den Unterricht zukam, sei es gestattet, ihnen einige Worte zu widmen.

Carl Wunderlich hatte bereits seit 1850 den Lehrstuhl für Innere Medizin in Leipzig inne. Seinen Ruf begründete er als streitbarer Vorkämpfer einer neuen Richtung, der „physiologischen Medizin". Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind niedergelegt in dem Archiv für physiologische Heilkunde und in dem Handbuch für spezielle Pathologie und Therapie. Gleich Thiersch war er in Wien und Paris gewesen. Sein berühmt gewordenes Büchlein: „Wien und Paris" (1847) kennzeichnet die Überlegenheit der dort geübten Lehrmethoden. Wunderlich war eine vornehme Natur vom Scheitel bis zur Sohle. Eine seltene Rednergabe zeichnete ihn aus, und seine Schüler schätzten die glänzenden Vorträge am Krankenbett. Thiersch faßt bei seinem Nachruf an der Bahre Wunderlichs dessen Eigenschaft als klinischer Lehrer in die Worte zusammen: „Er wußte das Bild der Krankheit kurz und bündig vorzutragen." Das war gerade der Gewinn für den Jünger der Medizin, denn bisher wurde das Krankheitsbild nicht am Bett des Patienten, sondern nur aus gelehrten Werken heraus dargestellt.

Als Wunderlich 1877 starb, übernahm die Klinik Ernst Wagner. Aus der Praxis hervorgegangen, hatte er als Nachfolger Bocks den Lehrstuhl für pathologische Anatomie in Leipzig inne. Aus beiden Schaffensperioden brachte er einen reichen Schatz von Erfah-

rungen mit. Schüler von Oppolzer und gleich diesem mehr exakter Beobachter und Forscher als Therapeut, war er gewöhnt, die klinische Diagnose vorsichtig zu stellen. So bildete er sich zu einem gewiegten Diagnostiker aus und das kam seiner Klinik in hohem Maße zugute. Gleich Thiersch hielt er es mit unbedingter Offenheit, falls ihm einmal eine falsche Diagnose untergelaufen war. Gerade diesen Charakterzug schätzt der Studierende besonders. Dieser konnte bei aufmerksamem Vergleich des klinischen und des Sektionsbefundes der vorgestellten Krankheitsfälle außerordentlich viel lernen, um so mehr, als Wagner es sich angelegen sein ließ, die Untersuchung der Patienten dem Studierenden auf der Krankenstation zu ermöglichen. Vorbildlich war Wagner durch seine enorme Arbeitskraft und seinen eisernen Fleiß, sowie durch sein humanes Wesen den Kranken gegenüber. Er war bei diesen populärer als Thiersch, weil er es besser verstand, „die Sprache des Volkes“ zu reden. Als vielgesuchter Konsiliarius erwarb er sich mit der Zeit eine sehr einflußreiche Stellung und setzte auch in Krankenhaus-Angelegenheiten manches durch, was Thierschs mehr zurückhaltende Natur vergeblich erstrebte. Wagners „göttliche Grobheit“ war berühmt und — gefürchtet. Gegen einen anerkannten Mißstand, wie ungenügende Kost, konnte er sehr entschieden auftreten; das wußte man in der Verwaltung des Krankenhauses und richtete sich danach. Wagners Tätigkeit war verhältnismäßig kurz, denn er starb bereits 1888. Sein Nachfolger wurde Heinrich Curschmann, der sich um den weiteren Ausbau des Krankenhauses große Verdienste erworben hat.

Das Bild Carl Ludwigs steht seinen Zuhörern als das eines einfachen, aber lauteren Mannes in Erinnerung. Sein Vortrag war nicht glänzend und doch hinreißend, er nahm gefangen durch die Fülle und den hohen Flug der Gedanken. Da war nichts von Buchgelehrsamkeit, von eingelerntem Wissen. Mit einem ganz geringen Schatz von Worten und einer äußersten Sparsamkeit von Superlativen verstand er es, den verborgenen Schatz der Wissenschaft dem Hörer nahezubringen. Allerdings mußte dieser seine Aufmerksamkeit zusammennehmen, denn die schwere wissenschaftliche Kost verlangte einen klaren Kopf und eine Verarbeitung des am Tage zuvor Gehörten. Eine versäumte Stunde brachte man schwer wieder ein. Wie Wunderlich in der praktischen Medizin, so war er in der

Physiologie ein Wegweiser in der exakten Forschung. Wissenschaftliches Denken war seine unerbittliche Forderung an den Studenten. Darin war er auch eins mit dem Praktiker Thiersch, der andererseits die Scheidewand genau kannte, welche die exakte durch den Physiologen vertretene wissenschaftliche Medizin von der Empirie der Praxis trennte. Für die „nur Exakten" hatte Thiersch gelegentlich eine satirische Bemerkung übrig.

Die Waffe des Spottes und des Sarkasmus stand auch Ludwig zu Gebote, manches geistvolle satirische Wort ist von ihm bekannt geworden. Aber die Gabe des Humors, die Thiersch so sehr auszeichnete, war Ludwig nicht verliehen. Die klinischen Studenten veranstalteten jährlich am Schlusse des Sommersemesters das sog. Vogelschießen (s. u.) bei dem Ereignisse aus den Hörsälen ihrer verehrten Lehrer in Wort und Bild geistreich und witzig besprochen eine Wiedergeburt feierten. Beliebte Lehrer wie Wagner und Thiersch lieferten den meisten Stoff, gelegentlich auch das physiologische Institut. Während aber Thiersch die mehr oder weniger gelungenen Erzeugnisse studentischen Witzes mit innerem Behagen entgegennahm, stießen diese bei Ludwig auf kalte Ablehnung. Er war, ähnlich wie Wunderlich, der strenge Mann der Wissenschaft, ein priesterlicher Hüter ihrer Schätze, die Profanierung irgendwelcher Art nicht vertrugen. Der Mangel an Verständnis für die Denkweise und Sinnesart Anderer hat diesen ungewöhnlichen Mann, dessen Interessen weit über das Gebiet der Medizin hinausgingen, gelegentlich in unnötigen Gegensatz zu anderen wissenschaftlichen Größen gebracht. Den guten Beziehungen zu Thiersch tat diese Eigenart jedoch keinen Eintrag, und als Ludwig in den achtziger Jahren in eine böse Fehde mit den Vivisektionsgegnern geriet, sah er Thiersch treulich auf seiner Seite.

Am besten hat wohl W. His in seiner Gedächtnisrede auf Ludwig und Thiersch das Verhältnis dieser beiden Männer, die 28 Jahre hindurch Fakultätsgenossen waren, geschildert:

„Als Facultätsgefährten haben sich Ludwig und Thiersch aufs Trefflichste ergänzt. Auch haben sie Einer des Andern Wert sehr wohl zu schätzen gewußt. Ludwigs Ziele waren stets idealer Art und hoch gestellt. Im Kampf um dieselben kannte er keine Compromisse. Mir war es oft, als stellte Ludwig in seiner etwas herben Strenge

recht eigentlich das verkörperte Gewissen der Facultät dar. Thiersch hinwiederum mit seinem klugen Blick wußte immer die Angriffspunkte zu finden, von wo aus ein zu erstrebendes Ziel wirklich gefaßt werden konnte. Beide Männer waren sich ebenbürtig in der Lauterkeit und in der Unabhängigkeit ihrer Gesinnung, beide unbedingt frei von Nebenrücksichten nur auf das Wohl der ihnen anvertrauten Institutionen bedacht."

Man kann wohl ermessen, welchen Einfluß diese Lehrer, denen noch der Anatom W. His und der Geburtshelfer Credé hinzuzurechnen sind, auf die Ausbildung der medizinischen Jugend ausgeübt haben. Wenn Deutschlands Ärzte in der ganzen Welt geachtet dastehen, so haben daran die in Leipzig zu jener Zeit vorgebildeten Mediziner sicherlich keinen geringen Anteil.

Neubau des Jakobs-Hospitales.

Als Thiersch sein Amt als Oberarzt an der chirurgischen Abteilung des Jakobs-Hospitales antrat, fand er ein Krankenhaus vor, das in gesundheitlicher Beziehung weit hinter dem Erlanger zurückstand. In seiner Leipziger Rektoratsrede: „Altes und Neues über die drei großen Hospitäler Leipzigs" (1876) weist er nach, daß die Anfänge des Hospitales bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen. Zum Teil stammten die Gebäude noch aus jener alten Zeit. Sie waren Infektionsherde schlimmster Art und der Hospitalbrand stellte sich bei den harmlosesten Operationen ein. Ein Patient, bei dem eine Amputation vorgenommen werden mußte, war so gut wie sicher der Pyämie und dem Tode verfallen. Schon lange war man sich einig, daß nur durch einen Neubau diese schauderhaften Zustände gebessert werden konnten. Auf Wunderlichs Gutachten war bereits ein Projekt ausgearbeitet worden und die Stadt zur Bewilligung der Kosten bereit. Als nun Thiersch um seine Wünsche befragt wurde, wies er auf die Erfahrungen des nordamerikanischen Sezessionskrieges hin, wo es sich herausgestellt hatte, daß die Erholung Verwundeter in möglichst luftigen Räumen, in leichtgebauten Baracken oder offenen Zelten am sichersten und rascheſten vor sich ging. Nur vereinzelt hatte man sich in Deutschland die amerikanischen Erfolge durch den Bau von freistehenden Baracken zunutze gemacht. Thiersch, durch seine Studien über Pyämie und Cholera mit

dem Anteil wohl vertraut, den ein Krankenhaus an der Entstehung und Verbreitung von Infektionskrankheiten haben kann, erkannte sofort die Vorzüge der neuen Bauweise. Er studierte die Konstruktion solcher Pavillons, besonders in der Charité in Berlin, und setzte sich dann mit voller Kraft für einen Neubau des Leipziger Hospitals im Sinne des Baracken-Systems ein. Nach seinem Vorschlag wurden die Baracken in einem Park so verteilt, daß sie an ihren Längsseiten freistehen; an dem einen Ende sind sie mit einer luftigen Veranda versehen, in welche die Betten jederzeit verschoben werden können. Luft und Licht, diese nach Thierschs Ausdruck (vgl. die Rektoratsrede) „unbezahlten und unbezahlbaren Hülfsärzte“ haben offenen Zugang zu jedem Kranken.

Der erste, der sich Thiersch anschloß, war Wunderlich. In eingehendem Antrag begründen beide Oberärzte die Vorzüge der neuen Bauweise und weisen die dagegen vorgebrachten Einwände zurück. Warme Unterstützung findet Thiersch bei dem einsichtigen Bürgermeister Koch. Ihm hauptsächlich verdankt die Stadt das neue, im Barackenstil erbaute Krankenhaus, das für viele Jahre als Musteranstalt weit berühmt wurde, und darum Besuch von zahlreichen Ärzten und Baumeistern Deutschlands und des Auslandes erhielt. Natürlich waren, wie das bei solchen neuen und kostspieligen Projekten zu gehen pflegt, die mannigfachsten Schwierigkeiten zu überwinden. Die technischen Einzelheiten des Baues, seine innere Ausstattung, wurden in den städtischen Körperschaften lebhaft besprochen; nicht minder die Stellung der Hospitalärzte und das Verhältnis des städtischen Krankenhauses zu den staatlichen Kliniken, die ja auch in dem neuen Hause Platz finden sollten. Thiersch sieht die Vorteile dabei auf beiden Seiten (vgl. die Rektoratsrede) und Wunderlich versäumt nicht, in einer Sitzung der Stadtverordneten in eindringlicher Weise auf den Nutzen für die Stadt hinzuweisen, den die Einbeziehung der Universitätskliniken in den Betrieb des Krankenhauses mit sich bringt. Die große Partei der „Alles-Besser-Wisser“ verzögerte aber den Fortgang immer wieder. Darauf beziehen sich die humoristisch-satirischen Anspielungen Thierschs in einem Trinkspruch, den er auf einem von der Stadt im November 1868 gegebenen Essen hielt, bald nachdem das große Projekt gesichert war. Wir geben die diesbezüglichen Stellen wieder:

„Bei einem abendlichen Mittagessen mit weißer Halsbinde, welches ein Bürgermeister der Stadt Leipzig giebt, sind wohl zunächst die Leipziger Eingesessenen berechtigt und berufen, mit schönen Trinksprüchen ihre Tischgenossen zu verherrlichen, zu erfreuen und zu erheitern. Wer, wie ich, ein zugereister Wundarzt, der nicht sagen kann: ‚Civis Lipsiensis sum‘ sich unterfängt, sich diesen verehrten Tischrednern anzuschließen, um einige vielleicht unpassende Worte an Sie zu richten, so möge es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich, wenn auch nicht selbst Leipziger, doch seit nicht langer Zeit Vater eines kleinen wirklich geborenen Leipzigers bin, der hoffentlich mit der Zeit zu einem kräftigen Steuerzahler heranwachsen wird.

Nach Darwin ist die Umgebung nicht ohne Einfluß auf Organismen, die in der Entwickelung begriffen sind. Dieß bewährt sich bei meinem kleinen Leipziger, denn das Leipziger Naturell giebt sich bei ihm kund, er ist ein feines manierliches Kerlchen, obwohl erst acht Monate, zeigt er bereits Spuren von Beredtsamkeit, er macht gern Opposition und greift gleich nach dem Tageblatt. Schenkt ihm Gott das Leben und bringt er es bis zum Unfreiwillig Freiwilligen, so mag er Manches in Erfüllung gehen sehen, was jetzt die Gemüther bewegt.

Sie meinen vielleicht, ich spiele auf den Hospitalbau an. Keineswegs! Haben Sie nicht gestern eine Botschaft gelesen, die von ehrfurchtgebietender Stelle ausgeht und eine rasche Erledigung verspricht? Ja, vielleicht wäre die Sache schon erledigt, wenn ein unseliger Wundarzt, den ich nicht nennen will, nicht noch nachträglich um einen Operationspavillon gebeten hätte. Auch ich habe die Botschaft gelesen und was mehr ist, mir fehlt auch nicht der Glaube.

Da ich zufällig auf den Hospitalbau, dieses Lieblingsthema der Leipziger, gekommen bin, so erlauben Sie mir vielleicht noch einige Augenblicke dabei zu verweilen. In so mancher Stadt unseres lieben Deutschlands gleitet das Gemeindeleben still dahin wie die Pleiße im Hochsommer. Anders in Leipzig, hier läßt sich der Demos seinen Anteil nicht verkürzen. Wer neu hierherkömmt, erstaunt über die allgemeine Teilnahme an den Angelegenheiten der Stadt und ist bestürzt und verwirrt von den vielen Stimmen, die gehört sein wollen. Bald wird es ihm jedoch klar, daß im Grunde doch Jeder nur das Beste der Stadt, d. h. natürlich Das, was ihm das Beste dünkt, betreibt, freilich mit verschiedenen Mitteln, wie denn auch in der Medizin Einer ein Freund des Kamillenthees ist, während ein Anderer es mehr mit Brech- und Purgiermitteln hält, wohl gar mit einem kleinen Aderlaß, so ist es auch in der Hospitalfrage, Jeder will das Beste, und das ist das Erfreuliche und Schöne an der Sache. Alles brennt vor Ungeduld, selbst das Bauamt, sagt man, sei auf der Höhe der Zeit, den Kranken ein Asyl zu öffnen, welches Nichts zu wünschen übrig läßt.

Wie die Erfahrung lehrt, ist dieß aber leichter gesagt als gethan. Ich kenne diese Schwierigkeiten, z. B. ist es mit den Doktoren eine eigene Sache. Natürlich hat man sie befragt, aber es giebt wenig Punkte, worüber zwei Ärzte einerlei Meinung wären, am wenigsten in Hospitalsachen. Will der Eine im Tal bauen, so will der Andere auf den Berg; will der Eine ein großes Hospital, so will der Andere zwei kleine. Der Eine ruft: nur keine Baracke, der Andere ruft: nur keinen Palast; wer soll entscheiden, wenn die Doktors streiten, ‚who shall decide, when doctors disagree?‘

und so mag unserm viel geplagten Rat die Entscheidung manchmal schwer genug geworden sein ..."

Die Rede klang auf das neue Krankenhaus aus.

Die Anspielung auf den Operationspavillon bezieht sich auf den Antrag Thierschs, einen Operationssaal zu bauen, der von den herkömmlichen abwich. Die West- und Ostseite war bis hoch hinauf von einer durchgehenden Fensterwand eingenommen, die auch bei trübem Wetter dem Tageslicht genügenden Zutritt gestattete, so daß künstliche Beleuchtung nur ausnahmsweise nötig war. Kein Schatten einer vorspringenden Mauerecke störte den Operateur. Innerhalb des Saales erhoben sich, steil ansteigend, die Zuhörerbänke, außerdem standen Stehplätze in reichlicher Zahl unmittelbar am Operationsraum zur Verfügung. Alles war berechnet, um den Studierenden den Anblick der Operationen aus nächster Nähe zu ermöglichen. In einer Ecke des kleinen, für die Operationen übriggebliebenen Raumes, nahm Thiersch neben einem der Waschtische seinen Platz ein. In dieser „historischen Ecke" das Notizbuch in der einen, den Bleistift in der anderen Hand, so haben ihn im Verlauf langer Jahre die Schüler im Gedächtnis behalten. Die Stellung ist im Titelbild des Buches festgehalten.

Die Fertigstellung des Spitals wurde durch den Krieg verzögert; endlich im Jahre 1871 konnte der neue Bau bezogen werden.

Indem wir die Ereignisse des großen Krieges zunächst übergehen, sei die Tätigkeit Thierschs als Hospitalarzt etwas näher umrissen. Die Erlanger Erfahrungen kamen ihm in Leipzig zustatten; wie dort, hat er sich auch in seiner neuen Heimat mit ganzer Kraft der Ausbildung des Hospitalwesens gewidmet. Was die Stadt Leipzig Thiersch als Leiter der chirurgischen Abteilung während fast dreier Jahrzehnte zu verdanken hat, kann gar nicht genug gewürdigt werden. Entgegen anderen Hospitalärzten hat er sein Wissen und Können, seine Zeit und Kraft fast ganz in den Dienst der unbemittelten Saalkranken gestellt. Die Privatpraxis trat demgegenüber ganz zurück; überhaupt hat er in der uneigennützigsten Weise darauf verzichtet, Privatpraxis im großen Stil zu treiben. Einmal widerstrebte es seiner vornehmen, zurückhaltenden Natur, sich in den Vordergrund zu stellen und der Praxis nachzugehen, und dann empfand er die Unzuträglichkeit, zweien Herren zu dienen. Wer sich

als Chef eines großen Hospitales zu stark mit Privatpraxis belastet, läßt die Zügel in die Hände der Assistenten gleiten, und die einheitliche Führung geht verloren. Thiersch hat seine Assistenten zur Selbständigkeit erzogen, sie konnten sich an seiner Klinik zu geübten Operateuren ausbilden, die Verantwortung für die Geschehnisse im Krankenhause aber trug er selbst, zum Segen des Ganzen.

Im Laufe der Zeit hob sich die Frequenz des Spitales außerordentlich. Durch das Wachstum der Stadt und namentlich durch den Zustrom neuer Patienten nach Erlaß der sozialpolitischen Gesetze stieg die Bettenzahl der chirurgischen Abteilung auf 400, die Zahl der Assistenten wurde vermehrt. Trotzdem trat keine Entlastung für ihn ein, und bis in sein hohes Alter stand Thiersch als Operateur und Leiter der großen Klinik in vorderster Reihe auf dem Posten.

Seine Jugend fiel in eine Zeit, in der Krankenhäuser in einem schlechten Ruf standen, nicht nur wegen der ungünstigen hygienischen Einrichtungen, sondern auch wegen der mangelhaften Verpflegung und des ungenügend vorgebildeten Pflegepersonals. „Nur nicht ins Krankenhaus“ hieß es noch bis weit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der Abscheu und die Furcht vor dem Krankenhaus war allgemein. Der Kranke entbehrte die liebende Fürsorge der Angehörigen, und war häufig der Willkür schlecht kontrollierter, an dem Wohlergehen der Kranken nicht interessierter Wärter und Wärterinnen preisgegeben. Es konnte Thiersch in späterer Zeit, als durch seine Bemühungen eine Reform der Krankenpflege geschaffen war, gewaltig verdrießen, wenn sogar von Ärzten den Patienten von dem Krankenhaus abgeraten wurde.

Er war nun in erster Linie bemüht, die Kost so zu gestalten, daß jeder Kranke reichliche, nahrhafte und wohlschmeckende Speisen bekam. Mit Hilfe des Hygienikers Franz Hofmann berechnete er den Nährwert der einzelnen Nahrungsmittel und arbeitete eine Kostordnung aus, die allen Bedürfnissen genügte. Jeder Kranke, gleichgültig in welcher Verpflegklasse, hatte Anspruch auf die gleiche Kostform. Es wurde eine Grundform aufgestellt, und neben dieser fand der verordnende Arzt reichlich Gelegenheit durch Zusatznahrungsmittel nach Lage des Krankheitsfalles die Kost beliebig zu ergänzen. Berechnungen dieser Art veranlaßten ihn, die mit den Jahren immer mehr steigenden Verwaltungskosten des Spitales mit

denen anderer Krankenhäuser zu vergleichen. In der erwähnten Arbeit über die drei Hospitäler Leipzigs veröffentlicht er im Anhang eine eingehende Studie hierüber. Der Verwaltungsaufwand in Leipzig wird neben den des Hamburger Krankenhauses und des Berliner Krankenhauses Friedrichshain gestellt. Er kommt zu dem Ergebnis, daß bei Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse eines jeden dieser Spitäler dem Jakobs-Hospital der Vorzug zu geben sei in bezug auf die Güte der gereichten Kost. Die Ernährung der Kranken daselbst war schon in den siebziger Jahren so reichlich, daß jeder Kranke tägich 40 g Butter erhielt, und bei Schwerkranken und Operierten konnte überhaupt, wie erwähnt, alles verordnet werden, was nur irgendwie zur besseren Ernährung beizutragen geeignet war.

Verbesserung der Krankenpflege.

Sorgte Thiersch somit für das leibliche Wohl seiner Kranken, so waren seine Bemühungen in der gleichen Weise darauf gerichtet, durch eine gute Pflege den Erfolg des Spitalaufenthaltes sicherzustellen. Das Wohlbehagen und die Stimmung der Patienten sollte, soweit dies überhaupt in einem Krankenhause möglich ist, durch mitfühlende und teilnehmende Pflegerinnen gehoben werden.

Die Krankenpflege lag in Leipzig wie anderwärts sehr im Argen und im Jahre 1867 gab es außer männlichen Pflegekräften nur ungeschultes weibliches Personal. Thierschs Bestreben, hierin eine Änderung herbeizuführen, wurde ihm dadurch erleichtert, daß durch die Erfahrungen des Feldzuges 1870 angeregt, in Dresden unter der Schutzherrschaft des Kronprinzen Albert und der Kronprinzessin Carola der Albertverein gegründet wurde, der es sich zur Aufgabe setzte, gute Pflegerinnen für den Krieg heranzubilden. Das Zustandekommen dieses segensreichen Vereines ist besonders der im Kriege hervorgetretenen Marie Simon zu verdanken, die mit nie versiegendem Eifer die Angelegenheit förderte. Sie sowohl wie später das Direktorium des Albertvereins legten den größten Wert darauf, als Bildungsanstalt für ihre Pflegerinnen das Leipziger Jakobs-Hospital zu gewinnen. Thiersch bot dazu die Hand, und nach Überwindung mancher Schwierigkeiten kam ein Übereinkommen mit der Stadt zustande, nach dem eine Anzahl Krankenstationen der Chirurgischen und Inneren Abteilung den Albertinerinnen eingeräumt wurde.

Ihre Ausbildung erhielten sie besonders auf der Chirurgischen Abteilung. Thiersch unterzog sich in den ersten Jahren selbst dieser Unterweisung, und die von ihm in Verbandlehre ausgebildeten Schwestern galten bald als die besten im Lande. Später überließ er den Ausbildungskurs den Assistenten. Er selbst behielt sich die Prüfungen vor, die eine Zeitlang in Anwesenheit der Königin Carola im Hörsaal der Chirurgischen Klinik vorgenommen wurden. Bei einer solchen Gelegenheit hielt er über die Aufgaben der Krankenpflegerinnen eine einleitende Ansprache, die wegen ihres bedeutsamen Inhaltes hier eingeschaltet sei.

„Ehe ich zur Vornahme der Prüfung schreite, sei es mir erlaubt, einige Erläuterungen darüber zu geben, was wir in unserer Hospitalschule unter Krankenpflege verstehen und darüber, was der Zweck der heutigen Prüfung ist.

Der Begriff Krankenpflege ist ein dehnbarer, wir rechnen ihn in seinem weitesten Umfang, und deshalb halten wir eine schulmäßige Ausbildung für notwendig. Die Pflegerinnen, die wir im Sinne haben, sollen nicht bloß im Stande sein, dem Kranken zur vorgeschriebenen Zeit seine Arznei zu geben, seine Kopfkissen aufzuschütteln und ihm mit freundlicher Teilnahme zur Seite zu stehen, sie sollen außerdem mit den mannigfaltigen Gerätschaften und Methoden der neueren Krankenpflege vertraut sein, sie sollen den Arzt durch methodische Beobachtung der Patienten unterstützen, ja sie sollen ihn sogar bei der Behandlung selbst unterstützen können, denn bewandert mit den meisten Funktionen der kleinen Chirurgie verstehen sie Vesicantien, Senfteige, ja sogar Injektionen und Blutentziehungen zu machen, endlich sollen sie im Stande sein, chirurgische Operationen vorzubereiten und dabei zu helfen.

Daß es hierzu aber einer schulmäßigen Ausbildung bedarf, unterliegt wohl keinem Zweifel, andrerseits ist es klar, daß nicht Jede sich für den Beruf einer Krankenschwester in diesem Sinne eignet.

Vor Allem muß eine gewisse geistige und körperliche Anlage vorhanden sein. Der geistige Grundzug der Pflegerin muß wohlwollende Teilnahme, der Trieb und die Neigung für Hilfeleistung sein, eine geistige Anlage, die sich ja bekanntlich bei dem weiblichen Geschlecht häufig genug vorfindet und der weitern Veredelung fähig ist. Mit dieser Gemütsanlage allein ist es aber auch nicht gethan, je höher neben derselben die Intelligenz und Beobachtungsgabe ausgebildet ist, desto nützlicher wird sie dem Kranken und Arzt sein. Es giebt Pflegerinnen, die überhaupt Nichts beobachten, solche, die falsch und zwar meist übertrieben beobachten und endlich solche, die richtig sehen und berichten.

Es ist ganz dasselbe wie bei den Ärzten selbst. Wo sich opferfähige wohlwollende Intelligenz und Beobachtungsgabe vereinigt vorfinden, da sind die geistigen Voraussetzungen für eine gute Pflegerin vorhanden.

Es besteht vielfach die Meinung, daß eine wirklich gute Krankenschwester nur auf Grundlage des positiven Christentums gedeihen könne, und es ist richtig, daß die ersten Institute für Krankenschwestern wie die der barmherzigen Brüder und barm-

herzigen Schwestern in diesem Boden wurzeln. Auch gebe ich gern zu, daß Anlage zur Krankenpflege und wahre Religiosität häufig vereinigt vorkommen. Aber eine mehr als dreißigjährige Erfahrung, die mich mit Pflegerinnen der verschiedensten Art in Berührung gebracht, hat mich auch belehrt, daß sich diese beiden Anlagen nicht decken, sondern auch getrennt vorkommen. Ich kenne sehr religiöse Personen, welche sich nicht zu Krankenpflegerinnen eignen und sehr gute Krankenpflegerinnen, welchen es an der specifischen Anhänglichkeit an dieses oder jenes Glaubensbekenntniß gebricht.

Ich bin weit entfernt, die Verdienste der religiösen Institute, welche sich die Krankenpflege zur Aufgabe gewählt haben, zu unterschätzen, ich verehre das Verdienst, mag es mir in diesem oder jenem Ordenskleid entgegentreten, aber ich halte es nicht für einen Nachtheil unserer Schule, daß sie die religiöse Frage im Sinne des Protestantismus dem Ermessen des Individuums anheimstellt. Unsere Schule bindet in dieser Beziehung Niemand, will aber auch nicht gebunden sein, ein Grundsatz, der sich ja auch für die übrigen Berufskreise menschlicher Thätigkeit mehr und mehr Bahn bricht.

Ich komme nun zu den körperlichen Eigenschaften, welche die Krankenpflege erfordert. Die Pflegerin soll im Stande sein, sich gegen widerwärtige Eindrücke abzuhärten, sie soll wachsam sein und für längere Zeit des Schlafes entbehren können ohne zu ermatten, sie soll gewandt sein und mit zarter Hand ihre Aufgabe erfüllen. Eine hastig zufahrende Hand kann mit einem Griff in einem Augenblick mehr Schaden anstiften als die Natur in Tagen, ja Wochen auszugleichen im Stande ist.

Bei der Unvollkommenheit menschlicher Dinge wird es nicht leicht der Fall sein, daß sich alle diese Voraussetzungen geistig und körperlich in einem Individuum vereinigt finden, aber auch nur ein hinreichendes Maß derselben genügt, um eine Krankenpflegerin als ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu charakterisiren. Der Dank der Kranken und der Angehörigen und das befriedigende Bewußtsein, im Dienste wahrer Humanität zu stehen, wird sie für ihre opferreiche und keineswegs gefahrlose Thätigkeit lohnen, und dieser Lohn wird ihr bester sein.

Unser Verein aber, der diese Schule gegründet hat, wird dafür sorgen, daß es seinen Pflegerinnen, so lange sie ihm angehören, an des Leibes Nothdurft zu keiner Zeit gebricht.

Nun noch wenige Worte über das heutige Examen. Sonst pflegt man ein Examen anzustellen, um über die Befähigung oder Nichtbefähigung der zu Prüfenden zu entscheiden. Das ist bei unserer Prüfung nicht der Fall. Unsere Schule ist nämlich so eingerichtet, daß wir Schülerinnen, die sich beim Unterricht als ungeeignet erweisen, aus der Schule entfernen, ohne daß sie zum Examen gelangen. Sämtliche Schülerinnen, die hier versammelt sind, haben also schon dadurch, daß sie überhaupt hier sind, den Beweis geliefert, daß sie den Grad der Ausbildung erreicht haben, den wir von einer guten Krankenschwester verlangen."

Die Albertinerinnen zogen im Jahre 1873 im Jakobs-Hospital ein. Später wirkten neben ihnen Dresdner Diakonissinnen, die gleichfalls ein gutes Andenken hinterlassen haben. Indessen wurden diese nicht in Leipzig ausgebildet.

Thiersch gab den geschlossenen Korporationen bei der Krankenpflege den Vorzug, weil diese die bessere Gewähr gebildeter und nicht ausschließlich auf Verdienst ausgehender Pflegerinnen boten. Bei der Leitung einer Krankenstation gibt die Schwester den Ton an; stammt diese aus gebildeter Familie und hat sie die von Thiersch geforderten Eigenschaften, so macht sich das sofort auf der ganzen Station bemerkbar. Die Patienten fühlen sich wohler, sie lassen sich keine Vertraulichkeiten zuschulden kommen, auch das übrige Personal wird strenger in Zucht gehalten, und der gesamte Dienst wickelt sich glatter ab. Wenn auch das Jakobs-Hospital ausgezeichnete Kräfte aus anderen Bildungsschichten besessen hat, so erfreuten sich doch der allgemeinen Wertschätzung bei Patienten und Ärzten am meisten diejenigen Abteilungen, denen Albertinerinnen oder Diakonissinnen vorstanden.

Die antiseptische Wundbehandlung.

Der ungeheure Aufschwung der Chirurgie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist nächst der Einführung der Narkose durch Äther oder Chloroform vor allem der sog. antiseptischen Wundbehandlung zu danken. Den heutigen Ärzten fehlt jede eigene Erfahrung über die Ausführung und den Verlauf großer Operationen ohne Anwendung der Anästhetika, sowie über den Verlauf der Wundheilung ohne Antisepsis und Asepsis. Kennen sie doch nicht einmal aus eigener Anschauung den von den Ärzten und Laien mit Recht gefürchteten und in alten Krankenhäusern weitverbreiteten Hospitalbrand.

Nur durch statistische Vergleichungen zwischen den damaligen und jetzigen Erfolgen der Wundbehandlung können wir einen ungefähren Einblick erhalten in die großen Veränderungen, welche seit Beginn der antiseptischen Ära sich in der Behandlungsdauer und in der Sterblichkeits-Statistik der Verletzten und Operierten eingestellt haben.

80% aller Wunden wurden in der Nußbaumschen Klinik in München vom Hospitalbrand befallen. Das Erysipel (Wundrose) war so an der Tagesordnung, daß man es beinahe als einen normalen Vorgang betrachtete. Es war in der Münchner Klinik zum Grundsatz geworden, keine Kopfwunde mehr zu nähen. Eine Heilung per primam intentionem gab es überhaupt nicht. Von 17

Amputierten starben in einem Jahr 11 allein an Pyämie. Komplizierte Frakturen waren an der Münchner Klinik kaum noch zu sehen, denn entweder wurde sofort amputiert oder bereits nach wenig Tagen war Eiterinfektion, Spitalbrand, Septikämie die Ursache des rasch eintretenden Todes.

An der Halleschen Klinik Volkmanns betrug die Mortalität bei komplizierten Frakturen 40%. In den Jahren 1870 und 1871 war die Zahl der Opfer, welche Pyämie und Erysipel forderten, so groß, daß Volkmann die Absicht hatte, seine Klinik vorübergehend zu schließen.

Daß es an der Leipziger Klinik im alten Jakobs-Hospital nicht besser war, haben wir schon erwähnt. Die Heilung der Wunde nach einer Mamma-Amputation dauerte damals ein viertel bis ein halbes Jahr, jetzt 8—10 Tage. Zur Heilung von Wunden nach größeren Amputationen gehörten ebenfalls mehrere Monate, jetzt ist eine solche Wunde in 10—14 Tagen geheilt.

Man wird es deswegen begreifen, mit welchem Enthusiasmus eine von dem schottischen Chirurgen Joseph Lister eingeführte Methode der Wundbehandlung begrüßt wurde, die sich als der größte Fortschritt in der Chirurgie erweisen sollte.

An erster Stelle unter den deutschen Chirurgen, welche die Listersche antiseptische Methode einführten, ist Thiersch zu nennen. Denn schon im Jahre 1867, also dem Jahr der ersten Veröffentlichung Listers, ließ Thiersch durch einen seiner Assistenten, Dr. Joseph, 16 nach Listerscher Methode behandelte Fälle beschreiben. Ja, er schickte sogar einen Assistenten nach England, welcher an Ort und Stelle das Listersche Verfahren unter Leitung des Erfinders studierte. In seiner Abhandlung über „Klinische Ergebnisse der Listerschen Wundbehandlung und über den Ersatz der Carbolsäure durch Salicylsäure (1875)“, welche zwei Hefte der Volkmannschen Sammlung klinischer Vorträge umfaßt, gibt er einen kritisch-historischen Überblick über die antiseptische Wundbehandlung und die Wundbehandlung früherer Jahrhunderte. In einem zweiten Abschnitt berichtet er über die ersten Fälle, in denen er an Stelle von Karbolsäure Salizylsäure gebrauchte. Der dritte Teil enthält eine Übersicht aller überhaupt von ihm antiseptisch behandelten Fälle während der Zeit von

zehn Monaten mit epikritischen Bemerkungen. In der Einleitung zu dieser Abhandlung stellt sich Thiersch auf die Seite derer, welche glauben, daß durch die Einwirkung der atmosphärischen Fermente die Vorbedingungen für Sepsis, Hospitalbrand, Pyämie gegeben sind.

Mit seinem weitergehenden Blick erkannte er schon damals, daß durch die chemische Zersetzung unter dem Einfluß der Fermente Giftstoffe frei werden, und daß die Fermente nicht als solche giftig sind; und dies war zu einer Zeit, als man vom Staphylokokkus und vom Streptokokkus noch nichts wußte, denn diese wurden erst anfangs der achtziger Jahre bekannt. Der einzige bis dahin entdeckte Infektionserreger war der Milzbrandbazillus.

Als Hauptersordernis einer zweckmäßigen Wundbehandlung stellt nun Thiersch folgende Sätze auf:

1. Ruhe des verwundeten Teiles vom Augenblick der Verwundung an,
2. Ungehinderter Abfluß der Wundflüssigkeiten,
3. Verhütung oder Beseitigung septischer Vorgänge.

Er untersucht, wie sich die Listersche Methode zu diesen Forderungen verhält. Ihr Schwerpunkt liegt in der Erfüllung der dritten Forderung, nämlich in der Verhütung oder Beseitigung septischer Vorgänge und zwar nicht durch Ätzung der Wunde mit konzentrierter Karbolsäure, wie Lister anfangs wollte, sondern durch andauernde Wirkung sehr geringer Mengen dieses Präparates. An Stelle der Karbolsäure empfahl Thiersch die Salizylsäure, deren Verwendung er sowohl als Spülflüssigkeit als durch Zusatz zu Verbandwatte in der Klinik ausprobiert hatte. Die Nachteile der Karbolsäure wurden dadurch vermieden und seine Methode fand allgemeine Beachtung und Nachahmung. Sie gab ferner vielfache Anregung zu Versuchen die Listersche Methode zu vereinfachen.

Nußbaum, der, wie früher erwähnt, seinen Lehrer und Freund Thiersch in allen chirurgischen Nöten zu Rate zog, hatte mit dem Münchner Magistrat einen harten Kampf, um das alte Hospital mit seinem Hospitalbrand loszuwerden. Hierauf beziehen sich verschiedene Briefe Anfang der siebziger Jahre, sowie ein Schreiben vom 4. März 1876, in welchem Nußbaum die Resultate der neuen Münchner Klinik mit denen der alten vergleicht. Er schreibt:

„Hochgeehrter Herr Geheimrath!
Mein edler Freund!

Als ich Ihnen neulich meine kleine Arbeit schickte, wollte ich Ihnen auch schreiben, bin aber wegen vielem Unwohlsein nicht dazu gekommen, deshalb erlaube ich mir, dieß heute nachzutragen. Sie waren immer so gütig gegen meine Wenigkeit, daher spreche ich so herzlich gerne mit Ihnen.

Im Oktober 1874 hatten Sie meine Klinik angesehen und schließlich den fürchterlichen Ausspruch gemacht: ‚Nußbaum soll die Bude schließen'. Es waren über 80 Prozente Hospitalbrand, viele Pyämie, überall Erysipelas, hohe Temperaturen an jedem Bett usw. Lieber Herr Geheimrat! heute Abend bin ich meine ganze Abteilung durchgegangen, und ich habe keinen einzigen Kranken gefunden, der über 38,0 gehabt hätte. 3 Kranke hatten 37,8; 37,9; 38,0. Die andern alle sind normal erwärmt. Ich habe keine einzige Pyämie, keinen einzigen Hospitalbrand, kein einziges Erysipelas. Meine Freude, mein inneres Glück ist unbeschreiblich. Ich habe die Menschen, ich habe meine Kranken alle gern, daher ist es nicht allein Ehrsucht, Stolz, sondern auch ein wahres inneres Glück, das mich in der Jetztzeit beseelt.

Ich wage zu Ihnen allein so zu sprechen, weil ich weiß, daß Sie mich nicht verkennen.

In den 17 Jahren meines Klinikums habe ich im Spitale keine einzige Oberschenkelamputation durchgebracht. Pyämie oder Hospitalbrand raubten sie mir. In diesem Wintersemester habe ich alle 3 am Oberschenkel Amputirten nacheinander durchgebracht. Ich habe Gelenke geöffnet, Hernien radical mit Catgut zugenäht ohne jede Temperatursteigerung ...

Wer meine Klinik mit ihren Pyämien und Erysipelen und ihren Wundbelegen früher kannte und selbe jetzt sieht, der muß für Listers Antiseptik schwärmen."

Beinahe hätte Thiersch im neuen Jakobs-Hospital nach Einführung der Antiseptik noch einmal Bekanntschaft mit dem Hospitalbrand gemacht. Er erwähnt den Vorgang in der oben zitierten Schrift über die Ergebnisse der Listerschen Wundbehandlung.

„Ende März 1871 wurde das mit neuem Mobiliar ausgestattete neue Jakobs-Hospital bezogen. Über das alte Mobiliar war noch nicht verfügt, und da es im alten Jakobs-Hospital nicht bleiben konnte, so wurde es nach dem neuen gebracht und vor der Hand in den beiden nach der Straße offenen Hospitalhöfen abgeladen. Hier lag es aufgetürmt wochenlang in Regen, Schnee und Wind, für die Vorübergehenden ein unerfreulicher Anblick. Eines Tages war es verschwunden, es hieß, man habe es in bessere Verwahrung genommen, und in der That, wenn man sich nicht zu einem Auto da fè entschließen konnte, war dieß ganz in der Ordnung. Wenige Tage darauf, ohne daß Einschleppung stattgefunden, trat in zwei weit von einander gelegenen Baracken zu meinem nicht geringen Schrecken der Hospitalbrand in seiner schlimmsten Form auf, der uns doch selbst im alten Hause 1868 verschont hatte. Jede Baracke besitzt ein leerstehendes Erd(Unter)geschoß, aus welchem der Krankensaal reine Luft bezieht. In diese Räume fand ich das verschwundene Mobiliar hineingestopft: Wasch- und Bettische, Nachtstühle, Leichenbretter, Matratzen usw. gleichsam zu einem

Infektionsversuch im Großen. Das Weitere versteht sich von selbst. Zum Glück blieb es bei zwei Fällen, von denen keiner tötlich endete. Es erscheint bemerkenswert, daß die beiden Fälle von Pyämie in diesen Baracken vorkamen."

Im Sommer 1875 berührte Lister auf der Rückreise von Italien nach Edinburg Leipzig. Er kam über München, wo Stadt und Universität ihn festlich empfangen hatten. Auf Veranlassung Thierschs bildete sich ein Ausschuß aus Laien, Ärzten und Studierenden. Lister wurde im Schützenhause am 8. Juni auf einem glänzend verlaufenen Bankett, an welchem sich auch Professoren und Studenten aus dem nahen Halle beteiligten, gefeiert. Thiersch hielt bei dieser Gelegenheit folgende Rede:

„Bayerns Hauptstadt hat vor einigen Tagen unsern heutigen Ehrengast in einer Weise geehrt, wie es seinem Verdienste gebührt. Ministerium, Universität und Bürgerschaft haben sich zusammengethan und ihm ein glänzendes Gastmahl gegeben. Was wir ihm bieten, ist dagegen nur eine bescheidene Huldigung, es fehlt ihr der Glanz der großen Corporationen, es mangelte die Zeit, diese immerhin schwerfällige Maschine zu hetzen und in Bewegung zu setzen. So ist es fast ein Werk der Eingebung, vom Augenblick geboren, Jeder für sich, keiner im Auftrag; Jeder spontan, Keiner genöthigt. Da aber deutsche Professoren und Ärzte nicht durch Glücksgüter verwöhnt sind und, wie man sagt, auch der Wechsel der Deutschen Studenten manchmal vor der Zeit zu Ende geht, so müssen wir als poor german cousins, was uns an Zahl und Köstlichkeit der Speisen und Getränke gebricht, durch Herzlichkeit ersetzen.

Glänzend ist jedoch diese Versammlung, denn ich sehe um mich Naturforscher und Ärzte ersten Ranges, Freunde der Heilkunde, und last not least eine Schaar akademischer Jugend, die an wissenschaftlichem Streben keiner nachsteht und der wir die Zukunft unserer Wissenschaft mit Zuversicht anheimgegeben sehen.

Fragen wir, worin die Kraft des Namens Lister liegt, welche in so Kurzem und unter der Ungunst der augenblicklichen Umstände eine so stattliche Versammlung vereinigt, eine Kraft, die sich sogar bis Halle erstreckte, was um so bedeutender erscheint, wenn man bedenkt, daß die Herrn Hallischen Comilitonen genöthigt sein können, da sie die Heimath erst morgen erreichen können, die Nacht durchzukneipen, fragen wir, worin diese Zugkraft liegt, so ist die Antwort einfach, sie liegt in der Persönlichkeit Listers, in welcher der geniale Erfinder und der menschenfreundliche Arzt sich harmonisch vereinigt.

Daß der Zutritt der Luft Wunden zu verderben vermag, war längst bekannt, daß die atmosphärischen Fermente die Ursache der Fäulniß sind, ist seit Schwanns und Schleidens Untersuchungen Tausenden geläufig, die Wahrheit, daß die atmosphärischen Fermente an dem Verderbniß der Wunden Schuld seien, lag gewissermaßen auf der Straße, aber die Tausende gingen vorbei ohne sie aufzuheben, bis Lister kam.

Jede große Erfindung hat drei Stadien durchzumachen, im ersten erschallt der Ruf ‚Unsinn', im zweiten ‚Schwindel', im dritten ‚es ist eine alte Geschichte', dann

ist die Sache gewonnen und die neidische Menge beruhigt. Nicht in voller Rüstung wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus kam Listers Methode zur Welt, langsam und stetig entwickelte sie sich aus der gefundenen Wahrheit wie der Organismus aus dem Ei, da aber diese Entwickelung nicht im Verborgenen, sondern vor aller Welt kam, so hatte auch alle Welt daran zu mäkeln. Denken Sie sich, daß ein Foetus statt im Stillen und Verborgenen heranzuwachsen und seine Glieder zu entfalten, dieses Geschäft vor der ganzen Gevatterschaft verrichten müßte, wie würden da die Tanten die Nase zu klein, den Mund zu groß, die Arme zu lang und die Beine zu kurz finden, und wer weiß, ob überhaupt ein Kind zu Stande käme. Lister aber als Erfinder von echtem Schrot und Korn ließ sich nicht beirren, unablässig sah man ihn am Werk, und so kam ein vollkommen reifes, wohlgestaltetes Kind zur Welt, an dem männiglich Wohlgefallen haben soll. Dieses wird leben und gedeihen, es besitzt einen vortrefflichen Stoffwechsel, Sie können es mit Carbolsäure, Borsäure, Salicyl-, Benzoesäure füttern, seine Lebenskraft ist unverwüstlich, und den Vater dieses Kindes wollen wir hoch leben lassen. Herr Prof. Lister, er lebe hoch."

Auf Lister machte das Bankett, das den Charakter eines Kommerses mit Trinkliedern und eigens gedichteten humorvollen Versen trug, großen Eindruck, nicht minder auf seine Frau, die mit anderen weiblichen Gästen dem ungewohnten Schauspiel von der Galerie aus beiwohnte.

Wenn ein Chirurg in seiner Klinik den Besuch eines berühmten Fachgenossen empfängt, so erzeigt er ihm dadurch eine besondere Ehre, daß er ihn eine Operation vornehmen läßt. Lister kam der Einladung Thierschs nach und operierte. Dieser erzählt, daß Lister dabei zuerst eine gewisse Schüchternheit zu überwinden gehabt hätte, dann aber arbeitete er mit bewundernswerter Genauigkeit.

Als ich Lister im Jahre 1893 in London aufsuchte, lud er mich in sein Hospital ein. Ich machte eine Krankenvisite mit und erinnere mich der großen Sorgfalt, die er jedem Patienten angedeihen ließ. Ein männlicher Kranker, der an den Geschlechtsteilen litt, wurde zu meiner Verwunderung plötzlich von einem Bettschirm umstellt und die „Nurses" reichten Instrumente und Verbandstücke über dieses Hindernis hinweg, wobei sie sich tüchtig strecken mußten. Lister entschuldigte sich mit einem bedeutsamen Lächeln und dem Hinweis auf die englische Gesetzgebung, die im Interesse der Moralität solche Vorschriften mache. Ein 13jähriges Mädchen mit Oberschenkelbruch wurde eingebracht, bei dem Lister trotz seines vorgerückten Alters eigenhändig den ziemlich schwierigen Verband anlegte und nicht eher ruhte, bis das Kind

bequem und schmerzfrei gelagert war. Die Prozedur hatte dreiviertel Stunde gedauert. Ich dachte im Stillen: „Ganz mein Vater."

Ich habe Hospitalbau, Krankenpflege und Antisepsis zusammenhängend behandelt, weil sie drei Marksteine des größten Fortschrittes in der Entwicklung des Hospitalwesens sind. Man kann die Befriedigung ermessen, welche der Chef einer solchen Anstalt empfindet, der wie Thiersch diese Entwicklung selbst geleitet hat. Er hat im wahrsten Sinne die Früchte seiner Arbeit geerntet.

Ich kann diese Kapitel nicht besser schließen als mit der Schilderung eines seiner letzten Assistenten, Dr. Garten über Thiersch als Krankenhausarzt:

„Bei den täglichen Rundgängen durch die Krankenräume galt Thierschs Aufmerksamkeit nicht allein den Patienten. Mit einem Blick erkannte er, ob überall Ordnung und Reinlichkeit herrsche. Auch die Nebenräume der einzelnen Stationen wurden von Zeit zu Zeit von ihm besucht, und wenn er auch über einen ungünstigen Befund fast nie ein tadelndes Wort sprach, so wußten doch der Stationsarzt und die Schwester ganz genau, was ein bestimmter Blick von ihm zu bedeuten habe. Für seine Patienten hatte er ein erstaunlich gutes Gedächtnis. Er kannte fast alle seine Patienten, die überhaupt auf der Abteilung lagen. Er wußte ganz genau, in welchem Zustand Dieser oder Jener sich befand, ja für viele Fälle gab er bis ins Einzelne an, in welcher Weise sie gelagert und verbunden werden sollten. Schwierige Fälle behandelte er nicht selten längere Zeit selbst, so daß er jeden Tag zum Verbandwechsel nach der Station kam oder sich die Kranken nach dem Operationssaal kommen ließ. Hierbei hatte man nun reichlich Gelegenheit, seinen ganzen Umgang mit den Kranken, seine unübertroffene Meisterschaft in der Untersuchung derselben und ihrer Behandlung genau kennen zu lernen. Die zarte und weiche Hand vermied bei Untersuchung kranker Theile alle schnellen und hastigen Bewegungen; mit der vollen, flachen Hand wurde das zu untersuchende Glied langsam in die Höhe gehoben, behutsam nach dieser oder jener Seite gedreht oder leichte Beugungen und Streckungen in den erkrankten Gelenken versucht, aber ja recht mit Bedacht. Bei leichten Schmerzensäußerungen wurde die Untersuchung auf andere Weise fortzusetzen versucht. Wirklich schmerzhafte Untersuchungen nahm er nur dann vor, wenn sie zur Stellung der Diagnose und

vor Allem der Therapie halber unbedingt nötig waren. Der Nachweis der Crepitation z. B. bei gebrochenen Gliedern durfte nur dann vorgenommen werden, wenn alle andern Symptome im Stich ließen. Gerade hier zeigte er uns, was man mit einer ruhigen und geschickten Hand zu leisten vermochte. Hierbei lehrte er uns, wie die einzelnen Körperteile praktisch gelagert werden müßten, wie diese oder jene Stelle entlastet und unterstützt werden müßte, wie man fehlerhafte Stellungen durch fixierende Verbände schmerzlos korrigieren und erhalten könne, damit den Kranken ihre an und für sich schon schwere Lage etwas erleichtert werden möge. Die genaue Betrachtung der erkrankten Körperteile, die langsame und bedächtige Art der Untersuchung, bei der schon jeder Laie erkennen mußte, daß jede Bewegung, die er ausführte, einen bestimmten Zweck verfolgte, daß nicht zu viel und nicht zu wenig geschah, die ruhige Entschlossenheit und Bestimmtheit, die er in wenigen Worten über Diagnose und Therapie zum Ausdruck brachte, erweckten ein unbegrenztes Entgegenkommen und Vertrauen seitens der Kranken."

Feldzug 1870/71.

Briefe in die Heimat. Metz. Sedan. Douzy. Vor Paris. An die Kinder. Heimkehr.

Im Jahre 1866 war es Thiersch (s. o.) versagt geblieben, die unter Stromeyers Leitung im Schleswigschen Kriege erworbenen militärärztlichen Kenntnisse zum Nutzen der bayrischen Armee zu verwerten. Doch hat sich aus jener Zeit ein Antwortschreiben erhalten, welches er auf Anfrage der Regierung über seinen Eintritt in die Armee abfaßte. Er entwickelt in demselben seine Ansicht über die Stellung des beratenden Chirurgen zu den Militärärzten. Von Interesse sind folgende Bemerkungen:

„Ich würde bemüht sein, die Operationen durch jene Ärzte ausführen zu lassen, die während der Kurzeit den Verband und die Pflege der Operirten zu besorgen haben; denn die Erfahrung lehrt, daß jeder Arzt mit denjenigen Kranken, die er selbst operirt hat, am sorgfältigsten verfährt. Nichts ist verderblicher, als wenn die größeren Operationen von sogenannten Operateuren, die von Lazarett zu Lazarett eilen, mit Ausschluß der eigentlich behandelnden Ärzte ausgeführt werden. Dagegen wird jeder behandelnde Arzt gern bereit sein, sich über den Kurplan mit einem erfahrenen Collegen zu verständigen und sich von ihm bei Ausführung schwieriger Operationen unterstützen zu lassen; und in dieser Weise ließe sich nicht bloß meine, sondern auch die Tätigkeit anderer Zivilärzte, die als Chirurgen in Ansehen stehen, für die Armee nutzbar machen."

Als der Krieg 1870 ausbrach, stand an der Spitze des sächsischen Kriegssanitätswesens der verdiente Generalarzt Roth. Seine erste Sorge war, dem sächsischen Armeekorps die besten Ärzte des Landes zu sichern. Als konsultierende Generalärzte wurden Thiersch, Benno Schmidt und Wilhelm Braune berufen. Die Dienstanweisung gewährte ihnen einen großen Spielraum insofern, als sie

an keine militärärztlichen Vorschriften gebunden waren und überall da Verwendung fanden, wo ihre Hilfe am nötigsten war. Andererseits entbehrte aber ihr Dienst der militärischen Regelmäßigkeit.

Thiersch wurde zunächst dem Hauptquartier des Kronprinzen Albert von Sachsen zugeteilt, später, als das sächsische Korps vor Paris lag, dem seines Bruders, des Prinzen Georg. Persönlicher Assistent war Dr. M. Richter (jetzt in San Francisko), der in den Leiden und Freuden des Krieges seinem Chef treulichst zur Seite gestanden; ich verdanke ihm wertvolle Einzelheiten aus jener großen Zeit.

Indem wir die Eingangsereignisse des gewaltigen Krieges übergehen, lassen wir im folgenden Thiersch in der Hauptsache selbst berichten. Die Briefe an seine Frau schildern zunächst die Schlachten um Metz und den Vormarsch nach der belgischen Grenze bis zur Schlacht von Sedan.

Bars, Dorf auf dem Wege von Saargemünd nach St. Avold, 12. Aug. 70.

Heute ist wieder ein Tag des Müßigganges, wir liegen in einem schmutzigen französischen Dorf, mein Quartier ist parterre zwischen zwei Misthaufen, deren Jauche nach dem Regen, an dem es nicht fehlt, in die Hausflur rinnt. Die Küche ist nach einer Art Sennhütte eingerichtet. Die Besitzerinnen sind die „filles Sardelles“ zwei übertragene Jungfrauen, von denen die eine eine geläufige schmetternde französische Stimme, aber gutartige Natur hat. Sie haben dem „vieux general“ ihr gemeinschaftliches Bett angeboten, ich ziehe aber aus Gründen die Ofenbank vor. Da das Bett, die Bank und die Streu meiner Assistenten in derselben Stube sind, bin ich begierig, wie es werden soll. Das Dorf ist so gut wie aufgegessen, und wenn wir nicht täglich beim Kronprinzen zur Tafel geladen wären, wäre wohl Fasttag ...

Haltepunkt auf dem Wege von Chemery nach Solge im Walde, 14. Aug. 70.

... Chemery, unser letztes Quartier, ist ein kleines, abseits gelegenes Dorf, in dem, wie auch in den andern Dörfern, außer Greisen, Kindern und Weibern, Niemand zurückgeblieben. Das Haus, in dem wir Quartier fanden, war ganz verlassen, die Besitzer, ein junges Ehepaar mit einem dreimonatlichen Kind, Bäckersleute, hatten sich geflüchtet und alles liegen und stehen lassen. Da Tags zuvor schon Truppen dagewesen, war schon manches vom Hausvorrat verdorben. Den Inhalt des offenen Kleiderschrankes: Putz, Kleider und Kinderzeug, ließ ich von einer Nachbarin, Madam Vidoux, in Verwahr nehmen. Nahrungsmittel werden immer knapper, ein Glück ist es, daß die Hühner ihre Eier nicht alle auf einmal legen, sondern jeden Tag eines, wenn man daher früh genug in ein Dorf kommt, so findet man immer noch Eier ...

Pont à Mousson an der Mosel, 16. Aug.

... Auf der langen Fahrt hierher konnte ich sehen, wie unsäglich das Land durch Krieg leidet, die Landleute müssen massenhaft Bankerott werden; denn trotz der schlechten Ernte soll das Land die beiden Armeen, ungefähr 1 Million Menschen und 600000 Pferde, ernähren. Hier in einer romantisch gelegenen alten Stadt mit Kathedrale aus dem 14. Jahrhundert wohne ich in dem Hause eines sehr reichen Mannes, Mr. Lemond, dessen älteste Tochter hochschwanger und mit einem 13monatlichen blonden Raoul nicht mehr zu ihrem Manne gelangen kann, der als Offizier in Chalons steht. Die arme Frau sieht ganz verstört aus. Dafür, daß es schon ganz sicher hier ist, spricht die Gegenwart des Königs von Preußen, der mit Bismarck, Moltke und Roon gegenüber wohnt...

Mars la Tour, 17. Aug. 70.

... Ehe ich diesen Brief abgesendet, wurden wir alarmirt, da die Preußen in einer Schlacht mit den von Metz abziehenden Truppen schwere Verluste erlitten und Verstärkung brauchten. Zwar war es gelungen, die Franzosen gegen Metz zurückzudrängen, aber man fürchtet, daß sie heute von Neuem den Versuch machen werden. Wir hatten uns deshalb der Ambulanz anzuschließen, fuhren 2 Uhr morgens ab und kamen Mittags auf dem gestrigen Schlachtfeld an. Keine Franzosen zu sehen, aber in weitem Umfang auf den Stoppelfeldern Todte und Schwerverwundete, Franzosen und Deutsche und viele todte Pferde, da ein Kavallerieangriff preußischer Dragoner infolge der Chassepotgewehre völlig verunglückt war. Unter den gefallenen Dragonern, deren wohl es einige 50 sein mochten, waren mehrere Hochadelige. Im Ganzen schätze ich die Zahl der Todten auf 500, der Verwundeten auf 1500. Unsere Hilfe war nur sehr bescheiden, da es wieder, wie immer, an Ärzten, Gerätschaften und Hospitälern fehlte; mehrere Verwundete wurden erst heute Abend aufgefunden und notdürftig verbunden.

Roncourt nordöstl. von Metz, 19. Aug. 70.

... Gestern wohnten wir einer großen Schlacht bei, welche bei St. Marie, St. Privat und Roncourt geschlagen wurde und für uns, wenn auch mit ungewöhnlich großen Opfern, erfolgreich war. Da es Tausende von Verwundeten gab, so war es unmöglich, alles rechtzeitig und in der gehörigen Ordnung zu besorgen. Unser Verbandsplatz war in St. Marie und befand sich noch in der Feuerlinie, das Dorf war eben noch Objekt des Kampfes und war in Gefahr, es wieder zu werden. Das Elend nach einer solchen Schlacht läßt sich nicht beschreiben, da es an Allem und Jedem fehlt. Heute bin ich auf Verlangen hierher gefahren, wo hauptsächlich verwundete Sachsen liegen...

Pont à Mousson, 22. Aug. 70.

Am 19. blieb ich in Roncourt und übernachtete in einem geplünderten, von seinen Bewohnern verlassenen Bauernhause. Auf dem Boden lagen auf Stroh zwischen Resten des Hausgerätes Schwer- und Leichtverwundete, ich machte mir ein Zimmer frei und lebte von meinen Provisionen. Gegen 11 Uhr kam die Hauskatze zum Fenster herein miauend und besah sich die Zerstörung und die neuen Bewohner. Am 20. brachte ich einige verwundete Offiziere nach Pont à Mousson.

Es wurde Nachts 1 Uhr, ehe ich sie und mich unterbringen konnte. Pont à Mousson ist nämlich noch immer Hauptquartier des Königs von Preußen. Rasttag, Bad. Wir wohnen immer noch bei Herrn Lemond, die Tochter mit dem kleinen Raoul ist noch da, ich glaube, die Entbindung kann jeden Augenblick erfolgen.

Heute oder morgen gehe ich wieder zum Hauptquartier. Der Kronprinz commandirt jetzt 3 Armeecorps, es ist dieß eine Anerkennung der Verdienste, die er sich in der Schlacht vom 18. erworben, in der eine von ihm geleitete Umgehung den Ausschlag gab. Die Verluste der Sachsen, die sich mit großer Tapferkeit geschlagen haben, sind groß, größer die der preußischen Garde. Jetzt heißt es, beginnt der Marsch gegen die Maas, während Metz cernirt bleibt. Also der zweite Akt des Trauerspieles, welcher aus Verwüstung, Verarmung, Tod, Hunger, Durst und Krankheit zusammengesetzt ist. Das Papier dieses Briefes ist in einem Bauernhaus vorgefunden, wo es ein französischer Offizier neben andern Effekten zurückgelassen ...

Varennes im Argonner Wald am 26. August. Freitag.

... Von Pont à Mousson reiste ich am 23. ab, nachdem ich die Offiziere gut versorgt hatte, um wieder zum Hauptquartier zu stoßen. Mein Weg führte mich wieder an den Schlachtfeldern von Mars la Tour und St. Marie vorbei. In Jean de Lize übernachtete ich bei schmierigen Bauersleuten, d. h. dem Maire des Dorfes, dort findet man im schlechtesten Hause ein gutes Bett. Des andern Morgens erreichte ich Haudismont, aber das Hauptquartier war schon aufgebrochen. Da ich von Verdun her Kanonendonner hörte und wußte, daß man auf diese befestigte Stadt einen Handstreich beabsichtigte, fuhr ich die Landstraße entlang und kam nach einigen Stunden durch dichte Truppenaufstellungen, die den Verdunern durch einen Hügel verdeckt waren. Auf dem Kamm dieses Hügels standen unsere Batterien und feuerten, da die Stadt die Übergabe verweigert hatte. Die Straße führte über diese Hügel, ich fuhr eine Strecke hinan, ließ dann den Wagen in einer Sandgrube Deckung nehmen und ging noch ein Stück weiter, um etwas von der Stadt zu sehen, kehrte aber bald wieder um, weil ich oben Nichts zu thun hatte und die Sache mir zu gefährlich schien. Es wurde mit hundertpfündigen Kugeln aus der Stadt geschossen, und die Kugeln waren wohl gezielt. Da es mit dem Handstreich nichts war, zogen wir mit einer langen Nase ab und um die Stadt herum. Im Kampfe waren nur drei Leute verletzt, freilich zwei so, daß sie am Oberschenkel amputirt werden mußten.

Unser nächstes Quartier war Dieuze an der Maas, die wir gestern ohne Widerstand zu finden, überschritten. Wir übernachteten in Aubecourt, und heute conzentriren sich unsere Truppen hier in der Umgebung, als wenn etwas zu erwarten wäre. Ich wohne bei Mons. Franchard, der das rote Kreuz sogar auf dem Hemde trägt, soweit es nicht von der Weste bedeckt ist. Älterer Herr in ängstlicher Aufregung und schlumpiger Haushalt ...

Es folgen die Tage des allgemeinen Vormarsches. Preußische mischen sich mit bayrischen und sächsischen Truppenteilen und bewegen sich gegen Sedan. Gewaltige Heeresmassen ziehen sich zusammen, um mit ungeheurer Wucht den feindlichen Widerstand zu brechen. Der

Zusammenhang der Verbände geht zeitweilig verloren, auch Thiersch muß Wagen und Diener entbehren. Tag und Nacht verbinden sich zu ununterbrochenem Vorwärtsdringen, für Schlaf und Essen kaum Zeit gewährend. Zum Briefschreiben kommt es nicht, nur flüchtige Tagebuchnotizen geben Zeugnis von den Entbehrungen jener Tage. Auf einer Irrfahrt wäre Thiersch mit Braune und Richter beinahe an die feindlichen Vorposten herangekommen. Eine Nacht wird im Kuhstall auf Stroh zugebracht.

In jenen Tagen muß es gewesen sein, daß Thiersch eines Abends müde und hungrig ins Quartier kam und auf der Wiese vor dem Hause eine weidende Ziege erblickte. Froh in der Aussicht auf einen Trunk Milch wies er die ihm zugeteilten Trainsoldaten an, die Ziege zu melken. Diese machten sich ans Werk, aber sonderbar genug, das Tier ließ sich nicht einfangen und Thiersch mußte auf die Erfrischung verzichten. Mehrere Jahre nach dem Kriege erkrankte einer der Trainsoldaten schwer an Typhus und wurde ins Jakobs-Hospital gebracht. In der Meinung, es ginge mit ihm zu Ende, bat er Thiersch an sein Bett und bekannte reumütig, die Ziege von damals hätte keine Milch geben können. „Wir hatten sie nämlich schon gemolken.“

Auch das Hauptquartier mußte in jenen Tagen auf manche Bequemlichkeit und die gewohnten Speisen verzichten. Der Prinz Georg hätte gern eines Abends ein paar Eier gehabt, es waren aber keine aufzutreiben. Thiersch, der davon gehört, überreichte nach einer Weile seinen Helm, gefüllt mit Eiern. Allgemeines Erstaunen! „Sehr einfach, ich habe für jedes Ei einen Franc bezahlt.“

Über die Katastrophe von Sedan findet sich keine Aufzeichnung, auch keine Betrachtung über die Größe dieses weltgeschichtlichen Ereignisses, da alle Kraft aufging in beruflicher Arbeit: Einrichtung von Lazaretten, Transport der Verwundeten, Organisation der Krankenpflege. Thiersch erhält ein Sanitätsdetachement und die Leitung verschiedener Lazarette in dem unweit Sedan gelegenen kleinen Ort Douzy. Die Villa der Gebrüder Henri wird für die nächsten Wochen sein Standquartier. Während die sächsischen Truppen sich dem allgemeinen Vormarsch nach Paris anschlossen, blieb Thiersch zurück, um für die Verwundeten und Kranken zu sorgen. Große Hilfe leisteten die kriegsmäßig ausgebildeten Krankenschwestern des Albertvereins. Mit Unterstützung seines bayrischen Landsmanns, des Gene-

rals von der Tann, ließ er für die Verwundeten eine offene Baracke erbauen, die sich sehr bewährte.

Douzy, den 8. September 70.

... Seit dem 3. September habe ich hier meinen Aufenthalt genommen, wo der größte Teil der sächsischen Verwundeten von der Schlacht von Sedan sich angehäuft hat. Von der Tann, der in Sedan ist, hat mir eine Pioniercompagnie zur Verfügung gestellt, welche eine Baracke errichtet. Die Baracke kommt in einen gräflichen Fruchtgarten zu stehen, und wir benutzen eine hohe, mit Wein und Spalierbäumen besetzte Mauer sowie Apfelbäume von dem bekannten französischen Zuschnitt in der Art, daß die Baracke eine Art Wintergarten vorstellen wird ..."

Trotz mehrtägigen strömenden Regens war die Baracke nebst 70 hölzernen Bettstellen in weniger als 8 Tagen zum Bezug fertig. Sie machte einen sehr gefälligen Eindruck, und Stromeyer und der englische Chirurg Mac Cormac, der in Sedan ein Lazarett hatte, erwähnen sie rühmend in ihren Erinnerungen. Mac Cormac schreibt: „An der Mauer grünten die schönsten Spalierbäume, an der entgegengesetzten Seite standen zierliche Zwergbäume im freien Lande, die Betten aber auf Fußböden."

Der Monat September verlief für die in Douzy Untergebrachten ruhig, obwohl infolge der Entblößung von Truppen die Umgebung unsicher geworden war. Thiersch findet Zeit, seinen in der Nähe weilenden alten Lehrer Stromeyer zu begrüßen und Richard Volkmann, der nicht weit davon ein Lazarett leitete, aufzusuchen.

Unter Thierschs Obhut befanden sich auch viele verwundete sächsische Offiziere. Einer derselben, Leutnant Richard von Schulz (jetzt Generalleutnant a. D.), hatte eine schwere Verletzung erlitten. Die Schenkelarterie war verletzt und Thiersch war es gelungen, sie rechtzeitig zu unterbinden. Um den Schwerverletzten unter seiner Aufsicht zu haben, ließ er ihn in die von ihm bewohnte Villa überführen. Herr v. Schulz stellt mir auf meine Bitte, die Eindrücke jener Tage wiederzugeben, einen ausführlichen Bericht zur Verfügung, dem ich folgendes entnehme:

„Thiersch kam mir bei seinen Krankenbesuchen, zu denen seine vielseitige Tätigkeit nicht allzuviel Zeit ließ, ziemlich wortkarg vor; gern aber kam dabei eine listige Bemerkung über seine bartumschatteten Lippen. Ich lernte ihn hoch achten und lieben, ebenso seinen liebenswürdigen Assistenten, dem ich speziell zugeteilt war, Dr. Max Richter. Mit meiner Heilung ging es anscheinend zur Zufriedenheit Thierschs, bis etwa 3 Wochen nach der Unterbindung der Arterie Vormittags überraschender Weise eine Nachblutung eintrat, die erst ziemlich spät durch eine herbeieilende Schwester mittelst Druckes gestillt werden konnte, nachdem ein sehr starker Blutverlust stattgefunden hatte. Ein herbeigerufener Arzt wickelte mir das ganze Bein.

So lag ich, als Nachmittags von seinen berühmten Gipsverbänden, die er in der Umgegend machte, Thiersch heimkehrte. Die große, mir so liebe Erscheinung trat ins Zimmer mit den Worten: ‚ei, ei, was haben Sie denn gemacht!‘ Dann kam er an mein Bett, prüfte die Sachlage, ließ mir etwas für die Lebensgeister, darunter auch Schaumwein, reichen, schnitt mir den ganzen Verband vom Beine herunter und legte selbst einen andern an. Dabei wurde es mir klar, über welche Feinfühligkeit dieser Herr verfügte; es war mir zu Mute, als ob die Hand eines jungen, zarten Mädchens an mir hantirt hätte. Nun ordnete er an, daß eine Albertinerin neben meinem Lager Platz nahm, die alle 2 Minuten nachzuprüfen hatte, ob die Blutung dauernd stand.

Einschalten möchte ich hier, daß sich mir an die Albertinerinnen, wie auch an Frau Simon, von der man viel hörte, nur angenehme Erinnerungen knüpfen. So mag ich — ziemlich erschöpft vom Blutverlust — gedämmert haben, bis ich mitten in der Nacht vom Halbschlummer erwachte durch die Erscheinung des Geheimrates. Er kam aus seinem Schlafzimmer, wo es ihm keine Ruhe gelassen hatte, der große Herr, im weißen Nachtgewande, mit der Kerze in der Hand, um nach mir zu schauen. Dieß ging mir tief zu Herzen. Von da ab ging es mit meiner Wiederherstellung langsam, aber ungestört von Statten..."

Das sächsische Korps war inzwischen vor Paris angelangt, wohin Thiersch Anfang Oktober nachfolgte.

Le vert galant, Dorf vor Paris, Hauptquartier den 10. Okt.

„... Die Reise dauerte 6 Tage, vom schönsten Wetter begünstigt, und führte mich über Reims. In der Hauptstraße von Reims, in der es von müßigen Blousenmännern wimmelte, sah ich einem kleinen Handgemenge zu, in dem das Volk eben eintreffende Gefangene vergeblich zu befreien suchte. Plötzlich wurde ich von einigen Damen in das Hinterstübchen eines Perruquiers gezerrt, in welches ein Arbeiter mit einem Säbelhieb am Kopf sich geflüchtet hatte, während sich vor der Boutique eine aufgeregte Volksmasse anhäufte. Ich ließ sogleich die Laden schließen, forderte die Leute in meinem besten Französisch auf, nach Hause zu gehen, denn es sei eine bêtise, in einer occupirten Stadt befreien zu wollen, worin sie mir Recht gaben, erteilte meinen ärztlichen Rat und versicherte den hilfreichen Damen, daß ihr Schützling, wenn er sich erwischen ließe, sicher sei, erschossen zu werden. Von meiner ärztlichen Behandlung wollte er nicht viel wissen, denn sowie er meine Uniform bemerkte, geriet er in sichtliche Wut, und so entfernte ich mich mit den besten Wünschen für sein Wohlergehen."

„Unsere Reise ging glücklich von Statten. Die Reimser wollten uns durchaus Bedeckung mit geben, was ich ablehnte, weil ich darin eine Gefahr mehr sah. Wir legten 19 Stunden zurück, ohne einen einzigen deutschen Soldaten und ohne einen Franctireur zu sehen. Die Einwohner waren freundlich, ja zuvorkommend." [Nur in einer kleinen Stadt vor Epernay, schreibt Dr. Richter, kam ein großer Volksauflauf zu Stande, und nur durch die Lüge, daß Husaren uns in $^1/_2$ Stunde folgen würden, wurden wir die Leute los.]

„... In Damartin trennte ich mich von Volkmann, und nun bin ich hier

in einem mit Pariser Villen gespickten Dorf, welches, wie alle vor Paris, von seinen Bewohnern verlassen ist. Die Bewohner wurden von der Regierung durch Franktireurs ausgetrieben, eine der dümmsten Maßregeln, weil sie zu unserem Nutzen ausschlug..."

Wie schon erwähnt, wurde Thiersch dem Hauptquartier des Prinzen Georg zugeteilt. Mit Ausnahme der Ausfälle von Paris Ende November und Anfang Dezember, wobei die Sachsen beträchtliche Verluste erlitten, hat sich während des zweieinhalbmonatigen Aufenthaltes vor Paris militärisch nichts von Bedeutung zugetragen und dementsprechend gab es auch für die konsultierenden Ärzte wenig zu tun. Nichts ist für einen an Tätigkeit gewöhnten Menschen fürchterlicher als Langeweile, und trotz der angenehmen Geselligkeit, die sich bei dem Prinzen Georg entwickelte, sehnte sich Thiersch je länger je mehr nach der Heimat, seiner Familie und seinem Krankenhaus. Er fand Muße genug, Briefe zu schreiben und diesem Umstand verdanken wir die von Le vert galant an seine Kinder gerichteten Briefe, die Zeugnis davon ablegen, wie er jedesmal den Inhalt dem Verständnis des Empfängers anzupassen wußte.

An Amalie (12 Jahre alt):

„Da es vielleicht noch ziemlich lange dauert, bis ich zurückkomme, und damit Du nicht ganz vergißt, daß Du noch einen Papa hast, will ich Dir auch einmal schreiben.

Le vert gallant ist ein Dorf, welches gerade weit genug von Paris entfernt ist, daß die Kanonenkugeln, mit denen die Pariser nach den Deutschen schießen, nicht bis hinreichen. Das Dorf ist eigentlich nur eine Straße, aber diese Straße ist eine halbe Stunde lang, schnurgerade, mit großen viereckigen Steinen gepflastert, und die Häuser, die an der Straße stehen, sehen nicht aus wie Dorfhäuser, sondern wie Stadthäuser, und wenn man in die Häuser hineinkommt, so sieht man wohl, wenn sie auch jetzt wüst, schmutzig und unordentlich aussehen, daß sie vorher wie Puppenstuben ausgeputzt waren. Dieß kömmt daher, weil in diesen Häusern keine Bauern, sondern wohlhabende Pariser wohnen, welche den Sommer auf dem Lande zubringen. Jetzt aber sind keine Bauern und keine Pariser da, sondern überall sehen deutsche Soldaten zu den Fenstern heraus, und wenn man Nachts über die Straße geht, hört man deutsche Lieder singen, denn es geht den Soldaten jetzt besser als bisher während des ganzen Feldzuges. Wenn nicht in dem Landhaus, welches der Prinz Georg bewohnt, die französische Gärtnersfrau zurückgekehrt wäre mit ihrer kleinen fünfjährigen Marie, die auch schon französisch spricht, so würde man meinen können, in Deutschland zu sein. Zu dem Haus, in welchem ich wohne, gehört ein schöner Garten und Park. Gegen hundert Orangenbäume und andere, die jetzt eigentlich ins Gewächshaus gebracht werden sollten — aber niemand ist da, sich ihrer

anzunehmen —, stehen längs der Wege. Merkwürdige Sträucher sind da, über die Du Dich wundern würdest. Von einem sehen die Früchte aus wie Vögel, etwa so (Zeichnung), ich habe mir einige eingepackt und lege Dir einstweilen ein Blatt von dem sonderbaren Strauch bei.

In meinem Zimmer steht unter anderem auch eine eiserne Kinderbettstelle, und aus einem französischen Gebetbuche, welches daneben lag, kann man schließen, daß in diesem Bette die etwa 8j. Elise Lefevre geschlafen hat. Hoffentlich ist sie mit ihrer Mutter nicht nach Paris, sondern anderswohin geflohen, denn den Parisern geht es jetzt gar nicht gut. Die Mama Lefevre wird wohl eine Wittwe sein, denn in ihrem Bücherschranke stehen fast nur Bücher, wie sie fromme Frauen gern lesen, während andere, darunter auch gottlose, in die Rumpelkammer verbannt sind; weil aber doch unter diesen auch manche gute sind, so habe ich sie von meinen Dienern reinigen und ordnen lassen. Wenn nun die Madame Lefevre zurückkömmt, so wird sie das Einzige in Ordnung finden, was sie in Unordnung verlassen hat. Das schönste und größte Zimmer in unserm Hause bewohnt der Herr Professor Schmidt, das ist nun alles recht gut, hat aber auch seine Beschwerden, denn wenn einer von uns eine Gesellschaft geben will, so muß sein Zimmer herhalten, und wenn Besuch aus Deutschland kömmt, muß er ihn in's Quartier nehmen. Mich in meiner Dachstube stört niemand. In der Mitte jeder Wand in dem Zimmer des Herrn Professor Schmidt befindet sich ein großer Spiegel, und wenn man sich richtig stellt, so kann man sich unzähligemal und im vierten Spiegel von rückwärts sehen. Ich glaube, daß die Johanna in diesem Zimmer mit dem Anziehen gar nicht fertig werden könnte."

An Justus (11 Jahre alt):

„Gestern habe ich einen Brief an die Amalie abgeschickt und heute kömmst Du an die Reihe. Daß es mit Deiner Gesundheit nicht immer ganz gut geht, hat mir die Mama geschrieben und tut mir leid. Du mußt Dich mit dem Essen und Turnen etwas in acht nehmen. Ich habe jetzt wenig zu tun, weil die deutschen und französischen Vorposten meistenteils einander müßig gegenüberstehen. Die Deutschen warten auf ihre Belagerungskanonen, von denen sie 200 brauchen und erst 100 da haben, worauf die Franzosen warten, das weiß man nicht. Unterdessen lassen die Franzosen niemand nach Paris hinein, und wir lassen sie nicht heraus. Wer heraus will, muß entweder mit einem Ballon fahren oder sich nachts zwischen unsern Vorposten durchschleichen, beides ist aber lebensgefährlich. Uns gegenüber liegen drei Forts, in der Mitte das Fort Rosny, links südlich das Fort Nogent und rechts das Fort Romainville, etwa eine Stunde von unsern Vorposten entfernt, denn so weit können die Franzosen mit ihren großen Metallkanonen schießen.

In einem kleinen Landhause unter Bäumen versteckt, haben unsere Offiziere ein großes Fernrohr aufgestellt, welches in einem Hause des verlassenen Dorfes Raimy gefunden wurde. Die Franzosen wissen davon nichts, sonst hätten sie das Haus schon längst in Grund und Boden geschossen. Durch dieses Fernrohr werden die drei Forts, wenn es die Luft gestattet, den ganzen Tag beobachtet. Bei durchsichtiger Luft sieht man, wie sich die Franzosen eine Pfeife stopfen, ihre Hemden

zum Trocknen aufhängen, in ihre Zelte hineinkriechen und noch vieles andere, wobei sie wohl nicht glauben, beobachtet zu werden. Man sieht aber auch, ob sie aus dem Fort heraus kommen oder aus der Stadt, und dann wird sogleich an das Hauptquartier telegraphirt und alles bereit gehalten, um sie zu empfangen, wenn sie uns angreifen wollen. Bis jetzt haben sie aber auf unserer Seite noch keinen ernsthaften Angriff versucht, sondern meistens begnügen sie sich, aus großer Entfernung, ohne zu treffen, recht viel zu schießen, während andere hinter ihrem Rücken und unter dem Schutze der Kanonen der Forts Kartoffel graben. Am andern Tag drucken sie dann in ihre Zeitungen daß sie einen großen Sieg erfochten et que l'ennemie a subi des pertes épouvantables. Da muß nun auch der Fritz Fromann dabei sein, und bei Wetter wie heute, wo es windet und regnet, ist das kein Spaß, es geht ihm aber recht gut, wie ich gestern erfuhr, auch habe ich ihm zwei Paar freiwillige internationale Socken von Schafwolle und andere geschickt."

An Johanna (9 Jahre alt):

„Wie mir die Mama schreibt, wird Dir das Lernen immer noch recht sauer, Du mußt Dir aber doch recht Mühe geben, damit ich Dir etwas Schönes mitbringen kann. Wenn Du hier wärest, da würde es Dir gefallen, denn da giebt es keine Schule und kein Institut, auch keine Kinder; es ist wohl ein großes Waisenhaus da, orphélinat de Fénelon, jetzt steht aber über der Türe: Sechstes sächsisches Feldlazarett, und es sind keine Kinder, sondern kranke Soldaten darin. Freilich sind die eisernen Bettstellen fast alle zu klein, so daß die Füße der Soldaten an dem Fußende zwischen den Eisenstangen hervorragen, etwa so (Zeichnung).

Wo die kleine Elise Levefre jetzt in die Schule geht, weiß ich auch nicht. Ihr leeres Himmelbett, welches, wie Du weißt, in meiner Stube steht, dient mir als Weinkeller, da stehen vierzig Flaschen darin von denen, die wir neulich im Garten ausgegraben haben. Man darf aber nicht alles ohne weiteres trinken, was man findet, sonst kann es einem schlecht gehen. In einer Apotheke, welche sie plünderten, fanden die Soldaten eine Flasche, auf der vinum stibiatum stand; weil vinum Wein heißt, tranken sie daraus, ihrer zwölfe; es war aber Brechwein, und da mußten sie sich jämmerlich übergeben und wurden sehr krank, kamen aber doch mit dem Leben davon. Schlimmer ging es den achtzehn Schützen, die gestern Abend auf Feldwache waren. Einer davon brachte aus einem leer stehenden Hause eine Flasche, die, wie er meinte, einen bittern Mandel-Likör enthielt. Alle achtzehn tranken davon, zwei starben sogleich, die andern sechzehn sind schwer krank, und es werden davon wohl noch einige sterben. In der Flasche war nämlich ein starkes Gift, Nitrobenzol, welches die Seifensieder brauchen, um die Bittermandelseife zu machen.

Von meinem Fenster aus sieht man einen großen Steinbruch, der ist so groß wie der Markt in Leipzig, und die Felswände, welche ringsherum wohl hundert Fuß senkrecht in die Höhe gehen, machen es recht einsam, wenn man darin steht, weil nur ein schmaler, gewundener Weg hineinführt und weil kein Mensch darin arbeitet. Hier und da sind in der Felswand Öffnungen, wie Tore, und durch diese kömmt man in große, dunkle Höhlen. Jetzt sind diese Höhlen leer. Wie wir hierher kamen, konnte man allerhand darin finden, was die Einwohner darin versteckt hatten:

Marmortische, Kanapees, Bücherschränke u. a. Ja, in der Höhle waren auch Menschen, Kühe, Schafe, und diese Höhle hätte man gar nicht entdeckt, weil ihr Eingang so gut versteckt war, wenn nicht einer von den Männern, die darin waren, so dumm gewesen wäre, nach unsern Soldaten zu schießen. Zum Glück traf er niemanden, natürlich fand man die Höhle und alles, was darin war. Die Weiber, Kinder und Männer ließ man laufen, alles andere wurde verteilt, die beiden Kühe wurden unserm Befehlshaber, dem Prinzen Georg, gebracht, was sehr gut für ihn ist, denn es sind die einzigen Kühe im Orte, und wenn er sie nicht hätte, so müßte er seinen Kaffee ohne Milch trinken, und wir, wenn wir bei ihm zu Gaste sind, auch."

An Agnes (7 Jahre alt):

„Also Du lernst jetzt exerziren bei Herrn Dr. Schildbach, aber nicht, um in den Krieg zu ziehen, sondern damit Du schön gerade wirst oder bleibst. Die kleinen französischen Mädchen, welche ich in Rheims gesehen habe, halten sich sehr gerade und sind auch recht nett angezogen, nur finde ich ihre Röckchen etwas zu kurz; die kleine Marie, die Tochter von der Gärtnersfrau, welche meine Flanellhemden wäscht, wenn man ihr Schokolade giebt, so sagt sie: merci, monsieur, d. h. ich danke, mein Herr.

Französisch wirst Du auch noch lernen müssen, denn, wenn man wartet, bis man erwachsen ist, geht es gar zu schwer. Mit großer Mühe habe ich meinem Bedienten, dem Buhle, beigebracht, was er sagen muß, wenn er Eier kaufen soll: ‚Es kö wusawee des öf? Dann sagen die Franzosen immer: ‚Non monsieur, point du tout, du tout, du tout, du tout.‘ Das ist aber nicht wahr, denn, wenn dann der Buhle sagt: ‚Mäh pur delarschan‘, dann sagen sie ‚oui monsieur‘ und bringen sie. Das Lügen ist überhaupt nicht schön, ich glaube, sie lügen etwas mehr wie wir, und deswegen geht es ihnen so schlecht. Wenn es der Buhle aber verwechselt und sagt: ‚Es kö wusawoe delarschan‘, so lachen sie ihn aus. Und so hat er noch einige andere Sprüche gelernt, jetzt vergißt er aber Alles wieder, weil es hier gar keine Franzosen und keine Eier giebt. Auch muß man ein wenig selbst kochen können. Ich mache mir alle Mittag meine Suppe selbst, das ist mein zweites Frühstück, das will ich Dir beschreiben, damit Du es auch versuchen kannst. Ich könnte zwar auch beim Prinzen Georg frühstücken, bei dem ich um 5 zu Mittag esse, und nachher spiele ich manchmal mit ihm L'hombre, aber es ist mir so bequemer. Also um 11 Uhr bringt der Buhle ein paar zerschnittene Möhren, etwas Sellerie, Zwiebeln, Petersilie, das tue ich in einen eisernen Topf, gieße zwei Gläser Wasser darauf, tue einen halben Teelöffel Salz dazu und lasse es an meinem Kaminfeuer bis 12 Uhr langsam kochen. Dann schütte ich das ganze in eine große Kaffeeschale (die Kaffeeschalen sind in Frankreich viel größer als bei uns, dagegen sind die Waschschüsseln kleiner), tue eine Messerspitze Fleischextrakt, zwei Lot Butter — davon kostet beim Marketender das halbe Pfund 20 Groschen — und, damit es einen guten Geschmack bekommt, etwas Senf hinein, dann kommen Brotschnitte hinein, und wenn Du es probirst, so wird Dir die Suppe gewiß recht gut schmecken. Lieber wäre es mir aber doch, wenn ich bald wieder zu Hause bei meiner lieben Frau und meinen lieben Kindern um 1 Uhr zu Mittag essen könnte."

An Lina (6 Jahre alt):

„Das freut mich, daß Du Dich im Schreiben übst, da kannst Du mir auch einmal einen Brief schicken und schreiben, wie gut es Dir geht. Den armen kleinen Mädchen in Paris geht es nicht so gut wie Dir; wenn ihre Mama auf den Markt schickt, so bekömmt sie keine Butter und kein Fleisch, keine Milchfrau bringt Milch ins Haus, und da müssen sie eben Mehlbrei ohne Milch und Brot essen, auch können sie nicht ruhig schlafen, denn zu jeder Stunde der Nacht hört man stark schießen, und wenn erst die deutschen Kanonen nach Paris hineinschießen, dann fallen die Kugeln auf das Dach und schlagen ein großes Loch in das Dach und fahren durch die Zimmerdecke hindurch, vielleicht gerade durchs Schlafzimmer, und dann zerplatzen die Kugeln, töten Alles, was im Zimmer ist. Du kannst aber ruhig schlafen und vorher dem lieben Gott danken, daß unsere Soldaten nicht besiegt worden sind, denn dann ständen die Franzosen vor Leipzig, vielleicht in Connewitz und würden mit ihren großen Kanonen gerade so nach Leipzig hineinschießen wie wir jetzt nach Paris hineinschießen wollen, damit es endlich Friede giebt, denn sie wollen immer noch nicht nachgeben, und dann würde Leipzig erobert worden sein. Dann wären wohl fünfzig fremde Männer, schmutzig, mit Säbel und Gewehr in unsere Wohnung gekommen und hätten Alles verwüstet, und wir hätten ihnen zu essen und zu trinken geben müssen und uns noch bedanken müssen, wenn sie uns nicht geschlagen. Und dann hätten sie sich mit ihren schmutzigen Stiefeln in unsere Betten gelegt und auf die Kanapees, und wir hätten auf dem Boden schlafen müssen, und so wäre es viele Wochen fortgegangen. Also vergiß nicht dem lieben Gott zu danken; Du mußt ihn aber auch noch bitten, daß es den kleinen Pariser Mädchen, deren es viele Tausend giebt, bald wieder gut geht."

Endlich gegen Weihnachten erhält er die Erlaubnis zur Rückkehr.

„Den heiligen Abend habe ich wie alle Abende im Hauptquartier bei einer Partie L'hombre zugebracht, dann trank ich noch mit unsern Genie-Offizieren und einigen andern Offizieren in unserer Wohnung Ananasbowle mit Champagner. Da geht es immer lebhaft zu, ob Ducrot sein Ehrenwort gebrochen, ob es Franctireurs giebt und ob sie zu erschießen sind, ob alle Franzosen Teufel und alle Deutschen Engel usw. Das sind so die gewöhnlichen Debatten, dann natürlich auch das Bombardement. Gestern war ich in Annet und hatte die Freude, zu sehen, daß es fast Allen, die ich unter meine Obhut genommen, nach Wunsch geht."

Nach seiner Rückkehr Anfang 1871 werden noch freundschaftliche Briefe mit Roth, Benno Schmidt und Braune gewechselt.

Schmidt schreibt am 14. Februar 1871: „. . . Seit Ihrem Weggange habe ich es um meinetwillen stündlich bedauert, daß wir Sie nicht mehr hier haben, und dieses Bedauern ist von Vielen, insbesondere von unserm Höchstcommandirenden (Prinz Georg) geteilt

worden. Kein Tag vergeht, ohne daß wir bei Tische oder beim Spiel von Ihnen sprechen, die Ihnen eigentümlichen Maximen und Redensarten, Ihre Combinationen militärischer oder politischer Art recapituliren; auch Ihren Brief mußte ich z. T. vorlesen, und als ich dem Prinzen sagte, ganz könne ich ihn nicht preis geben, hat er sich mindestens 8 Tage damit beschäftigt, was ich ihm wohl vorenthalten habe . . ."

Diese letzte Bemerkung bezieht sich auf die Verwundung eines im königlichen Schlosse in Dresden verpflegten, dem Prinzen sehr nahestehenden Offiziers, den Thiersch kurz vorher besucht und über den er ausführlich an Schmidt geschrieben hatte. Er fügte die Bemerkung an: „die vornehmen Patienten sind doch viel schlimmer daran, weil man so viele Umstände mit ihnen macht".

Thiersch hatte den Prinzen Georg während des Feldzuges sehr schätzen gelernt. Dieser war fremden Personen gegenüber zurückhaltend und nicht so gewandt im gesellschaftlichen Verkehr wie sein Bruder, der nachmalige König Albert. Als er vom Kriegsschauplatz zurückkehrend in Leipzig auf dem Bahnhof von der Bürgerschaft begrüßt wurde, hielt es ein Redner für angebracht, in seiner Ansprache auf die vielen Schicksalsschläge hinzuweisen, die Sachsen in früheren Kriegen erlitten hatte. „Immer waren wir auf der Schokoladenseite", schloß er diesen Teil seiner Betrachtung. Das Antlitz des Prinzen hatte sich während der Rede mehr und mehr verfinstert und hellte sich auch nicht auf, als die Ansprache mit einem Hoch auf die Sächsische Armee endete. Der militärischen Begleitung bemächtigte sich eine sichtliche Beklemmung, und es entstand eine Pause, in der niemand wagte, den Prinzen anzureden. Da wandte sich Thiersch an ihn mit den halb scherzhaften Worten: „Königliche Hoheit sehen, daß es nicht immer angenehm ist, populär zu sein." Thiersch hatte die Psyche des Prinzen richtig eingeschätzt. Sein Gesicht erheiterte sich, und die allgemeine Spannung war gelöst.

Bei der Rückkehr fand Thiersch die Seinen gesund wieder. Ihm selbst war der Feldzug ausgezeichnet bekommen, und er rühmt, wie gut ihm der dauernde Aufenthalt in frischer Luft und die stete Bewegung, besonders im ersten Teil des Krieges, getan hätte. Neben seiner kräftigen Konstitution hatte er dieses Wohlbefinden einer mäßigen Lebensweise zu verdanken. Dr. Richter schreibt: „Die Einfachheit seiner

Lebensweise wurde auch bestimmend für die meine. Seine Erfrischung bestand im Theetrinken. Er blieb immer gesund."

Auf Thierschs inneres Wesen übte das siegreiche Ende des Krieges eine bemerkenswerte Wirkung aus. In einer Zeit von Deutschlands äußerer Ohnmacht und innerer Zerrissenheit aufgewachsen, teilte er mit Tausenden die Sehnsucht nach der deutschen Einheit. Jetzt war der Traum in Erfüllung gegangen dank der militärischen Erfolge und der Diplomatie des großen Kanzlers. Deutschland trat als gleichberechtigte Macht in das europäische Konzert ein. Seine inneren Kräfte konnten sich entfalten und in alle Teile der Welt befruchtend eingreifen. So hat die Gründung des Deutschen Reiches auch Thiersch stolz und froh gemacht.

Fernere Wirksamkeit in Leipzig.

Transplantation. Als Operateur und Lehrer. Vorbildung der Mediziner. Humanistisches Gymnasium. Chirurgenkongresse. Volkmann.

Der große Krieg war zu Ende, die Chirurgen kehrten heim und nahmen die Friedensarbeit wieder auf. Auch Thiersch widmete sich, von keinem äußeren Ereignis mehr behindert, 25 Jahre hindurch seinem Beruf, der, wie erwähnt, fast ganz in der Hospitalpraxis aufging. Ein Ruf nach einer andern Hochschule kam bei der Bedeutung, die inzwischen die Universität Leipzig und speziell die medizinische Fakultät erlangt hatte, wohl nicht mehr in Frage.

Den früheren Bemerkungen über die Entwicklung des Jakobs-Hospitales ist wenig hinzuzufügen. Die zu operierenden Kranken wurden in den früher beschriebenen, inmitten des schönen Hospitalgartens gelegenen luftigen Baracken untergebracht. Diese bewährten sich so, daß im Lauf der Jahre kaum eine Verbesserung nötig war. Chronische Fälle, sowie die Diphteritiskranken fanden in dem sog. festen Hause Unterkunft. Mit der Zeit wurde eine Poliklinik eingerichtet, mit allen Hilfsmitteln, auch mit Einrichtungen für mikroskopische und bakteriologische Untersuchungen ausgestattet und einem tüchtigen Assistenten unterstellt.

Den Kindern galt Thierschs besondere Fürsorge. Der Klinik wurden u. a. Kinder mit chirurgischer Tuberkulose in großer Zahl zugeführt. Sie kamen meist in einem jämmerlichen, abgezehrten Zustand an. Auf seinen Antrag stellte der Staat bedeutende Mittel zur Verfügung, um ihnen Freibetten zu gewähren. Thiersch ließ eine offene Halle neben der eigentlichen Kinderbaracke errichten, die sog. Luftbude, in welcher die Kinder während der günstigen Jahreszeit Tag und Nacht blieben, um auf diese Weise die Wirkung der Luft und Sonne voll auszunützen. Denn Thiersch hatte erkannt, daß diesen Heilmitteln eine größere Bedeutung zukam als operativen Eingriffen

und anderen Maßnahmen. Er befand sich mit seiner Ansicht in Gegensatz zu anderen Chirurgen, z. B. Volkmann, der den Resektionen den Vorzug gab. Thiersch aber erlebte die Freude, daß die nicht operierten Tuberkulosen in mindestens ebenso großer Zahl ausheilten, wenn auch nach monate-, ja jahrelanger Pflege, wozu natürlich auch eine gute Ernährung gehörte. Die „konservative" Behandlung Thierschs hat sich denn auch mit der Zeit durchgesetzt.

Es wäre interessant, statistisch die ungemein große Zahl der Operationen der Leipziger chirurgischen Klinik festzustellen. Eine solche Zusammenstellung gibt es nicht. Thiersch lag nichts an Übersichten und Jahresberichten, wie es überhaupt seine Art war, möglichst wenig über sich und seine Tätigkeit zu sprechen. Überdies stellte die chirurgische Wissenschaft alle Tage neue Aufgaben. Diesen galt seine Aufmerksamkeit in erster Linie.

Zeit und Muße zu feineren histologischen Arbeiten wie in Erlangen gab es in Leipzig nicht mehr. Um so höher ist seine Arbeit über die Transplantation der Haut zu bewerten, mit der wir die Skizze seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Leipzig nach den Schilderungen seiner Schüler beginnen. Bei der Bedeutung, welche die Transplantation für die Chirurgie gewonnen hat, sei eine ausführliche Beschreibung nach dem ungedruckten Bericht seines Assistenten Garten gestattet:

„Hierbei untersuchte er hauptsächlich an der Hand seiner weltberühmten Injektionspräparate die Circulationsverhältnisse an den verwundeten Stellen, die Wiederherstellung des Blutstroms und die Ernährung der Teile, welche nachgewiesenermaaßen von Blutgefäßen nicht durchzogen waren. Das genaue Studium der sog. plasmatischen Circulation, die Erkenntniß der Ernährungsbedingungen für gefäßlose Gewebe, legten den Grund zu seinem bedeutsamsten Werk. In diesem hat er eine Methode geschaffen, nach welcher große Strecken des Körpers, die ihr Epithel verloren hatten, von Neuem sicher und dauernd mit Epithel überzogen werden können. Reverdin verpflanzte in Anlehnung an die sog. indische Transplantationsmethode die Haut in ihrer ganzen Dicke und zwar auf granulirende Flächen. Der Erfolg war sehr unsicher, denn der größte Teil der aufgesetzten Hautstücke fiel wieder ab, andererseits wurden die Stellen, an denen die Haut zur Transplantation weggenommen war, schwer geschädigt und beanspruchten lange Zeit, bis Heilung eintrat. Ferner konnte man in der Mehrzahl der Fälle die aufzusetzende Haut nicht vom Patienten selbst nehmen, sondern mußte dieselbe andern gesunden Leuten ausschneiden. Im Gegensatz hierzu verlangte Thiersch, daß die Hautstücke so dünn wie möglich genommen würden und auf eine frische Wundfläche aufgesetzt. Die Vorteile

dieses Verfahrens liegen auf der Hand. Es ist ohne Weiteres klar, daß diese papierdünnen Hautstreifen viel leichter durch plasmatische Circulation ernährt werden können als Hautstücke, welche die Epidermis, Cutis und auch noch etwas vom Unterhautfettgewebe enthalten. Der Querschnitt der intercellulären Räume, welche der plasmatischen Circulation dienen, ist in den mittleren Lagen der Epidermis ein viel größerer als im Cutis oder Fettgewebe. Außerdem ist für ein dünnes Stück ein geringerer Ernährungsstrom nötig als für ein dickeres. Auch dieser Umstand trägt wesentlich zur Erleichterung der Anheilung bei. Planzt man die Hautstücke auf Granulationsgewebe, so kann man nie sicher auf dauernde Heilung rechnen. Einmal enthält das Granulationsgewebe fast unter allen Umständen Keime, welche fähig sind, eine Eiterung einzuleiten, andrerseits stellt das Granulationsgewebe ein sehr hinfälliges Gewebe dar, und mit dem Schwinden des unterliegenden Granulationsgewebes müssen auch aufgesetzte und vorläufig angeheilte Hautstücke infolge der verschlechterten Ernährungsbedingungen verloren gehen. Aus diesem Grunde verlangte Thiersch, daß die Hautstücke auf ganz frische Wundflächen aufgesetzt würden. Hatte man es mit granulirenden Flächen zu thun, so wurde durch Entfernung der Granulationen eine frische Wundfläche hergestellt. Schließlich sei noch der Vorteil erwähnt, daß die Hautstellen, an welchen die Läppchen entfernt worden waren, in 8 bis 10 Tagen vollständig verheilten. Dieß war eben nur dadurch möglich, daß die große Masse des Epithels von der Höhe der Papillenspitzen an zurückgelassen wurde. Fernerhin erlaubt uns diese Methode große Wundflächen zur plastischen Deckung des Defektes von dem Kranken selbst zu nehmen. Ja wir können sogar nach Verlauf von 4 bis 6 Wochen von derselben Stelle wieder Hautstücke zu neuer Transplantation verwenden. Die ausgedehnte Anwendung, welche die Methode der Thiersch'schen Hauttransplantation in der Chirurgie gefunden hat, eingehend zu schildern, würde hier zu weit führen. Ich will nur an die unglücklichen Menschen erinnern, welche durch ausgedehnte Verbrennungen einen großen Teil ihrer Haut verloren haben oder bei denen durch zur Gangrän führendes Erysipel weite Hautstücke abstarben, ferner an die ausgedehnten früher unheilbaren Fußgeschwüre, welche die Indikation zur Amputation des Unterschenkels gaben. Alle diese sonst unheilbaren Kranken können wir jetzt durch Anwendung der Transplantationsmethode nach Thiersch binnen wenigen Wochen einer dauernden Heilung entgegen führen."

Bardeleben sagt in seinem Nachruf an Carl Thiersch: ‚Sollte eine Zeit kommen, wo man die bahnbrechenden Untersuchungen von Thiersch über die Wundheilung und über die histologischen Verhältnisse des Krebses auch nicht mehr in dem Grade als bedeutsam anerkennen sollte wie heute, so werden doch die Thiersch'schen Transplantationen für alle Zeit dem Namen des Erfinders einen ehrenvollen Platz in der Chirurgie sichern.'"

Man wird in der chirurgischen Literatur vergebens eine Veröffentlichung dieser Transplantationsmethode von Thierschs eigener Hand suchen. Er referierte mündlich hierüber auf dem 15. Chirurgen-Kongreß im Jahre 1886. Den gedruckten Auszug aus diesem Bericht hat er in folgende wenige Sätze zusammengefaßt: „Das jetzt geübte

Verfahren der Hautverpflanzung für granulierende Flächen besteht der Hauptsache nach in Folgendem: die Granulation wird bis auf das feste unterliegende Gewebe abgeschnitten oder abgeschabt. Die aufzusetzenden Haut wird in der Art gewonnen, daß man mit einem Rasiermesser von der Haut des Patienten selbst möglichst dünne Lamellen abträgt." Erst E. Plessing, ein Assistent Thierschs hat unter dessen Redaktion die Methode genauer beschrieben.

Groß ist die Zahl neuer Operations- und Verbandsmethoden, die Thiersch angegeben hat. Indem wir auf das im Anhang beigefügte Verzeichnis verweisen, fügen wir, gleichfalls nach dem Bericht Dr. Gartens, einige an:

„Hierher gehören vor Allem seine plastischen Operationen. Die Untersuchung über die Bildungsfehler der Harn- und Geschlechtswerkzeuge eines Mannes im Jahre 1852 mochte den Grund gelegt haben für eine geniale, aber einfache Methode der künstlichen Harnröhrenbildung, für den Verschluß der Blase bei Ectopia vesicae. Noch Dieffenbach hatte letztgenannte Mißbildung für unangreifbar gehalten und bei Epispadie nur in besonders günstigen Fällen operirt. Thiersch gelang es bei der Ectopie einen Hohlraum vor der herausgestülpten Blase zu schaffen, in dem der Urin mittelst eines Kompressoriums zurück gehalten werden konnte. Auch hier gingen anatomische und embryologische Untersuchungen mit den operativen Experimenten Hand in Hand."

„Auch auf dem Gebiete der Rhinoplastik, d. h. der Herstellung künstlicher Nasen aus lebendem organischem Gewebe ist durch Thiersch eine ganz wesentliche Besserung ersonnen worden. Er führte die Unterfütterung ein und benutzte dazu zwei seitliche Lappen aus der Wangenhaut, die er mit der Wundfläche nach außen in der Mitte zusammen nähte und darüber einen Stirnlappen legt. Die großen Defekte werden durch Transplantation gedeckt. Während die früheren Nasen welk und schlaff aufsaßen, sie konnten wie ein loser Lappen beinahe durch einen Windstoß hin- und herbewegt werden, so saßen diese Nasen derb und fest auf ihrem Unterbau auf. Dieses Verfahren hatte auch noch den großen Vorteil, daß zwei Nasenlöcher gebildet wurden, welche an ihrer Innenfläche Epithel trugen, also nicht mit einander verwachsen konnten, wie es bei früheren Operationsmethoden der Fall war."

„Eine weitere außerordentlich einfache aber sehr praktische und nutzbringende Operation ist die, welche Thiersch ersonnen hat, um den prolapsus ani zu heilen. Hierunter verstehen wir eine Ausstülpung der Mastdarmschleimhaut durch den After, welche nicht selten eine recht beträchtliche Länge bis zu 30 bis 40 cm erreichen kann. Die operative Behandlung dieses Leidens besteht nun darin, daß man unter aseptischen Cautelen einen sterilen Silberdraht in der unmittelbaren Umgebung des Afters um diesen subcutan herumführt und dann über den in den After eingeführten Finger eines Assistenten den Silberring soweit zuschnürt, daß der Finger gerade noch herausgezogen werden kann. Der Draht wird versenkt und heilt ein. Die Erfolge dieser Operation sind bisher durchgehends gute gewesen."

„Für Empyeme hat Thiersch auf einem der Chirurgencongresse eine besondere Behandlungsweise angegeben. Der Nachteil der bisher üblichen Methoden besteht im Allgemeinen in der Hauptsache darin, daß an Stelle des aus dem Pleuraraume ausfließenden Eiters Luft von außen eindringt. Infolge dessen büßt die Lunge einen großen Teil ihres Volumens und ihrer Ausdehnungsfähigkeit ein. Es bildet sich fernerhin eine starrwandige Absceßhöhle, auf der einen Seite die festen, unnachgiebigen Rippen, auf der andern eine dicke, schwartige Lungenpleura. Eine definitive Schließung dieser Höhlen kann nur durch ausgedehnte Rippenresektion erzielt werden. Wenn man nun einen Verband construiren könnte, der den Eiter zwar austreten, aber statt dessen keine Luft in den Pleuraraum eintreten ließe, so müßte sich die Lunge in demselben Maaße, in dem Eiter ausfließt, erweitern. Die Lösung dieser Aufgabe ist Thiersch durch Anwendung eines sehr dünnwandigen Gummischlauches, welcher durch ein stärkeres starrwandiges Gummirohr mit der Empyemhöhle in Verbindung gebracht ist, sehr schön gelungen. Dieses starke Gummirohr, welches durch eine Punktionswunde in die Pleurahöhle eingeführt wird, wird durch eine dünne Gummiplatte wiederum luftdicht gegen den Thorax abgeschlossen. Durch diesen dünnwandigen Gummischlauch kann nun durch Druck, wie er bei jeder Atembewegung, Hustenstößen usw. hervorgebracht wird, Eiter ausfließen; wird aber bei Inspirationsbewegungen durch Erweiterung des Brustraums Luft angesaugt, so legen sich die dünnen Wandungen des Gummischlauches fest zusammen und lassen keine Luft hindurchtreten. Statt dessen muß sich nun die Lunge erweitern, um den durch Abfluß des Eiters freiwerdenden Raum zu füllen. Die Erfolge, die an der Klinik durch Anwendung dieser Verbandmethode erzielt wurden, waren in jeder Beziehung gut."

„Für die operative Behandlung schwerer Neuralgieen führte er eine neue Operationsmethode ein. Wenn auch hie und da versucht und empfohlen war, bei Neuralgieen des Trigeminus statt der immer mühsamen und gefährlichen Ausschneidung der betr. Nerven dieselben an einer leicht zugänglichen Stelle bloß zu legen und dann herauszuziehen oder herauszudrehen, so hat Thiersch dieses Verfahren durch Untersuchungen und Versuche an der Leiche zu einer besonderen Methode erhoben, welche eine Zeit lang mit Erfolg geübt worden ist. Jetzt ist diese Methode überholt von der Extraktion des Ganglion Gasseri und von der Alkoholinjektion in die Bahn der Nervenäste."

Thierschs Eigenart als Operateur war bedingt durch seine anatomische Schulung und die vollkommene Beherrschung der topographischen Anatomie. Seine Schüler Landerer und Helferich lassen sich folgendermaßen darüber aus:

„Überblicken wir die lange Reihe großer z. Th. epochemachender Arbeiten, so tritt uns stets wieder dieselbe Wahrnehmung entgegen, wie Thiersch es verstand, die Ergebnisse methodischer, theoretischer und systematischer Untersuchungen von höheren Gesichtspunkten aus zu sichten, zusammenzufassen und für die chirurgische

Praxis zu verwerten. Wenn wir den, der völlig neue, große Gesichtspunkte gewinnt, dem Wesen nach neue Methoden ersinnt und einführt, als genial bezeichnen, so dürfen wir Thiersch mit Recht als den originalsten und genialsten deutschen Chirurgen der letzten Jahrzehnte bezeichnen . . .

Der Hauptschwerpunkt, die Hauptstärke von Thiersch war die völlige Beherrschung der grundlegenden Fächer, der Anatomie, der groben und feinen, der Pathologie und pathologischen Anatomie, der allgemeinen Chirurgie. Er hielt dafür, daß wahre große Fortschritte seines Fachs eigentlich nur Dem gelingen können, der auf allgemeinen Grundlagen, auf der Basis der allgemeinen Chirurgie fest steht. Vielleicht ist es nicht unnütz, diese seine Ansicht heute besonders zu betonen, wo ein großer Teil der Chirurgen fast nur das Feld der speziellen Chirurgie bebaut. Dementsprechend war Thierschs hauptsächliches Interesse den Fragen der allgemeinen Chirurgie zugewendet.

Seiner Tätigkeit als Operateur konnte man seinen Entwickelungsgang, den Übergang von theoretischen Fächern zur Praxis sein ganzes Leben lang anmerken. Er war in seinem chirurgischen Handeln frei von Handwerksgriffen und -kniffen; er verfuhr als ein stets frei schaffender Künstler. Sein Operieren war unmittelbar angewandte Anatomie und pathologische Anatomie. Bei seiner phänomenalen Kenntnis der Anatomie konnte er sich dies erlauben, den Operationsplan unmittelbar auf die Diagnose aufzubauen.

Er war gänzlich frei von schulmäßigen Pedanterien. Manche Methode, die später von Andern mit dem nötigen Nachdruck publiziert wurde, hatte er in der That schon vorher in praxi geübt (Zusammennageln von Knochen, gewisse Resektionsschnitte an Hüfte und Knie u. dgl.) ohne sie zu publizieren. Er alterierte sich meist nicht sehr darüber und kämpfte nicht um die Priorität, sondern machte höchstens auf den Chirurgenkongressen eine gelegentliche Bemerkung. Das Feilschen um „Methoden“ und „Modifikationen“ war ihm durchaus zuwider. Wenn sich jemand darüber ereiferte, ob ein Resektionsschnitt 1 cm weiter nach vorn oder nach hinten zu legen, einige Zentimeter länger oder kürzer zu machen sei, so hatte er hierfür nur ein mitleidiges Lächeln.

Manche seiner Operationen, die er stets mit unerschütterlicher

Ruhe ausführte, mußten jeden Zuschauer zu größter Bewunderung hinreißen. Ganz besonders sind seine Operationen am Halse hervorzuheben, die Exstirpation von Halsgeschwülsten, die Unterbindung von Halsgefäßen; ebenso zeugten seine Operationen an der Harnröhre der Blase von ganz besonderer Eleganz." (Landerer.)

„Als besonders bemerkenswert erscheint es mir, daß Thiersch noch als älterer Chirurg sich fortdauernd technisch vervollkommnet hat, z. B. in der Technik der Darmoperationen und bei der Ausführung der Kehlkopfexstirpationen, bei denen er ganz besonders gute Resultate aufzuweisen hatte. Sein künstlerischer Sinn befähigte ihn ganz besonders für die Lösung plastischer Aufgaben. Es war kein Zufall, daß er als der erste eine vom praktischen Standpunkt aus einwandfreie Heilung der Fälle von inversio vesicae erzielte. Seine Methode zur Operation von der Epi- und Hypospadie, sein Verschluß des Gaumendefektes durch einen gestielten Wangenlappen und sein Einfluß auf die Entwickelung unserer modernen Rhinoplastik zeigen für alle Zeiten, daß er ein Meister der plastischen Chirurgie war."

„Fremde Vorschläge nahm Thiersch vorurteilsfrei an und prüfte sie, wenn sie seiner kritischen Überlegung Stand hielten. Hat er doch noch selbst ein großes Referat über O'Dwyers Methode der Intubation auf einem Chirurgencongreß gegeben und dadurch besonders dazu beigetragen, daß die deutschen Chirurgen, wenn auch nicht ablehnend, so doch kühl diesem Verfahren gegenüber stehen."

„Was von ihm congenialer Seite z. B. von Billroth, der gleich ihm auf dem Boden der allgemein chirurgischen Wissenschaft stand, empfohlen wurde, das fand bei ihm immer warme Aufnahme. Und es mag hier noch betont werden, daß Thiersch mit geradezu jugendlichem Eifer die moderne Bakteriologie erfaßte, freilich auch hier in der Tuberkulinperiode seine kritische Betrachtung der angeblichen Erfolge nicht verläugnend; er erfuhr nicht die herbe Enttäuschung, welche von uns Jüngeren fast Keinem erspart blieb."

„Bei der Operation selbst verließ ihn seine unerschütterliche Ruhe nicht; selbst bei unangenehmen und unerwarteten Zwischenfällen blieb er gleichmäßig, frei von Hast. Auf seine Umgebung hatte das den wohlthuendsten Einfluß." (Helferich.)

Thierschs Interesse für pharmakologische Fragen war, wie schon früher erwähnt, groß, und das ist der Krankenhaus-Apotheke

zugute gekommen. Dr. Stich (jetzt Inhaber der Kreuz-Apotheke in Leipzig), der sie einige Jahre leitete, teilt hierüber Folgendes mit:

„Nicht unwesentlich hat Thiersch auch nach der pharmazeutischen Seite hin fördernd gewirkt, bemerkenswerte Anregungen für neue Präparate und Unterstützung neuer Ziele gegeben. Es sei z. B. erinnert an die Einführung des Quecksilber-Asparagins auf der Lues-Station an Stelle der stark sauer reagirenden Präparate des Handels (des „Spargel Quecksilbers", wie er es in seiner launigen Weise zu nennen pflegte); ferner an die Einführung eines therapeutisch wertvollen Eukalyptus-Kochsalz Spray für die Diphteritis-Station, an eine sachgemäße Sterilisation der Milch für die Kinder-Station, weiterhin an eine Wertmessung des chirurgischen Nähmaterials bezüglich seiner Zug- und Knotenfestigkeit, besonders auch an Untersuchungen über neue Methoden der Sterilisation (Catgut Sterilisation mit ammoniakalischer Silberlösung). Auch ist auf seine Anregung die Untersuchung der Sammlung von Gallen- und Harnsteinen seiner Abteilung auf ihre chemischen Bestandteile vorgenommen worden und endlich ist es seinem Einfluß in Gemeinschaft mit Prof. Curschmann zu danken, daß die Krankenhaus-Apotheke eine sachgemäße mustergültige Umgestaltung im Jahre 1894 erfahren hat. Jedenfalls war er von größtem Wohlwollen für die Entwicklung des pharmazeutischen Berufes, soweit dies für den Krankenhausbetrieb in Frage kam."

Die praktische Heilkunde braucht gut beobachtende Ärzte. Die Lehrer der Medizin haben deshalb die besondere Aufgabe, die Beobachtungsgabe der Studenten auszubilden. Sie urteilen häufig nach den schlechten Erfahrungen, die sie mit Schülern des humanistischen Gymnasiums machen und gelangen dann zu einer Verurteilung dieser Schulgattung. Die Streitfrage hierüber hat zur Zeit Thierschs wiederholt eine Rolle gespielt. Im Jahre 1872 hielt bei der Eröffnung der Naturforscherversammlung in Leipzig der Physiologe C. Ludwig eine programmatische Rede mit scharfer Spitze gegen das humanistische Gymnasium. Es kam aber damals zu keiner grundsätzlichen Stellungnahme der Universität. Dies geschah jedoch, als im Jahre 1890 der junge Kaiser Wilhelm bald nach seinem Regierungsantritt eine große Gymnasialreform durchführen wollte. Wie anderwärts, so bildeten sich auch in Leipziger Universitätskreisen zwei Gruppen. Die

Gegner, von Ludwig und Ostwald geführt, faßten ihre Ansicht in nachstehenden Beschluß zusammen:

„Die Vorbildung, welche unsere Zuhörer aus dem heutigen Gymnasium mitbringen, ist wenig geeignet, um als Grundlage für das Studium der Naturwissenschaft und Medizin zu dienen."

Die Freunde des Gymnasiums sprachen sich unter Leitung Wilhelm Wundts dahin aus, daß sie „in jeder Unterrichtsreform, welche die Grundzüge des Lehrplans unserer humanistischen Gymnasien, insbesondere die Beschäftigung mit griechischer Sprache und Literatur, beseitigen oder wesentlich beeinträchtigen würde, nur eine schwere Gefährdung der Güter unserer nationalen Bildung erblicken könnten."

Thiersch schloß sich der letzteren Partei an. Nach seinem eigenen Bildungsgang konnte ihm dies nicht schwer fallen. Er übersah nicht die Schwächen der rein formalen Geistesbildung, aber mit dieser Frage hatte er sich bereits in seiner Erlanger Rektoratsrede („Über Lehren und Lernen 1861") auseinandergesetzt. Seine Bemerkungen hierüber sind auch heute noch von Wert:

„Warum es aber gerade die alten Sprachen sind, an denen diese formale Geistesbildung gewonnen wird, dieß rührt daher, weil die Unterrichtsmethode, welche diesen Sprachen gewidmet ist, durch fortgesetzte Bemühungen des menschlichen Scharfsinnes, welche auf Jahrhunderte zurückreichen, eine bewundernswerte Vollkommenheit erreicht hat, eine Vollkommenheit, der es zu verdanken ist, daß auch Lehrer mit mäßiger Begabung Bedeutendes zu leisten im Stande sind.

Aber auch solche, welche bereit sind, den Wert des sprachlichen Unterrichtes, wie er in unsern Gymnasien geübt wird, anzuerkennen, nehmen nicht selten Anstoß daran, daß der Gymnasialunterricht jene Wissenschaften, welche auf sinnlicher Erfahrung beruhen, außer Acht lasse. Der hierauf gegründete Tadel wird nicht ohne einen Anschein von Wahrheit erhoben, denn die Lücke, die er betont, besteht in Wahrheit. Weder Sprachen noch Mathematik sind im Stande, die Beobachtungsgabe, welche wir im Zustande kindlicher Unvollkommenheit kennen gelernt haben, auszubilden, und wird diesem Mangel nicht nachträglich noch abgeholfen, so erzeugt er den merkwürdigen Umstand, daß Männer von hoher intellektueller und ethischer Bildung gegenüber den Erscheinungen der sinnlichen Erfahrung die Leichtfertigkeit oder Hülflosigkeit eines Kindes an den Tag legen.

In der That, da mit Aussicht auf Erfolg eine sinnliche Erfahrung nur dann dem Denkprozeß unterworfen wird, wenn diese Erfahrung durch eine methodische und erschöpfende Beobachtung zu dem Abdruck von photographischer Treue in dem Geist des Beobachters gelangt, und da eine solche treue Reproduktion nur Sache eines methodisch geübten Beobachters ist, so kann es nicht anders sein, als daß die

fehlerhafte Beobachtung des Ungeübten trotz aller Schärfe des Denkvermögens zu den gröbsten Verstößen führt.

Soll man nun diese tatsächliche Lücke des Gymnasialunterrichtes durch Einführung von naturwissenschaftlichen Fächern in denselben ausfüllen? Ich glaube nein und kann auch bei diesem Ausspruch mich auf die Erfahrung bedeutender Naturforscher stützen.

Besser keine Chemie als ein wenig Chemie, besser keine Physik als ein wenig Physik, mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die Naturerscheinungen dem Knaben zwar eine angenehme Unterhaltung gewähren, daß aber der tiefere causale Zusammenhang für ihn ohne Interesse sei. So komme es, daß er den Reiz der Erscheinung, den Reiz des Experimentes, welcher dem späteren wissenschaftlichen Unterricht so sehr zu Statten kommt, vorweg nimmt, um damit häufig den Sinn für die wissenschaftliche Seite der Erscheinung ganz einzubüßen.

Dagegen halte ich es allerdings für zweckmäßig, das Beobachtungsvermögen des Knaben durch Unterricht in deskriptiven Teilen der Naturwissenschaften auszubilden und vorzubereiten. Aber aus inneren und äußeren Gründen bin ich der Meinung, daß dieß nicht Aufgabe unserer gelehrten Schulen ist.

Dagegen ist mit dem Übergang auf die Universität für den nun gereiften Verstand reiche Gelegenheit gegeben, sich mit den Schwierigkeiten und Bedingungen einer treuen Naturbeobachtung bekannt zu machen, sich zu überzeugen, daß nur vollständige und methodische Beobachtungen irgend einen Wert besitzen, und die gleichzeitig hier zu gewinnende Einsicht in den gesetzmäßigen Ablauf der Naturerscheinungen wird eine ergiebige Quelle des Aberglaubens zum Versiegen bringen."

Thiersch pflegte gern den Ausspruch Liebigs anzuführen, der, obwohl bemüht, der Naturwissenschaft neben den geistigen Fächern einen ebenbürtigen Platz zu sichern, doch der Schulung, welche das humanistische Gymnasium verleiht, seine Anerkennung nicht versagt hat. Liebig schreibt:

„Ich habe häufig gefunden, daß Studirende, die von guten Gymnasien kommen, sehr bald die von Gewerbe- und Polytechnischen Schulen auch in den Naturwissenschaften weit hinter sich zurücklassen, selbst wenn die Letzteren anfänglich im Wissen gegen die Anderen wie Riesen gegen Zwerge waren."

Thiersch würde wohl auch gegenüber der heute durchgeführten teilweisen Reform des humanistischen Gymnasiums mit ihren Zugeständnissen an den naturwissenschaftlichen Unterricht seinen Standpunkt beibehalten haben. Die dort erworbene allgemeine Bildung und Schulung des Denkens befähigt nach seiner Meinung den Schüler sich später leichter in ihm fremden Wissensgebieten zurecht zu finden und zu den Tagesfragen Stellung zu nehmen. Sie erzieht zur Ob-

jektivität und Toleranz. Fremde Meinung wird geachtet, ohne Vorurteil nach ihrem Wert geprüft und gewürdigt.

An Plänen, das Studium der Medizin zu reformieren, hat es während des Lebensganges Thierschs nicht gefehlt, und er selbst hat in Erlangen sowohl wie in Leipzig tätigen Anteil an ihnen genommen. In Leipzig ging er eine Zeitlang auch dem Gedanken nach, die Prüfungen ganz aufzuheben, da sie keinen genügenden Schutz gegen unfähige Kandidaten böten. Er begegnete sich in diesem Bestreben mit Ludwig. Aber beiden fehlte es an Muße, diese schwierige Frage weiter zu verfolgen.

Thiersch war nicht wie Volkmann oder Nußbaum ein glänzender, die Zuhörer fortreißender Lehrer. Sein Vortrag war überlegt, methodisch, gründlich und fußte auf Vorkenntnissen, die der Student gewöhnlich nicht mitbrachte. Der Reichtum an seltenen Krankheitsfällen und großen operativen Aufgaben machte seine Klinik mit der Zeit, wie Thiersch sich selbst ausdrückte, mehr zu einer „Lehrstätte für Professoren" als für Studenten. Diese hatten deshalb nur dann Vorteil, wenn sie bereits an anderen chirurgischen Kliniken vorgebildet waren. Treffend sind hierüber die Bemerkungen der Assistenten Garten und Landerer:

„Bei der Abhaltung seiner Klinik ging er von großen Gesichtspunkten aus. Er wollte seinen Hörern ein allgemeines Verständniß für die Chirurgie verschaffen. Sie sollten die Diagnose, die Indikationen, den Verlauf sowie Prognose auch für die schwierigeren und selteneren chirurgischen Fälle in der Klinik an der Hand eines überaus reichen und interessanten Materials beurteilen lernen, während er so-zu-sagen das alltägliche Brod der kleinen Chirurgie, die Behandlung von Panaritien, Abscessen, kleineren Wunden u. s. w. mit Vorliebe den in seinem Auftrag abgehaltenen vorbereitenden Kursen überließ. In diesen sollten sich die Studenten zunächst die Grundbegriffe der Chirurgie aneignen. Dann konnten sie mit Verständniß und Nutzen in seiner Klinik den Demonstrationen und Vorträgen folgen. Für sie, nicht für Anfänger hielt Thiersch seine Klinik. Daher waren es fast immer auch die jüngsten Semester, welche den Mut hatten, in dieser Klinik mit den denkbar geringsten Vorkenntnissen als Praktikanten aufzutreten, die seine vernichtende, aber stets humorvolle Kritik traf." (Garten.)

„Die klinischen Anfänger kamen aus den genannten Gründen nicht immer auf ihre Kosten, was dazu beigetragen haben mag, daß die Leistungen von Thiersch als Lehrer nicht immer die richtige Anerkennung gefunden haben. Die Anfänger gehören eben, wie erwähnt, an großen Universitäten in propädeutische Kliniken. Die Fortgeschrittenen, die schon selbständig zu sehen und zu hören gelernt hatten, fanden in seiner Klinik eine um so größere Fülle des Sehens- und Hörenswerten. Von seinen Vorlesungen über spezielle Chirurgie waren u. a. die über Krankheiten der männlichen Harn- und Geschlechtswerkzeuge so vollendet, daß dieselben ohne jegliche Veränderung ein vortreffliches Lehrbuch abgegeben hätten.

In seinen klinischen Vorträgen und im Verkehr mit seinen Assistenten zeigte sich als eine der hervorragendsten Eigenschaften Thierschs seine große Wahrheitsliebe. Thiersch gehörte nicht zu den Chirurgen, die bei der Operation oder Autopsie stets das finden, „was sie erwartet hatten". Ohne sich selbst im geringsten zu schonen gestand er jeden Irrtum ein, legte dar, wie er zu der unrichtigen Auffassung gekommen war und zeigte, wie man hätte anders verfahren sollen. In der Schonungslosigkeit der Kritik gegen sich selbst ging er — besonders in seinen klinischen Besprechungen — oft eher zu weit. Um so mehr als er trotz des enormen Umfanges seiner Tätigkeit selbst im Laufe der Jahre keineswegs gegen die psychischen Erregungen, die die Tätigkeit der praktischen Chirurgie mit sich bringt, abgestumpft worden war. Nahm einmal eine große Operation wider sein Erwarten und seine Vorhersage einen ungünstigen Ausgang, so brauchte er oft Tage, selbst Wochen, bis er sich innerlich damit abgefunden hatte. Mit scharfer Selbstkritik suchte er sich dann klar darüber zu werden, ob er sich nicht doch irgendeinen Fehler oder Unterlassung vorzuwerfen habe.

Wie Thiersch gegen sich selbst ein unerbittlicher Kritiker war, so übte er auch gegen andere eine strenge Kritik, besonders wo ihm voreilige Schlüsse auf Grund ungenügender Beobachtungen begegneten. Diese Neigung zur Kritik, unterstützt von einer stets den Nagel auf den Kopf treffenden Logik, mag auch die Ursache sein, daß Thiersch nicht in dem Maaße Schule gemacht hat wie es sich nach seiner eigenen systematischen Durchbildung, der Fülle seiner Kennt-

nisse und Ideen hätte erwarten lassen. Er war für unreife und halbfertige Entwürfe ganz unzugänglich. Wenn er so den meisten hastigen Erzeugnissen der Gegenwart gegenüber sich sehr skeptisch verhielt, gegen wirkliches Verdienst verschloß er sich nicht." (Landerer.)

Seine Assistenten unterstützte Thiersch bei ihren Versuchen wissenschaftliche Arbeiten auszuführen, in jeder Beziehung mit Rat und Tat. Wenn er auch nicht wie Langenbeck Gründer einer wissenschaftlichen Schule geworden ist, so hat doch die große Zahl seiner Assistenten, die später als Hochschullehrer und als Leiter größerer Krankenhäuser tätig waren — wir nennen nur Namen wie Buckhardt in Stuttgart, B. Credé in Dresden, Friedrich in Königsberg, Helferich, Landerer, Karg — seine Operationsmethoden und Ideen weiter getragen und befruchtend auf ihre Schüler gewirkt. Nicht minder hat die Ausbildung vieler Militärärzte an der Leipziger Klinik einen zuverlässigen Stamm tüchtiger Chirurgen geschaffen. Der Rahmen dieses Buches verbietet es näher hierauf einzugehen.

Unter den medizinischen wissenschaftlichen Fachvereinigungen hat in den siebziger und achtziger Jahren wohl keine die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr auf sich gelenkt als die alljährlich in Berlin sich versammelnde Deutsche Gesellschaft für Chirurgie. 1873 gegründet, umfaßte sie alle führenden Chirurgen Deutschlands. Es war eine stattliche Zahl. Die große Zeit der modernen Chirurgie brachte große Männer hervor und alle verehrten in Langenbeck ihren Führer und Meister. Thiersch war bei der Gründung wegen Krankheit nicht zugegen gewesen, aber bald wählte man ihn in den Vorstand und er ist dessen Mitglied dauernd geblieben. Keine wichtige Angelegenheit wurde ohne seinen Rat zu Ende geführt. Er fühlte sich dort sehr wohl, zumal er in Berlin auch seine alten Freunde Billroth, Esmarch, Nußbaum und andere wiedersah. Gern erzählte er von den intimen Essen, die Langenbeck vor Beginn jeden Kongresses einem erwählten Kreis von Fachgenossen zu geben pflegte. Von der Aussprache mit den Kollegen kam er immer angeregt nach Leipzig zurück, wo es ihm nach dem Getriebe der Weltstadt wie „auf dem Dorfe" vorkam.

Die Chirurgenkongresse waren der Ort, wo Thiersch gern die ausgereiften Früchte seiner Studien vorführte, neue Operations-

methoden, Vorstellung von Rhinoplastiken, Transplantationen usw. Seine Persönlichkeit wurde auf den Kongressen hoch bewertet.

„Die Popularität, die er nicht suchte, fiel ihm hier wie überall, wenn er sich aktiv beteiligte, zu infolge seines imponierenden Wesens, seiner witzigen Schlagfertigkeit, seines Gedankenreichtums, mit der er jeder Frage und jedem Gegenstand eine höhere, allgemeinere Seite des Interesses abzugewinnen verstand. Der eigentümliche Gegensatz seiner Erscheinung, indem er bald als ein unbeteiligter, gelangweilter Zuhörer erschien, bald das ganze Auditorium durch den Ernst seiner Kritik oder den Scherz seiner Rede mit fortriß, seine Unparteilichkeit, indem er keiner Clique oder Gruppe angehörte und jedem Vortragenden, der es ernst meinte, ein freundliches Gehör schenkte, seine imponirende, frühzeitig schon ehrwürdige Erscheinung, die ihm den Namen ‚Vater Thiersch' eintrug — alles wirkte zusammen, und machte ihn zu einem der populärsten Mitglieder des Chirurgencongresses. Er wurde vermißt, wenn er nicht da war. Seine Toaste bei dem gemeinschaftlichen Mittagsmahl waren berühmt und fast stets die Quelle brausender Beifallsstürme und heiterster Stimmung." (Helferich.)

„Thiersch war einer der wirkungsvollsten Redner. Was er leisten konnte, das pflegte er auf dem Chirurgenkongreß zu zeigen. . . Seine Vorträge waren in der Form vollendet, dabei frei von unnötigen Phrasen und frei von oratorischer Mache. Nie verlor er sich in inhaltloser Breite. Wie Wenige verstand er es, die Hauptpunkte klar und sicher herauszuheben. Daß er es liebte, seine Ansicht in kurzen, aber scharf zugespitzten Sätzen zusammenzufassen, ist bekannt. .. . . Nicht zum Mindesten wurde die Wirkung seines Redens gehoben dadurch, daß er, wie selten einer, zu schweigen verstand. . . . So ist es nicht zu verwundern, daß er einer der beliebtesten Redner, eine der populärsten Figuren des Chirurgenkongresses war. Wenn Thiersch würdevoll nach der Rednerbühne schritt, so entstand sofort die tiefste Stille. Wußte doch jeder, daß, was Thiersch vorzubringen hatte, nach Form und Inhalt gleich vorzüglich war, daß er nie wegen einer Kleinigkeit zum Worte griff." (Landerer.)

Thiersch war keine streitbare Natur und hat deswegen auch wenige Gegner gehabt. In schwebenden Fragen hielt er mit seinem Urteil zurück. Anders Richard Volkmann. Agressiv, immer kampfbereit, die Worte nicht wägend, kreuzte er mit vielen Chirurgen die

Waffen, gelegentlich auch mit Thiersch. Selten hat es wohl zwei ungleichere Kämpfer gegeben. Auch den Studenten, die oft von Halle nach Leipzig kamen, fiel der Gegensatz auf. „In Volkmanns Klinik gehts zu wie auf dem Theater, in Thierschs Klinik wie in der Kirche" pflegten sie zu sagen. Ihre verschiedenen Naturen führten beide Männer auseinander, aber in den siebziger Jahren gab es eine Periode der freundschaftlichen Annäherung. Beide Chirurgen schätzten sich, Thiersch würdigte die Fülle neuer Gedanken bei Volkmann und prüfte sorgfältig alles Neue, was aus Halle kam, um das Brauchbare sofort in seinem Hospital einzuführen. Auch persönliche Beziehungen knüpften sich an. So besuchten sie sich in ihren Kliniken. Als Thiersch die Patenschaft bei einem Volkmannschen Kind angenommen und diesem gelegentlich ein kleines Geschenk mit einem hübschen Vers gestiftet, schreibt Volkmann gerührt:

„Ich nehme Ihre große Freundlichkeit für das Mädchen auch als ein gutes Augurium für mich. Mancherlei Verstimmungen haben wohl zwischen uns bestanden, aber ich glaube, daß sie überwunden sind, wenigstens kann ich es von mir aus aufrichtigem Herzen versichern. Wir Beide sind ja wohl recht verschiedene Naturen und Charaktere, aber in einem Punkte haben wir doch vielleicht die gleiche Ähnlichkeit, nämlich darin, daß unsere Fehler oder wenigsten Schwierigkeiten für andere Leute sehr auf der Oberfläche liegen, und ich möchte fast sagen, daß wir Beide sie uns gegenseitig auf dem Präsentirteller offerirt haben. Sie werden aber, so Gott will, bei weiterer Bekanntschaft bei mir nichts Schlimmeres weiter finden als das, was Sie bei der ersten Begegnung sofort übersahen, und ich selbst habe mich längst von dem Gleichen bei Ihnen überzeugt."

Hypnotismus und Spiritismus.

Hansen. Experimente in der Klinik. Slade. Zöllner. Eglinton.

Die Hypnose gehört heute zum Rüstzeug des Nervenarztes, der sie benützt, um gewisse nervöse Leiden zu heilen. Der Student der Medizin lernt sie in der psychiatrischen Klinik kennen und wenn er auch später in der Praxis selten Gelegenheit hat sie anzuwenden, so ist er doch über ihr Wesen und Handhabung unterrichtet. Er weiß, daß so mancher Zeitungsbericht über wunderbare „magnetische Kuren" auf einfache hypnotische oder damit in Zusammenhang stehende Suggestionswirkung zurückzuführen ist.

Anders vor 40 Jahren. Eine wissenschaftliche Untersuchung der geheimnisvollen Vorgänge bei der Hypnose gab es noch nicht. Der Begriff der Hypnose war überhaupt neu und was man damals so nannte, führte man gern auf eine geheimnisvolle, unbekannte Kraft zurück, wenn man sie nicht überhaupt für Schwindel erklärte. Das Verdienst, die Hypnose der wissenschaftlichen Prüfung zugeführt oder doch die Anregung dazu gegeben zu haben, gebührt, wie wenig bekannt, Thiersch. Im einzelnen können wir an dieser Stelle nicht auf die interessante Diskussion eingehen, die in medizinischen Kreisen hierüber ausgelöst wurde.

Der Anteil, den Thiersch dabei hatte, wird am besten beleuchtet durch einen Bericht damaliger Zeit, den mir ein Assistent Thierschs, R. Koerner (jetzt Generaloberarzt a. D.) freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Er schreibt:

„Im Winter 1878 kam der Däne Hansen nach Leipzig und erregte durch seine „magnetischen Experimente" ungeheures Aufsehen. Allabendlich war der große Saal der Zentralhalle zum Brechen voll, und auch ich, der ich damals als junger Militärarzt zur Klinik von Thiersch nach Leipzig befehligt war, wurde von guten Freunden veranlaßt, mir die ganz unerklärlichen Vorführungen anzusehen. Als

Arzt sollte ich auch mein Urteil mit abgeben, ob hier Betrug vorliege; einer meiner Bekannten beabsichtigte sich Hansen als Medium zur Verfügung zu stellen.

Am nächsten Morgen vor Beginn der Klinik erzählte ich, noch ganz erregt über das Gesehene, einige Einzelheiten den Collegen, fand aber fast nur Lächeln über meine Leichtgläubigkeit. Nach der Klinik ließ uns der Geheimrat, dem meine Neuigkeiten mitgeteilt worden waren, zu sich kommen und ich mußte eingehend über meine Beobachtungen berichten, wobei er in seiner bekannten Ruhe einige Zwischenfragen stellte. Am Schlusse führte er, der das Lächeln wohl bemerkt hatte, ungefähr Folgendes aus: ein Lächeln sei hier nicht angebracht, vielmehr möchte er die Herrn bitten sich ebenfalls Hansens Vorführungen anzusehen und ihm hierüber zu berichten. Mit Wahrscheinlichkeit seien die magnetischen Experimente identisch mit dem alten „Mesmerismus" und das Wort Mesmerismus wiederholend fügte er zur Aufklärung noch hinzu, daß ein deutscher Arzt Mesmer Ende des 18. Jahrhunderts in Wien und Paris großes Aufsehen mit seinen ‚magnetischen Heilkuren' gemacht habe. In Paris habe eine von der Regierung niedergesetzte Kommission diese für Schwindel erklärt. Die Richtigkeit dieses Urteils sei ihm immer etwas zweifelhaft geblieben.

Wir staunten wieder einmal über das überlegene Wissen unseres Meisters und über die Sachlichkeit, mit der er auch dieser neuen Frage nachging, denn jetzt ließ er nicht locker, bis er selbst Hansen gesprochen und näher kennen gelernt hatte.

Hansen besuchte uns oft in der Klinik und ich erinnere mich dieses hageren, langen und blassen Menschen mit schwarzen, krausen Vollbart und großen stechenden Augen recht genau. Er war ein einfacher, bescheidener Mann vom Lande aus einem Dorfe Nordschleswigs. Über seinen Werdegang erzählte er uns ganz offen, wie er als 15 jähriger Junge durch Zufall seine „magnetischen Kräfte" entdeckt habe. In einem benachbarten deutschen Gutshofe habe ein kleines Mädchen, mit dem er viel gespielt habe, oft an heftigem Kopfweh gelitten. Von den Eltern herbeigeholt, sei es ihm stets gelungen durch Auflegen seiner Hände auf die schmerzende Stirn und durch eifriges Zureden das Kind einzuschläfern und von seinen Schmerzen zu befreien. Hierdurch sei er im Dorfe und bald auch im ganzen

benachbarten Kreise als magnetischer Heilkünstler bekannt geworden. Auf die hierbei gemachten Erfahrungen habe er allmälich seine jetzigen Experimente aufgebaut. Nach seiner Ansicht besitze jeder Mensch diese magnetische Kraft, nur müsse er bei Ausübung derselben die hierzu gehörige Willenskraft betätigen.

Es fanden damals, zunächst durch Thiersch veranlaßt, zahlreiche Privatsitzungen der Leipziger Gelehrten und Kaufmannswelt statt, die Hochinteressantes boten, zumal hierbei von vornherein jeder Zweifel ausgeschlossen werden konnte, da die von Hansen gebrauchten Medien den Zuschauern recht gut bekannt waren. Ich möchte von einer Privatsitzung in der chirurgischen Klinik, bei welcher nur Ärzte und ältere Medicinstudirende (Famuli und Protokollanten) zugegen waren, berichten. Hansen beabsichtigte eine Kranke in so tiefen Schlaf zu versetzen, daß Thiersch im Stande sein würde, einen kleinen chirurgischen Eingriff schmerzlos auszuführen. Die Kranke, ein etwa 25 j. Mädchen, litt an einer Knochenhautentzündung am Fuße und war von der beabsichtigten Operation in Kenntniß gesetzt. Hierdurch anscheinend erregt nahm schon das Einschläfern längere Zeit in Anspruch und als endlich Hansen das Zeichen zum Beginn der Operation gab, erwachte das Mädchen bei der geringsten Berührung des kranken Fußes. Nach mehrmaligen Wiederholungen der Einschläferung versagte Hansen, auch körperlich ganz erschöpft, vollständig. Die Operation wurde in Choroformnarkose ausgeführt.

Hansen, über den Mißerfolg sehr verstimmt, hatte sich in der Zwischenzeit wieder erholt. Er wollte anscheinend gerade diese rein medizinische Sitzung mit einem Erfolg abschließen, weshalb er Thiersch um die Erlaubnis bat, sich einen Mediziner aus dem Kreise der Anwesenden wählen zu dürfen. Thiersch holte sich unser Einverständniß und gewährte diese Bitte. Jetzt trat große Stille im Saale ein, Hansen schaute sich kurze Zeit um, sein Blick blieb auf dem Kandidat der Medizin Hermann, Sohn eines hohen Leipziger Justizbeamten und uns Ärzten durch sein freundliches und gefälliges Wesen sehr gut bekannt, haften. H. hatte sich auf einem Eckwaschtische des Operationssaales bequem hingesetzt und suchte verlegen lächelnd den stechenden Augen Hansens auszuweichen. Aber Hansen wußte seinen Blick weiterhin festzuhalten und bat ihn höflich zu ihm heranzutreten. H. zögerte. Jetzt erhob Hansen seine Arme und streckte sie mit

krallenartig gespreizten Händen nach ihm aus, zog sie langsam wieder an sich heran und diese Manipulationen wiederholend rief er ihm zu: „Sie fühlen deutlich die Kraft, mit der ich Sie zu mir heranziehe! Sie sind nicht im Stande Widerstand zu leisten, Sie müssen diesem Zuge folgen, kommen Sie zu mir heran." Und wirklich, H. stieg blassen, ängstlichen Gesichts, Hansen anstarrend, scheinbar sich gegen eine fremde Gewalt wehrend von seinem Sitz herab und ging auf Hansen zu. Dort angekommen befahl ihm Hansen nieder zu knieen und es folgten jetzt die staunenswertesten Experimente in Wach- und Schlaf-Suggestion, so daß wir Zuschauer wohl sämtlich am Ende derselben wie betäubt aufatmeten.

Thiersch bat Hansen ihm nach seinem Zimmer zu folgen, wir Assistenten und noch einige Zuschauer folgten ebenfalls. Dann nahm Thiersch an seinem Schreibtisch Platz, Hansen blieb mit uns an der Rückenseite desselben stehen. Die übrigen waren zumeist in dem kleinen Zimmer unmittelbar vor dem Geheimratszimmer zurückgeblieben, wo es ziemlich laut herging, denn die Aufregung war noch allgemein. Die Tür zwischen den beiden Zimmern war offen geblieben. Thiersch sprach einige Dankesworte an Hansen, letzterer hob bei seiner Erwiderung besonders den Unterschied der beiden heutigen Medien hervor.

Ganz plötzlich aber tauchte Hansen zu unserer großen Verwunderung seinen linken Zeigefinger in das vor ihm stehende Tintenfaß, betupfte seine Zunge, drehte sich nach der Vorzimmertür um, wo jetzt H. den Rücken uns zugekehrt, mit Bekannten halblaut plaudernd stand. Hansen hatte wahrscheinlich seine Stimme gehört. Schnell trat er einen kleinen Schritt zurück, legte seine Hand fest auf H.'s Rücken und fragte laut: „schmecken Sie etwas?" H., wohl erschrocken über den erneuten Angriff, blieb sprachlos. Schnell wiederholte Hansen das Eintauchen des Fingers und das Betupfen der Zunge mit Tinte, schlug ziemlich heftig auf die Schulter H.'s und rief befehlenden Tones: „Sie schmecken jetzt etwas, nicht wahr?" — Hierauf rief H., der sich während des ganzen Vorgangs nicht von der Stelle gerührt hatte — auch war er inzwischen ganz ruhig geworden: „Pfui Teufel, das ist ja Tinte!" und spuckte in das Zimmer.

Die Verwunderung hierüber wurde jetzt laut: Was ist mit H.? Warum schmeckt H. Tinte? Wir beeilten uns H. und alle übrigen Zu-

schauer über Hansens Vorbereitungen zu seinem Experiment aufzuklären. Großes Erstaunen! Eine Geschmacksübertragung im Wachzustande! Unmöglich! Fragen um H. Letzterer sah blaß aus, war verärgert und konnte sich über den ekelerregenden Tintengeschmack nicht beruhigen, was freilich zumeist die Heiterkeit der Anwesenden erregte. — Jedenfalls gingen wir jetzt um vieles froher auseinander als kurz vorher aus dem Operationssaale.

An dieser Stelle möchte ich hervorheben, daß H. von Hansens Vorbereitungen, dem Eintauchen des Zeigefingers in das hinter dem Schreibtischaufsatz stehende Tintenfaß und das Benetzen seiner Zunge mit Tinte nichts sehen konnte. Diese Manipulationen konnten außer dem am Schreibtisch sitzenden Geheimrat nur wir an der Rückseite desselben neben Hansen stehende Ärzte einsehen. Ferner hat Hansen bei seinem Anruf das Wort „Tinte" nicht gebraucht, er rief nur: „schmecken Sie etwas?" und später: „jetzt schmecken Sie etwas?" — Wie ich schon oben erwähnt habe, konnten die um H. Stehenden sich das Ausspucken und die Worte, daß er Tinte schmecke, gar nicht erklären. Unsere Aufklärung versetzte sie in große Verwunderung. Handelte es sich doch um eine Geschmacksübertragung, ohne daß dem Medium die Art des Geschmackes durch gesprochene Worte suggerirt worden war.

Die Geschichte hatte noch einen heiteren Ausgang, den ich nicht verschweigen möchte. Am selben Abend ging ich mit meinem Freunde Graefe, damaligen 3. Assistenten, auf einen frischen Trunk nach dem Thüringer Hof, wo wir H. allein, aber ganz vergnügt beim Schoppen „Echten" fanden. Auf unsere Frage nach seinem Befinden erwiderte er: „Ausgezeichnet, nur bringe ich den Tintengeschmack nicht von der Zunge. Alle meine Versuche ihn wegzuspülen waren bis jetzt vergeblich." — Lachend wünschten wir ihm baldigen Erfolg.

Am nächsten Morgen erzählten wir unserm Geheimrate von unserm Zusammentreffen mit dem wieder vergnügten Medium H. und dessen eifrigen, aber vergeblichen Bemühen den Tintengeschmack von der Zunge wegzuspülen. Unser sonst so ernsthafter Geheimrat lachte ebenfalls herzlich."

Ich kann die Darstellung Koerners nur bestätigen, denn ich habe selbst damals die Experimente Hansens in verschiedenen Privatvorstellungen angestaunt. Er versetzte die Versuchsperson gewöhnlich

durch Anstarren eines glänzenden Gegenstandes in Schlaf. Hatte er eine besonders empfängliche Person vor sich, so flößte er ihr die merkwürdigsten Sinnestäuschungen ein. Eine bittere Medizin verwandelte sich durch seinen Zuspruch in eine süße, was sich durch ein entsprechendes Mienenspiel kundgab. Andere glaubten sich in ein nordisches Klima versetzt, fingen an zu frösteln und zogen ihre Kleidungsstücke fester an sich. Auf den Zuruf „es brennt" fühlten sie sich in der Nähe einer Feuerstätte und suchten sich in Sicherheit zu bringen. Hansen strich den Körper und machte ihn unbeweglich. Ich erinnere mich, daß er eine solche Person mit dem Kopf auf einen Stuhl und mit den Fersen auf einen andern legte. Dazwischen gab es keine Unterstützung. Der Körper war vollkommen steif und die Muskelstarre so bedeutend, daß eine zweite Person sich auf ihn setzen konnte, ohne ihn merklich aus seiner Lage zu bringen. Auch gelang es Hansen die Haut unempfindlich zu machen. Der Hypnotisierte fühlte keinen Unterschied mehr zwischen kalt und warm und war auch gegen beliebigen Schmerz durch Brennen oder Stechen gefühllos geworden. Gerade diese letztere Wirkung suchte Thiersch für die chirurgische Praxis zu verwerten, leider, wie wir sahen, ohne Erfolg. Er hätte gern einen Ersatz für Chloroform gehabt und würde in dem neuen Narkotikum, das keine üble Nebenwirkung befürchten ließ, einen wesentlichen Fortschritt begrüßt haben.

Hansens Experimente erregten in den wissenschaftlichen medizinischen Kreisen das größte Aufsehen. Im physiologischen Institut und in der medizinischen Klinik wurden die Versuche nachgeprüft, dort besonders durch Adolf Strümpell, dem nachmaligen Leiter der Klinik. Man experimentierte auch ohne Hansen und allmählich bildete sich eine feste Meinung. Von einer magnetischen oder sonst dem Hypnotiseur eigentümlichen Kraft kam man ab und schied auch sonstige außerhalb des Menschen liegende übernatürliche Kräfte aus. Die meisten Erscheinungen führte man auf einfache Willensübertragungen zurück, etwa wie die Heilung einer hysterischen Lähmung. Die Aufmerksamkeit der Untersucher wendete sich dem persönlichen Einfluß zu, den ein Mensch auf den andern ausübt. Der Einfluß der Eltern auf die Kinder, der Lehrer auf den Schüler, wurde unter dem Gesichtswinkel der Suggestion einer Prüfung unterzogen, man erinnerte sich gewisser Massensuggestionen, wie sie sich z. B. in der Zeit der Kreuz-

züge abspielten. Die unwiderstehliche Einwirkung eines Menschen auf andere erfuhr eine neue Beleuchtung.

Wenn somit die meisten Vorgänge bei der Hypnose durch Willensübertragung ihre Erklärung fanden, so reichte diese doch nicht für alles aus, z. B. nicht für die Übertragung des Tintengeschmackes. Nur eine Übertragung der Gedanken konnte hierbei in Frage kommen. Für diese aber gibt es auch heute noch keine „natürliche" Erklärung.

Ungefähr um die gleiche Zeit wie der Hypnotismus hielt der Spiritismus seinen Einzug in Deutschland. Ich gehe auf seine Geschichte nicht weiter ein und setze sie als bekannt voraus. Der Spiritismus stellte weit größere Anforderungen an die Gläubigkeit des Publikums als der Hypnotismus, denn er gab vor, die Welt der Abgeschiedenen mit uns in Verbindung zu bringen. Das Hereinragen der Geisterwelt in die der Lebenden sollte deutlich gemacht und ein Meinungsaustausch zwischen längst Verstorbenen und Lebenden herbeigeführt werden. Wissenschaftlich gestützte Tatsachen hatte der von Amerika importierte Spiritismus allerdings für seine Lehre nicht beibringen können trotz der Zeugnisse einiger namhafter englischer Naturforscher. Als daher Ende der siebziger Jahre ein Amerikaner namens Slade in Berlin auftrat und für 10 Mark Sitzungen abhielt, in denen er die Geister Verstorbener klopfen und auf Schiefertafeln banale Redensarten schreiben ließ, hatte er zwar Zulauf von Gläubigen und Neugierigen, aber sein Stern wäre ebenso schnell verblaßt als er aufgestiegen, wenn ihn nicht Professor Zöllner nach Leipzig berufen hätte.

Friedrich Zöllner, Professor der Astrophysik an der Universität, ein Gelehrter von Weltruf und ausgezeichneter Experimentator, unermüdlich im Ausdenken von Hypothesen zur Deutung der Welträtsel, hatte die Theorie der 4. Dimension ersonnen, mit deren Hilfe er viele rätselhafte Phänomene erklären zu können glaubte. Von Slade hoffte er untrügliche Beweise für seine Theorie zu erhalten. Er experimentierte mit ihm in einer Weise, die nach seiner Meinung jede Täuschung ausschloß und einmal Vertrauen zu Slade gefaßt, stellte er ihm immer schwerere Aufgaben, die dieser zwar nicht auf der Stelle, aber doch nach und nach löste. Von den vielerlei Versuchen, die Zöllner später in dickleibigen Bänden veröffentlicht hat,

führe ich nur folgende an: Slade gelingt es, in einem Bindfaden, dessen Enden geschlossen waren, durch seine Geister vier Knoten zu knüpfen. Seine Hände waren den Anwesenden während dieses Experimentes sichtbar. (Das hübsche Kunststück wurde später von Dr. Christiani, Assistent am physiologischen Institut in Berlin, nachgemacht.) Die Geister zerreißen Ofenschirme, rücken ein Bett von der Wand ab, werfen geschlossene Messer in die Luft und lassen sie geöffnet wieder herabfallen, bringen Glocken, die unberührt unter dem Tisch standen, zum Ertönen, lassen Holz und Kohle von der Decke des Zimmers herabfallen. Anfangs im verdunkelten Zimmer vollführt, gelingen die Versuche später auch bei Tageslicht. Unter den Tisch gehaltene Schiefertafeln werden beschrieben, wobei Slades Hände stets den Beobachtern sichtbar bleiben usw.

Zöllner kam während dieser Zeit oft zu Thiersch, um ihn für seine Experimente und für die 4. Dimension zu interessieren. Wirklich wohnte auch Thiersch, wohl zusammen mit Fechner und Wilhelm Weber, einer oder mehreren Sitzungen bei. Indessen befremdete ihn dabei Verschiedenes so stark, daß er die Zaubereien Slades nur als Taschenspielerkunststückchen werten konnte. So zeigte z. B. Slade Fußabdrücke von Geistern auf berußtem Papier vor. Thiersch erkannte aus den Abdrücken die deutlichen Spuren baumwollner Strümpfe. Er ging schließlich mit Zöllner eine Wette ein, Slade würde eine von ihm gestellte Aufgabe nicht lösen können. Zu dem Zweck nahm er zwei Schiefertafeln, legte sie mit den Schreibflächen aufeinander und verband sie mit bedruckten Papierstreifen, Siegeln und Schnüren so kunstvoll, daß ihm eine Lösung des Verschlusses nicht verborgen bleiben konnte. Die Geister hatten nun die Aufgabe, die Tafeln zu beschreiben ohne den Verschluß zu entfernen. Indessen ließen sich die „spirits“ hierauf nicht ein, obwohl die Tafeln wochenlang Slade zur Verfügung gestellt waren. Sie hatten keine Lust, sich mit dieser heiklen Sache zu befassen, sie haben es sogar, wie Zöllner Thiersch mitteilt, übel vermerkt, Gegenstand einer Wette zu sein, und diese ist leider nicht zum Austrag gekommen.

Mit der Zeit fanden die Experimente Zöllners wohl alle eine natürliche Erklärung. Sie waren in der Tat nichts anderes als die Produktionen eines sehr geschickten Taschenspielers. Slade war, wie erst nach dem Tode Zöllners bekannt wurde, früher „Kautschuk-

mann“ gewesen und konnte mit erstaunlicher Kunstfertigkeit vermittels seiner Zehen, auch wenn sie mit Strümpfen bekleidet waren, unter dem Experimentiertisch Dinge ausführen, die gewöhnliche Sterbliche nur mit den Händen fertig bringen. Wäre Zöllner bei einem Taschenspieler in die Lehre gegangen, er hätte sich und anderen manche Blamage erspart. So hat er bis zu seinem frühen Ende den Glauben an Slade nicht verloren, den er in zahlreichen polemisch gehaltenen Schriften als Märtyrer verherrlichte.

Aus der damaligen Zeit füge ich noch eine Episode an, die beweist, daß der Spiritismus auch in der guten Gesellschaft Leipzigs Eingang gefunden hatte. Es handelt sich um eine spiritistische Sitzung im Hause des Buchhändlers Oskar von Hoffmann, an der ich auch teilnahm. Meine unmittelbar nach der Sitzung vorgenommene Niederschrift lautet:

„Am 15. März 1880 wohnten mein Vater und ich einer Sitzung mit dem Medium Mr. Eglinton in der Wohnung des Herrn v. H. bei, früh 11 Uhr. Wir brachten eine Spieldose mit, ließen diese vor Beginn der Sitzung ablaufen und verschlossen sie dann. Nachdem wir allein gelassen, die Stube genau durchsucht und kein lebendes Wesen entdeckt hatten, verklebten wir im Beisein des Mr. E. und Herrn v. H. die beiden Türen mit je zwei Papierstreifen, auf die wir unsere Namen geschrieben hatten. Außerdem wurden die Türen verschlossen, die eine mit einem Riegel, die andere mit einem Schlüssel. Auf dem Tisch stand die geschlossene Spieldose, deren Schlüssel mein Vater in der Hand behielt. Auf derselben lagen zwei eiserne Ringe, eine Klingel, zwei von uns markirte Bogen Papier und ein Bleistift. Das Zimmer wurde nun vollständig verdunkelt und die Kette so geschlossen, daß mein Vater und ich zu Seiten des Mediums, Herr v. H. demselben gegenüber saß. Jede Hand berührte die des Nachbars, jeder Fuß lag dem benachbarten an. Mein Vater und ich hatten also Hände und Füße des Mediums fixirt. Jede Bewegung konnten wir so kontrolliren. Das Licht wurde nun ausgelöscht und ein Gespräch über gleichgiltige Dinge begonnen, an dem das Medium jedoch nicht Teil nahm; es fing an zu seufzen, schwer und krampfhaft zu atmen, die Hände convulsivisch an zu zucken; die Zuckungen wurden immer stärker, das Atmen kürzer und heftiger, bis es nach etwa 10 Minuten mit etwas veränderter Stimme sprach: sie wollten sich jetzt manifestiren, jeder solle seinen Willen darauf conzentriren. Gleich darauf begann es:

Zuerst fingen die Blätter an in der Luft umher zu flattern und berührten einige von uns. Dann wurde die Klingel mit Heftigkeit vom Tisch geworfen, ebenso die Ringe, indem sie hörbar an einander klapperten. Auf den Wunsch des Herrn v. H., die Spieldose spielen zu lassen, antwortete die Stimme aus dem Medium, seine Kraft reiche heute nicht, um den Schlüssel aus der Hand meines Vaters zu holen; darauf lockerte dieser seine Hand, schob den Schlüssel heraus und fühlte, wie

sich sofort ein paar Finger an die seinigen legten und den Schlüssel entführten; sogleich war auch der Kasten aufgeschlossen, man hörte mit Heftigkeit die Kurbel drehen und die Musik begann; nach einer Weile schien die Musik davon zu schweben, wir hörten sie hoch oben im Zimmer, nach kurzer Zeit kam sie wieder näher, und mit Gepolter schien der Kasten wieder auf den Tisch zu schlagen.

Von nun an wurde der Lärm immer größer, der Tisch wurde öfters etwa einen halben Meter in die Höhe gehoben und wieder nieder geschmettert, aus einem entfernten Kasten erhob sich eine Guitarre, schwebte langsam ein paarmal spielend im Kreise umher und berührte Jeden sanft am Kopf, meinen Vater etwas unsanfter. Es klopfte an Tisch und Fußboden, trippelte mit Fingerspitzen auf meinem Kopf herum, spielte Klavier auf meinem Ärmel und zupfte diesen. Dann hörte man Rücken von Möbeln. Langsam schob sich, wie mit Mühe gehoben, ein Sessel an mir in die Höhe und legte sich auf den Tisch, halb an mich; ein zweiter Sessel folgte; schließlich wurde dem Medium der Stuhl weggezogen und zu den übrigen gelegt. Dabei verloren wir nie die Verbindung der Hände.

Jetzt schien das Medium erschöpft. Das schwere Atmen, die Zuckungen hatten sich während dem fortgesetzt. Es verlangte nach Licht, und bei diesem sahen wir erst die Verwüstung. Auf dem Tisch die Lehnstühle und der Stuhl des Mediums, dazwischen die Guitarre, auf dem Boden eine schwere Bildermappe, die auf einem entfernten Gestell gestanden hatte. Das Sonderbarste aber: ein langes, schweres Sopha war an den Tisch gerückt und umgestülpt worden. Die Türen waren unberührt und verschlossen. Das Medium behauptete, während der Sitzung bewußtlos gewesen zu sein, als die Stimme aus ihm sprach, dann wieder bei Bewußtsein. Es hatte die Berührung und das Wegziehen des Stuhles empfunden. Das Ganze währte etwa eine halbe Stunde."

Eglinton wurde nicht lange darauf in München auf eigenartige Weise als Schwindler entlarvt. Einer dortigen Sitzung wohnte u. A. mein Vetter, der früh verstorbene Straßburger Zoologe Justus Carrière bei. Dieser kam auf die Idee, sog. leuchtende Schmetterlinge mit in die Sitzung zu bringen, ein damals beliebtes Spielzeug. Die Schmetterlinge bestanden aus Kalkspath, der die Eigenschaft besitzt, das Tageslicht aufzunehmen und dasselbe in der Dunkelheit wieder abzugeben. Die unmittelbare Umgebung wird dadurch ein wenig erhellt. Diese Schmetterlinge wurden unbemerkt dem Medium angeheftet, und nun konnte man Folgendes wahrnehmen. Während des ‚trance' näherte das Medium durch zuckende Bewegungen die Hände seiner Nachbarn einander, bis sie sich berührten. In diesem Augenblick löste er die seinigen aus der Kette. So frei geworden, bewegte er sich auf leisen Sohlen durch das Zimmer und vollführte seinen Hokus Pokus. Eglinton verschwand nach seiner Münchner Niederlage baldigst aus Deutschland, und sein Name wurde nicht wieder genannt.

So erlosch allmählich das Interesse an spiritistischen Experimenten. Durch üble Erfahrungen belehrt, griff man bei scheinbar unerklärbaren Vorgängen nicht wieder gleich zur Metaphysik, sondern wartete ab, bis sich, sei es durch Aufdeckung von Schwindelmanövern, sei es durch

fortschreitende Erkenntnis psychischer Vorgänge, eine natürliche Erklärung von selber ergab. Diese Vorsicht in der Beurteilung „okkulter Phänomene“ erscheint auch heute angezeigt, nachdem sich in der Gegenwart wieder Strömungen breit machen, die Geisterwelt zu ihrer Lösung mobil zu machen. Namentlich die Ärzte sollten sich hüten, in den Dienst dieser Afterwissenschaft zu treten und das gutgläubige, aber kritiklose Publikum in die Irre zu führen. Beherzigen sollte man aber auf jeden Fall das Wort Thierschs, das er am Ende der Leipziger spiritistischen Periode ausgesprochen hat: „Es kommt bei diesen Experimenten Nichts heraus. Die Wissenschaft hat keine Vorteile davon, noch werden wir innerlich irgendwie gefördert.“

Häusliches Leben.

Geselligkeit. Medizinische Glossen zu Hamlet. Musik im Hause. Professorenbälle. Ferienaufenthalt. Söhne und Töchter.

Öfters ist schon der steigenden Anforderungen gedacht worden, die in den siebziger und achtziger Jahren der Beruf an Thiersch stellte. Der Tag ging dahin in dem regelmäßigen Ablauf der Klinik, Operationen, Vorlesungen. Dazwischen Prüfungen, Sitzungen, Besprechungen aller Art. Es blieb eigentlich gar keine Zeit für andere Dinge. Und doch gingen Thierschs Interessen weit über seinen Beruf hinaus. Die Arbeiterfrage studierte er aufmerksam. Ich erinnere mich an Gespräche, die er darüber Anfang der siebziger Jahre mit dem Nationalökonomen G. Friedrich Knapp hatte, der, ein Vetter meiner Mutter, oft zu uns kam. Knapp reiste u. A. nach dem Vogtland, um daselbst den Einfluß der zunehmenden Fabrikarbeit auf die Bevölkerung zu studieren. Beide Männer tauschten ihre Beobachtungen, erörterten, wie die Ernährungsverhältnisse zu bessern seien und anderes mehr. Als Organ der Sozialdemokratie vertrat damals der „Volksstaat" in Leipzig die Interessen der Arbeiter. Thiersch hielt sich eine Zeitlang dieses Blatt, um aus erster Quelle die Forderungen der Industriearbeiter kennenzulernen, mit denen ihn sein Beruf täglich zusammenführte. Als später die soziale Gesetzgebung der arbeitenden Klasse hilfreich entgegenkam, erkannte er diese Bismarcksche Schöpfung zwar als eine große Tat an, verhehlte sich aber nicht, daß sie nur ein kleiner Schritt zur Lösung der Arbeiterfrage sein könnte.

Seine Erholung nach des Tages Arbeit suchte Thiersch gern im Theater, das in Oper und Schauspiel unter Laube, Haase, Förster und Angelo Neumann Hervorragendes leistete. Die Klassiker wurden bevorzugt. Er las fließend Englisch und Französisch und hatte viele Werke auswärtiger Literatur in der Ursprache kennengelernt. In freien Abendstunden machte er die Familie mit seinen

Lieblingsschriftstellern bekannt. Mit Vorliebe las er Shakespeare vor. Die Rollen des Falstaff, Lanzelot Gobbo, die lustigen Gestalten in „Viel Lärm um Nichts“ und „Was Ihr wollt“ gelangen ihm ebensogut wie die ernsteren im Kaufmann von Venedig, Heinrich dem IV. und V. sowie Hamlet. Die vielgestaltige Reimform der Rückertschen „Makamen des Hariri“ liebte er sehr und ahmte sie gelegentlich in Briefen oder Trinksprüchen mit Erfolg nach. War es die Lektüre von Benvenuto Cellini, Calderon, Molière, Grimms Märchen oder auch oberbayrischer Geschichten, die er im Dialekt unverfälscht vortrug, immer genoß er am meisten die aus Lebenserfahrung und Menschenkenntnis hervorgegangenen und mit einer Mischung von Ernst und Humor komponierten Dichtungen. Für die Kinder war es ein besonderes Fest, dann auf der Bühne dieselben Gestalten zu sehen und den väterlichen Vortrag mit der Darstellung des Schauspielers zu vergleichen. Nicht immer fiel der Vergleich zum Vorteil des letzteren aus.

Es ist schon erwähnt worden, wie sehr sich Thiersch für psychische Probleme interessierte. Dies zeigte sich auch in einem Vortrag „Medizinische Glossen zum Hamlet“ (veröffentlicht in Nord und Süd 1879), den er zum Besten des Leipziger Siegesdenkmals im Jahre 1878 im alten Leipziger Gewandhaussaale vor einem dicht gedrängten Publikum hielt. Nach einer Betrachtung über die mutmaßliche Natur des dem Vater Hamlets beigebrachten Giftes analysiert Thiersch den Geisteszustand Hamlets und nimmt Stellung zu der viel umstrittenen Frage, ob Hamlet geistig vollkommen gesund gewesen, ob er wahnsinnig war oder an der Grenze des Wahnsinnes gestanden hat. Von diesen drei Ansichten schließt sich Thiersch der letzteren an. Es würde zu weit führen, ausführlich die Gründe darzulegen, die Thiersch zu seiner Stellungnahme veranlaßten. Er faßt zum Schluß seine Ansicht zusammen: „Das Abirren der Gedanken unmittelbar vor der mit höchster Spannung erwarteten Erscheinung des Geistes, der leidenschaftliche Jubel nach Entlarvung des Königs, der gleichgültige Hohn beim Tode des Polonius, der Wutausbruch am Grabe der Ophelia, das eigene Bekenntnis Hamlets, alles das sind, wie mir scheint, starke Gründe für die Annahme, daß Hamlets geistiger Zustand von Anfang an krankhaft erscheinen soll und sich mehr und mehr verdüstert.“

Ein objektives Merkmal dafür, daß Shakespeare Hamlet an die Schwelle des Wahnsinns gestellt haben wollte, enthält nach Thierschs Meinung die große Szene mit der Mutter: „Polonius ist gefallen, immer eindringlicher redet Hamlet zum Gewissen seiner Mutter, er vergleicht den Gemordeten mit dem Mörder, sein Affekt steigert sich zur Wuth — plötzlich versagt ihm die Stimme, der Geist schreitet durch das Zimmer . . .“

„Wie kommt es, daß die Königin den Geist nicht sieht? Wir kennen ihn doch schon aus dem ersten Akt, da wurde er von Allen gesehen, nicht bloß von Hamlet, es ist ein „ehrliches Gespenst“ wie Hamlet sagt, hält seine Zeiten ein, kömmt mit Mitternacht, geht mit dem Hahnenschrei, spricht mit hohler Stimme, kann mehr als auf Schiefertafeln schreiben (Anspielung auf das spiritistische Medium Slade s. u.) . . .“

„Ganz anders verhält es sich mit dem Geist im Zimmer der Königin. Er macht einen befremdenden Eindruck, weil er vom Publikum, von Hamlet, aber nicht von der Königin gesehen wird . . . Sicher hatte Shakespeare eine Hallucination im Sinne, denn warum sieht die Königin den Geist nicht? . . . Der Dichter kannte sicher den Unterschied, der zwischen wirklichen Geistererscheinungen und Hallucinationen zu machen, vielleicht aus eigener Erfahrung, aber die Lehre von den Hallucinationen gehört der neueren Wissenschaft an und Shakespeare konnte seinen Zuhörern nicht zumuthen, an eine solche Sinnestäuschung zu glauben.“

„Heutzutage würde es kein Wagniß sein, wenn es nicht gegen die Pietät verstieße, die Scene ohne Gespenst zu spielen. Die Worte des Geistes können Hamlet als scheinbar gehörte und von ihm nachgeflüsterte in den Mund gelegt werden, während er der Vision mit starren Augen folgt.“

„Nach meiner Erfahrung, die ich aus Beobachtung an Geisteskranken schöpfte, würde die Wirkung eine außerordentliche sein. Während jetzt der Geist Mühe hat, wenn er auch wie bei uns in den besten Händen ist, mit Anstand aus dem Zimmer zu kommen, würde uns Alle jenes Entsetzen ergreifen, welches nie ausbleibt, wenn wir mit einem Schlage die Vernunft eines geistig hochstehenden Mannes dem Wahnsinn verfallen glauben.“

Der bekannte Schauspieler Max Grube (nachmals Inten-

dant des Hoftheaters in Meinungen, damals am Leipziger Stadttheater), mit dem Thiersch diese Frage besprach, fand sich bereit, als Darsteller des Hamlet die Szene ohne Anwesenheit des Geistes zu spielen, und dessen Worte nach der Vorschrift von Thiersch nachzusprechen, — mit sichtlichem Erfolg. Indessen ist es bei diesem Versuch geblieben. Soviel ich weiß, wird die Szene noch in der herkömmlichen Weise gespielt. Der Leipziger Darsteller des Geistes im Jahre 1884 war „der alte Stürmer". Er wollte es gar nicht glauben, daß er die Szene nicht zu spielen brauchte, und war sehr zufrieden, bereits vor dem letzten Akt zu seinem Bier gehen zu dürfen.

Thiersch war ein großer Musikfreund. Zwar spielte er selbst kein Instrument, besaß aber ein feines musikalisches Gehör. Seit seiner Jugend waren ihm die klassischen deutschen und italienischen Opern vertraut. In München und Leipzig vermittelten ihm die ausgezeichneten Odeon- und Gewandhauskonzerte die Bekanntschaft mit Symphonien alter und neuer Meister. Indessen empfand er den Besuch der sich lang hindehnenden Konzerte mit der Zeit als beschwerlich: „Wenn ich auf einem Divan ausgestreckt in eigener Loge den Tönen lauschen könnte, das ließe ich mir gefallen", pflegte er wohl wehmütig scherzend zu sagen. Um so mehr erfreute er sich an der Musik, die ihm im eigenen Hause dargebracht wurde. Im Mittelpunkt dieser Hausmusik stand die Kunst von Frau Emma Schweigger-Seidel, der Witwe eines jung verstorbenen Physiologen. Bei Robert Franz war sie durch eine strenge, aber ausgezeichnete Schule gegangen. Ihre hohe Sopranstimme verfügte über ein edles Metall und es war ein großer Genuß für Thiersch wie für seine Familie, von dieser hervorragend musikalischen Frau die Lieder eines Schubert, Schumann und Franz vortragen zu hören. Sie konnte es in dieser Beziehung mit jeder Berufssängerin aufnehmen. Nicht minder kam ihr dabei die eigene Begleitung zustatten. Sie beherrschte das Klavier meisterhaft und es war kein geringerer Genuß, ihrem Vortrag Beethovenscher Sonaten als ihrem Gesang zu lauschen.

Solche Hausmusik entsprach ganz dem Geschmack Thierschs. Er legte Wert darauf, die musikalischen Fähigkeiten seiner Kinder auszubilden und verfolgte deren Studien auf dem Piano, der Violine, dem Cello und der Flöte mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen, von Zeit zu Zeit Aufmunterung spendend. „Recht wacker" galt schon für

eine ganz gute Zensur. „Wenn Du das Bachsche Air noch 200 mal gespielt hast, wirst Du schon dahinter kommen“, tröstete er die violinspielende Tochter. War er gut aufgelegt, so trällerte er wohl eine uns Jüngeren unbekannte Melodie aus längst vergessenen Opern wie der „Schweizerfamilie“. Den abgeschmackten Text der Rezitative in den Opern parodierend, nahm er gelegentlich die Zeitung oder das Adreßbuch zur Hand, schlug eine beliebige Seite auf und sang, am liebsten gleich mit Klavierbegleitung, mit Ausdruck und Gefühl den banalen Inhalt. Seine Treffsicherheit bei schwierigen Intervallen bewies er u. a. in dem Tonsatz aus Don Juan: „Dein Gatte wird Vater Dir auch sein“.

Der „Rassowsche Gesangverein“, aus jungen Damen und Herren der näheren Bekanntschaft zusammengesetzt, pflegte u. a. die Mendelssohnschen Liederquartette, die ihm gut gelangen. Thiersch erfreute sich an den Darbietungen und ließ sich gern seine Lieblingslieder, das Neujahrslied und andere vortragen.

Das „offene Haus“ hatte Thiersch als Erbstück seines Vaters übernommen. Viele Gäste gingen ein und aus und ihre Zahl stieg, als die Kinder heranwuchsen und Freunde und Freundinnen mitbrachten. Von auswärtigen Kollegen empfohlen, gaben Studierende aller Fakultäten ihre Karte ab; dazu junge Leipziger Dozenten, ausländische Studierende, darunter viele Engländer. Die Mediziner überwogen, doch waren auch z. B. die Theologen gut vertreten. Ich nenne vor allem meinen späteren Schwager Adolf Harnack, Martin Rade (den späteren Herausgeber der Christlichen Welt), Friedrich Loofs (jetzt in Halle), Caspar René Gregory, der letzte trotz mancher Sonderbarkeiten eine sehr sympathische Persönlichkeit. Seine große Liebenswürdigkeit war durchaus natürlich, seine Uneigennützigkeit sprichwörtlich. Er hatte ein sozial empfindendes Herz und hat durch die Tat oft bewiesen, wie sehr ihm das Wohl des armen Mannes am Herzen lag. Stets hilfsbereit und trotz angestrengter wissenschaftlicher Tätigkeit immer zu haben, wenn er einem guten Zweck dienen konnte, war Gregory das Vorbild für alle, die praktisches Christentum treiben wollen. 70 Jahre alt, stellte er sich im Weltkrieg der deutschen Armee — er selbst war Amerikaner von Geburt — zur Verfügung und starb für sein neues Vaterland. Ehre seinem Andenken!

Bald wurde der Kreis von Söhnen auswärtiger Freunde, denen Thiersch einen heimischen Anhalt bieten wollte, so groß, daß ein offener Abend eingerichtet wurde. Sonntags abend im Winter konnte jeder kommen, der einen Empfehlungsbrief in der Tasche hatte. An kleinen Tischen wurde ein einfacher kalter Imbiß eingenommen. Man bediente sich selbst. Nach dem Essen vergnügte man sich mit allgemeiner Unterhaltung, gelegentlich wurde musiziert, sehr beliebt waren Unterhaltungsspiele und Charaden. Thiersch ließ sich gern von der Jugend anregen. War er gut gelaunt, so beteiligte er sich auch selbst an Spielen, die an Geist und Witz einige Ansprüche stellten. Er war ein großer Reimkünstler und liebte es z. B. für die besten Gedichte auf gegebene Endreime Preise auszusetzen. Der Verfasser blieb zunächst unbekannt und wurde erst genannt, nachdem der Spruch gefällt war. Da konnte es vorkommen, daß Thiersch selbst der Preis zuerkannt wurde.

Der Dichter Friedrich Bodenstedt kam einst durch Leipzig und wurde von Verehrern gefeiert. Bei dieser Gelegenheit verfaßte Thiersch folgendes Gedicht:

„Der Dichter, dessen Pegasus auf dicht verschlungnen Knoten geht,
Aus dessen Mund der Rose Duft, des Orientes Odem weht,
Deß freies Wort aus freiem Mund nicht stille vor Verboten steht
Das ist, wie Ihr wohl Alle wißt, der Dichter Friedrich Bodenstedt."

Diese Art Geselligkeit im Hause Thiersch war den Ausländern ganz ungewohnt. Sie machten anfangs verwunderte Gesichter, aber bald halfen sie tapfer mit. Auch außerhalb des Hauses. Im Winter boten dazu Eisplätze und Schlittenfahrten gute Gelegenheit, vor allem aber sah man sich wieder bei den geselligen Vereinigungen der Universität, den Professorenbällen, wohin Vater Thiersch stets mit einer großen Schar von Gästen zu pilgern pflegte. Das lang sich hinziehende Abendessen wurde verkürzt, wenn die Laune Thiersch oder Gustav Baur einen guten Gedanken eingab, der in einer hübschen Tischrede zum Ausdruck kam. Beide Redner, so verschieden an sich, waren gleich beliebt. Baur, von lebhaftem Temperament und natürlicher Beredtsamkeit, pflegte die Gesellschaft fortzureißen. Thiersch, bedächtig, langsam sprechend, jedes Wort gleichsam noch einmal überlegend, arbeitete einen Gedanken nach dem andern mit logischer Schärfe heraus. Seine Themen waren die Ereignisse des

Tages oder Gedanken allgemeiner Natur: „Das menschliche Leben besteht aus Warten“ oder auch: „Das Leben besteht aus Compromissen“, die Rede mit humorvollen Wendungen verflechtend. Gewöhnlich ging es nicht ohne einige satirische Bemerkungen auf Tagesereignisse ab, und das war es, was die Zuhörer in Spannung hielt. Wenn Thiersch an das Glas klopfte, entstand sofort eine Stille der Erwartung. Gratulierte man ihm zu seinem Erfolg, so wehrte er ab und sagte wohl: „Es ist keine Kunst, wenn man nur Gedanken hat. Baur und ich haben eben Gedanken.“

Freundschaftliche Beziehungen verbanden die Familie mit vielen hervorragenden Leipziger Zeitgenossen. Ich erwähne nur die Familien des Verlagsbuchhändlers Eduard Brockhaus, des Ägyptologen Georg Ebers, des Anatomen Wilhelm His, des Chemikers Hermann Kolbe, des Zoologen Rudolf Leuckart und des Pandektisten Bernhard Windscheid.

Größere Festlichkeiten im eigenen Hause waren nicht nach seinem Geschmack. Der geregelte und auf Arbeit eingestellte Tageslauf vertrug keine Störung, wie sie sich bei solchen Anlässen einzustellen pflegt. Eine Ausnahme machte jedoch ein wohlgelungener, kostümierter Abend, zu dem man in selbstgewählter Maskerade zugelassen war. Der Andrang war groß, und es gab wohl hundert frohgestimmte Gäste zu bewirten.

Einige Wochen des Jahres blieben der sommerlichen Erholungsreise vorbehalten. Für die Kinder knüpften sich an diese Ferien herrliche Erinnerungen. Ein sehr schöner Aufenthalt war Seeburg am Vierwaldstätter See, wo die gewaltige Landschaft durch die Vereinigung von See und Hochgebirge einen tiefen Eindruck machte. Während die Kinder die Berge bestiegen, liebte es Thiersch im Kreise von Freunden und Bekannten, an denen es in keiner Sommerfrische fehlte, behaglich die Ruhe zu genießen.

1880 brachte die Familie die Ferien in Tegernsee zu. Es war das Jahr der silbernen Hochzeit, die dort in aller Stille gefeiert wurde. Auch hier stellten sich Bekannte ein. So erinnere ich mich der Professoren Gerlach, Kußmaul, Beetz und Marquardsen. Man saß auf einer Bank vor dem Hause, die Herrn erzählten sich alte Erlanger Geschichten, und Thiersch meinte: „Nun könnten wir gleich eine Fakultäts-Sitzung halten.“ Wir erhielten

auch Besuch von dem Großindustriellen Edmund Muspratt aus Liverpool, einem Schüler Liebigs. Er befand sich auf einer Reise nach Oberammergau, um die Passionsspiele zu sehen. Seine Schwester Emma Harley war mit meiner Mutter innig befreundet und die Beziehungen beider Familien führten öfters zu gegenseitigen Besuchen.

In späteren Jahren lenkte die Familie ihre Schritte zur Sommerszeit immer nach dem idyllisch an einem kleinen bayrischen See gelegenen früheren Kloster Seeon. Abseits der großen Heerstraße und nicht beengt durch konventionelle Badevorschriften konnte sich daselbst alt und jung den Freuden der Sommerfrische hingeben. Es war ein mit Spannung erwarteter Augenblick, wenn das Signal „Auf nach Seeon" gegeben wurde. Früher, als die Kinder noch kleiner waren, und die „Familie aus Leipzig" ein ganzes Coupé für sich beanspruchte, ging die weite Fahrt nicht ohne Beschwernis ab. Ein bequemer Platz blieb für den Vater selbst selten übrig, und einmal entrang sich einem Bekannten gegenüber ein Seufzer seiner Brust: „Es gibt zweierlei Art zu reisen, die eine zum Vergnügen, die andere mit Familie."

Die reizvolle Umgebung von Seeon bot auch bei kleineren Spaziergängen reichen Genuß; bei klarem Wetter entzückte von den benachbarten Höhen das Panorama des Hochgebirges, zu dessen Füßen sich der gewaltige Spiegel des Chiemsees breitete. Auch in Seeon fanden sich viele Besucher ein, zu den alten Freunden kamen neue; genannt seien nur die Familien Zumbusch aus Wien und Riemerschmidt aus München.

Den Abschluß des Ferienaufenthaltes bildete stets ein Besuch in Reichenhall bei dem Schwager Georg von Liebig und in Berchtesgaden bei dem Bruder, dem Maler Ludwig Thiersch, der in der Schönau ein als gastlich weithin bekanntes Landhaus besaß.

Söhne und Töchter.

In dem Vierteljahrhundert nach dem Krieg hat die Familie manches Leid erfahren. 1870 hat Thiersch mit eigener Hand den Luftröhrenschnitt an einer seiner Töchter vollzogen, die an Diphtheritis schwer erkrankte. Die Operation war von Erfolg und das 6jährige Kind erholte sich nach langem Krankenlager. Schwere Sorge be-

reitete ihm die schleichende Knochenerkrankung, die seinen jüngsten Sohn in zartem Alter befiel. Viele Jahre hindurch mußte dieser im Wagen gefahren und täglich verbunden werden. Thiersch besorgte das selbst, und es bedurfte seiner geschickten Hand, um durch zweckmäßige Mittel und schließliche Operation die Folgen des Leidens auf das geringste Maß einzudämmen. Thiersch selbst erkrankte 1873 schwer an den Folgen einer Infektion, die er sich bei einer Operation zugezogen hatte. Eine Kur in Wildbad gab ihm die Gesundheit wieder. Von sonstigen schwereren Wechselfällen blieb die Familie verschont. Seine Teilnahme auch für die weitere Familie war immer sehr groß. Der Tod eines 8jährigen Enkelkindes ist ihm sehr nahe gegangen.

Allmählich verließen die Kinder das väterliche Haus. Den Anfang machte 1879 die älteste Tochter Amalie, die Adolf v. Harnack, der bekannte Theolog, heimführte. Ihr folgten in den nächsten Jahren die Schwestern Johanna, Agnes und Lina. Johanna reichte Hermann Rassow, späterem Direktor des Gymnasiums in Potsdam, die Hand, Agnes wurde die Frau des nachmaligen Direktors des zahnärztlichen Institutes zu Leipzig, Prof. Friedrich Hesse, während Lina mit dem Historiker Hans Delbrück nach Berlin übersiedelte. Den Töchtern folgten die Söhne. Des Verfassers Frau ist Marie, die Tochter des früheren Staatssekretärs von Elsaß-Lothringen, Karl von Hofmann, während Friedrich sich mit Luise Patzki vermählte, Tochter des Geh. Justizrates Patzki, zuletzt Rechtsanwalt beim Reichsgericht, die jetzt als Malerin in Leipzig tätig ist. Thiersch konnte als wahrer Patriarch am Ende seines Lebens auf eine stattliche Zahl von Enkeln zurückblicken und sich an dem Gedeihen der nachfolgenden Generationen erfreuen.

Mit jedem neuen Schwiegersohn und jeder Schwiegertochter wuchs der Familie eine ansehnliche Verwandtschaft zu. Sie trat mit Trägern bedeutender Namen in Verbindung. Gelehrte, Künstler, Staatsmänner aus allen Teilen Deutschlands woben das geistige Band, das die Familie umfing und zusammenhielt. Adolf v. Harnacks Brüder Axel, Erich und Otto glänzten als Mathematiker, Pharmakologe und Literarhistoriker. Die weitverzweigte Familie Delbrück zählt hervorragende Staatsmänner und Gelehrte zu den ihrigen. Rassows Name ist mit dem von v. Henning, einer be-

kannten norddeutschen Offiziersfamilie, verbunden. In dem Hofmannschen Stammbaum, der Karl Heinrich Hofmann in Darmstadt, einen Vorkämpfer des deutschen Einheits-Gedankens, verzeichnet, sind vertreten u. a. der bekannte Maler religiöser Bilder Heinrich Hofmann sowie dessen Neffe, der als Professor an der Kunstakademie in Dresden lebende Maler Ludwig von Hofmann. Fügen wir diesen Persönlichkeiten noch aus der Familie Liebig den Ästhetiker Moriz Carriere, Schwager meiner Mutter, und dessen früh verstorbenen Sohn, den Zoologen Justus Carriere hinzu sowie die Abkömmlinge des Vaters Friedrich Thiersch (siehe ersten Abschnitt), so läßt sich ermessen, welche Fülle von Anregungen das heranwachsende Geschlecht allein schon im Verkehr mit den Verwandten in Süd und Nord empfing.

Thiersch blieb der gegebene Mittelpunkt der großen Familie. Seine ehrwürdige Persönlichkeit, seine reiche Lebenserfahrung, das sichere Urteil auch über fernere Gebiete des Wissens und Denkens, sein wohlwollendes Interesse an dem Schicksal der Familienmitglieder, machten ihn zum natürlichen Ratgeber in schwierigen Lebenslagen.

Ernstes und Heiteres.

Aussprüche. Szenen aus der Klinik. Tischreden.

Thiersch nahm im Laufe der Jahre in der Gesellschaft eine besondere Stellung ein. Universität, Stadt und Regierung begegneten ihm mit Hochachtung, von der akademischen Jugend wurde er verehrt. Die allgemeine Wertschätzung mischte sich aber mit einer gewissen Scheu wegen der scharfen Kritik, die er gelegentlich ohne Ansehen der Person äußerte. Manch freies Wort konnte er sich erlauben, das einen andern in Unannehmlichkeit gebracht hätte. Bei seiner Neigung zur Kritik fiel es ihm schwer, eine gute Bemerkung zu unterdrücken und dieser kleinen Schwäche verdanken wir eine Reihe charakteristischer Aussprüche, die der Vergessenheit nicht anheimgefallen sind, denn sie machen die Runde noch heute unter Medizinern und Nichtmedizinern. Durch die Freundlichkeit von Schülern und Verehrern Thierschs ist es mir möglich gewesen, eine Anzahl zu sammeln. Natürlich entfällt bei ihrer Wiedergabe nach so langer Zeit die Wirkung des Augenblicks und für den, der die ganze Persönlichkeit Thierschs nicht im Gedächtnis hat, haben die Anekdoten nur einen halben Wert. Es ist deswegen auch nur eine Auswahl getroffen worden. Neben den Aussprüchen findet der Leser auch noch kleine Episoden, die mir zur Vervollständigung des Bildes von Thiersch wichtig zu sein schienen.

Von manchen Seiten werden „antisemitische" Aussprüche mitgeteilt. Thiersch war kein Antisemit, er hat die Juden geschätzt und ihre edlen Eigenschaften anerkannt. Sie gehörten zu seinen dankbarsten Patienten und Dankbarkeit war eine Tugend, die er besonders hoch bewertete. Wenn durch seine sarkastischen Bemerkungen die Juden vielleicht mehr betroffen wurden wie andere, so mag das daran gelegen haben, daß jüdische Studenten in der Klinik sich in größerer

Zahl mit mangelhaften Kenntnissen in die Arena wagten und so seine Kritik herausforderten.

Des Verhältnisses Thierschs zu den Studenten ist schon öfters gedacht worden. Thiersch war nicht so populär wie vielleicht sein Kollege Wagner. Aus den siebziger Jahren berichtet einer seiner Assistenten: „Seine Kürze des Ausdruckes, so eindrucksvoll sie für den Schüler und Assistenten sein konnte, hatte wohl oft wenig Anziehendes. Er war nicht so teilnehmend wie Wagner und selbst Wunderlich.“ Und doch fand er bald den Weg zum Herzen seiner Zuhörer. Es entging ihnen nicht, daß bei aller Wortkargheit ein tiefes Verständnis und Mitgefühl für das Wohl und Wehe des Studenten verborgen lag. Gelegentlich kam es an die Oberfläche. Ein Kandidat der Medizin erkrankte schwer an Scharlach, wurde in das Jakobs-Hospital gebracht und starb daselbst trotz aller Bemühungen. Obwohl der Kranke nicht auf seiner Abteilung lag, erkundigte sich Thiersch täglich nach dessen Befinden und fand sich selbst zu seinem Begräbnis ein, was ihm hoch angerechnet wurde.

Dem Studenten imponierte immer wieder die Offenheit, mit der es in der Klinik zuging. Da wurde nichts vertuscht und jeder Irrtum und Fehler, wie bereits früher erwähnt, freimütig besprochen. Als Beispiel sei der Todesfall eines Kranken erwähnt, an dem irrtümlicherweise die Diagnose auf Krebs gestellt worden war. Bei der Sektion erwies sich aber das Leiden als Hämorrhoiden. Thiersch erläuterte in der Klinik ausführlich, wie er zu der falschen Diagnose gekommen war und schloß seinen Vortrag mit den Worten: „Das wird mir nicht wieder passieren.“

Der an ihn empfohlenen Studenten nahm sich Thiersch in jeder Weise an. Einer derselben hatte das Unglück sich eine Fußverstauchung mit großem Bluterguß zuzuziehen. Es war Anfang der achtziger Jahre und man versuchte damals mit Erfolg den sonst sehr langwierigen Heilungsverlauf durch die neu aufgekommene Massage abzukürzen. Thiersch verfügte sich Tag für Tag vier Treppen hoch in die Bude des Studenten, nahm die Massage selbst vor und brachte es dahin, daß der Patient in kurzer Zeit seinen Studien wieder nachgehen konnte.

Solche und andere Zeichen des Wohlwollens für die akademische Jugend woben bald ein inniges Band um Lehrer und Schüler.

Er fühlte sein ganzes Leben lang mit der Jugend und hielt ihr manches zugute.

Ein Kollege teilt folgendes Erlebnis mit:

„Ich hatte meine Praktikantenscheine schon bei Nußbaum und Bergmann erhalten, als ich 1889 nach Leipzig zurückkam. Mir lag damals besonders viel daran, das Colleg von Heubner zu hören, doch fiel dieß genau zusammen mit der Vorlesung in der chirurgischen Klinik. Beide Collegs zu belegen war also unmöglich. Ich belegte Thiersch, war aber viel öfter bei Heubner und ging erst wieder zu Thiersch, wenn ich zum Praktiziren an die Reihe kam. Eine Woche war ich bis Mittwoch bei Heubner gewesen, ging Donnerstag in die chirurgische Klinik und ward gleich zum Praktiziren aufgerufen. Es entspann sich folgende Wechselrede:

Th.: Was diagnostiziren Sie?

A.: Lupus.

Th.: Was machen Sie?

A.: Exstirpation.

Th.: Was weiter?

A.: Transplantation.

Th.: Wissen Sie auch, wer diese Transplantation angegeben hat?

A.: Das haben Herr Geheimrat selbst angegeben.

Th.: Richtig. Haben Sie das schon einmal gesehen?

A.: Nein.

Th.: Franke! (Franke, die hübsche, allgemein beliebte Operationswärterin eilt herbei.) Haben wir nicht gestern Transplantation gemacht?

Franke: Ja wohl, Herr Geheimrat!

Th. zu A.: Sie waren wohl gestern nicht hier?

A.: Nein.

Th. zu Franke: Haben wir nicht auch vorgestern transplantirt?

Franke: Ja wohl, auch Montag und Dienstag.

Th. zu A.: Sie waren wohl auch Montag und Dienstag nicht in der Klinik?

A.: Nein.

Th.: Wo waren Sie denn?

A. schweigt und alle Zuhörer spitzen die Ohren.

Thiersch sieht durch das Fenster auf die in herrlicher Maiensonne leuchtenden Fliederblüten und sagt nach längerer Pause, indem er lächelnd mit dem Zeigefinger droht: Sie waren wohl auf einer Hochzeit?! Es ist jetzt sehr schönes Wetter für Hochzeiten! (Dröhnendes Beifallsgetrampel!)“

*　　　*
*

Sehr bezeichnend für Thierschs Gerechtigkeitsgefühl ist nachstehender Vorfall:

„Die klinische Prüfung war beendet, wir drängten auf Zulassung zur Operation an der Leiche, die sich immer wieder hinausschob. Unser Drängen hatte den Prüfer

wohl etwas verstimmt; endlich wurden wir nach beendeter Klinik, die mit einem unglücklich verlaufenen Fall von operirtem Lymphadenom am Halse endete, das auf dem Operationstisch zum Exitus kam, zur Prüfung gerufen. Der Prüfer war sehr schlecht gelaunt. Ich zog von den vier Candidaten die allerleichteste Operation: Unterbindung der art. radialis und strahlte wohl. ‚Nun, die liegt wohl an dem flexor carpi ulnaris?‘ Ich antwortete nichts und zeigte nach kürzester Zeit die unterbundene Arterie, ich hatte ja früher als Famulus bei Heidenhain unzählige Unterbindungen an Hunden gemacht. Von etwa 1 Meter Entfernung ertönte der Bescheid: ‚Viel zu klein, suchen Sie weiter.‘ Ich ging bis auf den pronator quadratus und sagte schließlich: ‚Ich finde nichts Anderes.‘ ‚Dann sind Sie durchgefallen.‘ Ich fand mich ab und stellte mich schweigend in den Hintergrund, den Andern, die inzwischen geprüft wurden, zusehend. Nach einer Viertelstunde, die ich nie vergaß, sprach er mich wieder an: ‚Vielleicht war es eine hohe Teilung.‘ Er machte einen Schnitt bis zum Radiuskopf: ‚Ja, es war eine hohe Teilung, Sie hatten richtig unterbunden.‘ Dann gab er mir noch die Aufgabe, den Chopart zu machen, fragte mich recht scharf aus, ließ mich dann operiren, wobei er hart neben mir stand und sagte zum Schluß: ‚Sie haben doch bestanden.‘

Nicht die unerwartete Änderung, sondern das Gerechtigkeitsgefühl des Mannes, der trotz schlechter Stimmung die Lösung, die ich selbst hätte finden können, ermöglichte, hat mir den Vorgang unvergeßlich gemacht."

* * *

Über die Fähigkeit Thierschs, Fehler in der Operationstechnik auf die Entfernung hin zu bemerken, berichtet ein Kollege gleichfalls von seiner Prüfung an der Leiche:

„Thiersch litt zu dieser Zeit an einer Venenentzündung und legte sein krankes Bein auf einen Stuhl. So saß er auch im pathologischen Institut am Fenster und schrieb in seinem Taschenbuch, während wir vier an der Leiche operirten. Ich hatte den Chopart zu machen, fand aber mit dem Messer nicht das Gelenk. Thiersch blinzelte von der Seite zu mir hinüber, bemerkte meine vergeblichen Bemühungen und, wobei sich seine Genialität wieder mal im hellsten Lichte zeigte, sagte: ‚Sie müssen den Messergriff höher halten.‘ Als ich dieß that, rutschte ich wie von selbst in das Gelenk."

* * *

Das persönliche Beispiel des Lehrers machte nicht Halt vor unappetitlichen Handreichungen.

Ein beschäftigter Arzt schreibt:

„Sehr bildend für den Schüler war eine eigenhändige Darmausräumung — Gummifingerlinge gab es damals noch nicht. — Die betreffende Frau mit fissura ani hatte seit Tagen keinen Stuhl ge-

habt; nach der Ausräumung sagte Thiersch zu der Kranken: ‚So, gute Frau, nun haben Sie Stuhl gehabt.‘ Dieses Vorbild hat mir öfter Gelegenheit gegeben, helfend in ähnlichen Fällen, die bis zu 10 Tagen vergebens anderweit mit allen möglichen Mitteln behandelt waren, einzugreifen.“

* *
*

Die Macht des Geldes konnte Thiersch wiederholt mit Erfolg in der Klinik erproben. Ein Kollege schreibt:

„Es wird ein geistesschwacher junger Mensch vorgestellt, an dem er den Zuhörern ein bestimmtes Krankheitszeichen klar machen wollte. Dazu mußte der Kranke seinen Arm in einem gewissen Kreise heben und bewegen. Trotz allen Zuredens war er aber hierzu, ob aus Beschränktheit oder aus Eigensinn, nicht zu bewegen. Erst als Thiersch ein Geldstück aus der Tasche holte und es dem Kranken versprach, wenn er die gewollte Armbewegung machte, bequemte sich dieser, ihm den Gefallen zu erweisen. Schmunzelnd drehte Thiersch sich zu seinen Hörern und sagte nur: „Metallotherapie!“

* *
*

Die Prüfungen der Studenten für das Staatsexamen waren für Thiersch selbst gewissermaßen eine Prüfung. Er war an sich kein Freund der Examina und hätte sie am liebsten ganz abgeschafft, denn er war der Ansicht, daß die guten Schüler sie nicht nötig haben und die schlechten immer noch ein Loch finden, wo sie durchschlüpfen. So versetzte ihn die Ankündigung der Prüfungen schon in eine schlechte Stimmung, die sich in allerhand beißenden Bemerkungen kundgab, wenn der Kandidat, was häufig genug vorkam, Unkenntnisse an den Tag legte. Er war eigentlich ein sehr milder Examinator und ließ selten einen durchfallen, wenn es aber doch geschah, ging ein Schrecken durch die Schar der Kliniker. Folgende gut beglaubigte Aussprüche sind in Umlauf.

Auf einer der Baracken wurde ein einzelner Kandidat geprüft. Thiersch kam mit ihm herein und frug den Assistenten: „Haben Sie einen ganz leichten Fall?“ worauf ihm eine operierte Anusfistel angeboten wurde. Es erfolgte die Frage: „Herr Kandidat, wie ent-

steht eine Anusfistel?" Und die großartige Antwort: „Wenn der Anus zuwächst." Auf diese Antwort sank Thiersch auf das nächste Bett und drohte: „Wenn Sie das noch einmal sagen, dann lasse ich Sie durchfallen." Natürlich hütete sich der Unglücksmensch vor dieser Wiederholung und kam auch wirklich noch mit einer „3" durch.

Schlimmer erging es in der klinischen Prüfung einem Kandidaten namens Jerusalem, der so unwissend gewesen, daß er wirklich nicht durchgelassen werden konnte. Nach der Prüfung verließ Thiersch das Auditorium, die Assistenten folgten. Am Ausgang warteten im Frack und weißer Halsbinde drei neue Kandidaten typisch semitischen Aussehens, um sich zur Prüfung vorzustellen. Thiersch, freundlich schmunzelnd, begrüßte sie mit den Worten: „Weine Israel, denn Jerusalem ist gefallen."

Hierher gehört auch seine Bemerkung zu einer semitischen Studentengruppe, die sich zur Prüfung vorstellte: „Mein Name ist Cohn, mein Name ist Rubinstein." Thiersch unterbrach sie mit den Worten: „Ich danke Ihnen, meine Herrn, ich bin schon genügend orientalisirt."

Sich selbst ironisierend sagte er einst zu einigen auswärtigen, ihn gerade besuchenden Kollegen, auf eine Gruppe Examinanden weisend: „Die wollen sich alle bei mir prüfen lassen, weil sie wissen, daß Thiersch im Examen keinen durchfallen läßt, der noch eine Fettleber von einem Klumpfuß unterscheiden kann."

Wenig angenehm war es ihm, als zu den Prüfungsgegenständen die Instrumentenlehre hinzugefügt wurde. Er hielt gerade dieses Fach für gänzlich überflüssig. Doch mußte er sich bequemen und der Vorschrift entsprechend verfahren. Bei einer solchen Prüfung wußte ein Jünger Äskulaps auch nicht ein einziges Instrument zu benennen. Thiersch ergriff endlich eine Schere, hielt sie ihm vor die Nase und fragte: „Nun, Herr Kollege, wissen Sie vielleicht, was das für ein Instrument ist?" Der Examinand, ganz bestürzt: „Ja, eine Schere." Thiersch: „Sehr gut, ich danke Ihnen, meine Herren." Bestanden hatten sie alle „auch der Scherenmann" fügt mein Gewährsmann hinzu.

Anfang der achtziger Jahre wurde eine neue Prüfungsordnung eingeführt. Ein Zuhörer schreibt:

Von den Prüflingen verlangte Thiersch Kürze und Präzision des Ausdrucks. Weitläufigkeiten, wie sie sich mit Vorliebe in den

Krankengeschichten der Prüfungskandidaten fanden, konnte er nicht leiden. Einen derselben, der einen Fall von Lues übernommen hatte, entließ Thiersch mit den Worten: „So jetzt machen Sie Ihre Arbeit, aber schreiben Sie mir kein Handbuch der Syphilis.“

„Er konnte die langen Arbeiten nicht leiden“ schreibt ein früherer Famulus, „und las sie, damals wenigstens, auch nicht selbst durch, sondern ließ sie sich von uns in seinem „Allerheiligsten“ hinter dem chirurgischen Hörsaal vorlesen. Ehe ich begann, sagte er: „Bitte, lesen Sie, aber lassen Sie alles Unwesentliche fort, z. B. wie viel Haare einer auf dem Kopfe hat, dabei auf meine eigene, nur dürftig durch eine „Anleihe“ verdeckte Glatze anspielend.“

* *
*

Ein passendes Zitat hatte Thiersch oft zur Hand. Als eine hübsche jüngere Frau mit Elephantiasis der Füße vorgestellt wurde, bemerkte er, die Fischähnlichkeit hervorhebend: „Desinit in piscem mulier formosa superne.“ (Horaz, ars poet. 4.)

* *
*

Gelegentlich der Feststellung, daß der Amputierte das amputierte Glied noch fühlt, resp. glaubt, das betr. Glied noch zu besitzen, kam Thiersch in sinniger und sinnender Weise zu der Ausführung, daß man sich wohl denken könne, daß bei weiteren Abtrennungen von Körperteilen man schließlich an eine kleinste Stelle im Gehirn käme, in der Gefühl und Bewußtsein für den ganzen Körper enthalten sei; „Ich hatte den Eindruck,“ schreibt mir der Kollege, dem ich diese Erinnerung verdanke, „als ob hier der Chirurg eine Brücke in das Seelenleben hinüberschlagen wollte, zumal es im Anschluß an hypnotische Experimente geschah.“

In scherzhafter Weise hat Thiersch dann gelegentlich des Chirurgenkongresses diesen Gedanken weitergeführt und einen angenommenen Geheimrat Müller hochleben lassen, dessen ganze Existenz nur noch in dem Vorhandensein seiner Zirbeldrüse bestand.

* *
*

Weit bekannt unter Nichtmedizinern war die Sonnabendsklinik. Jeden Sonnabend wurden in der Chirurgischen Klinik die Haut- und

Geschlechtskrankheiten vorgestellt, da es eine eigene Dozentur dafür noch nicht gab. An solchen Tagen war die Klinik von Gästen anderer Fakultäten dicht besetzt. Eines Sonnabends trat Thiersch in seiner bekannten Weise in den Saal ein und sagte: „Es ist in der ganzen Woche kein Fall von Geschlechtskrankheiten in der Klinik aufgenommen worden, ich kann Ihnen denn auch heute keinen zeigen," und er fuhr mit einem Blick auf die oberen Reihen fort: „die Herren Juristen und Theologen können also gehen."

Ein andermal fiel während der Operation ein Zuhörer, offenbar kein Mediziner, in Ohnmacht. Als er hinausgebracht wurde, rief Thiersch seinem Assistenten zu: „Geben Sie dem Herrn ein Glas Wein, damit er einen guten Eindruck aus unserer Klinik mit fortnimmt."

* *
*

Wiederholt waren wertvolle anatomische Präparate, die zur Erläuterung eines Krankheitsfalles herumgereicht wurden, abhanden gekommen und hatten offenbar unter den Zuhörern einen Liebhaber gefunden. Thiersch ließ sich deswegen nicht abhalten, bei der nächsten Gelegenheit seine Präparate wieder zur Verfügung zu stellen, begleitete aber die Weitergabe derselben mit den Worten: „Zum Ansehen, nicht zum Andenken."

* *
*

Mit seiner Kritik machte er auch gelegentlich nicht vor den eigenen Assistenten Halt. Eines Tages wurde ein Patient mit geheiltem Oberschenkelbruch vorgestellt. Das Krankenblatt lag bei, aber der Assistent, ein abgesagter Feind von Krankengeschichten, hatte keinen Eintrag gemacht außer „Behandlung: oleum ricini." Thiersch konnte sich nicht enthalten in Gegenwart des Schuldigen, der feuerrot wurde, zu bemerken: „Sie sehen, meine Herren, wie glänzend der Herr Stabsarzt den Oberschenkelbruch mit Rizinusöl geheilt hat."

* *
*

Anfang der neunziger Jahre machte ein Studiosus S. die Hörsäle unsicher, um die akademischen Lehrer während ihrer Operations-

tätigkeit zu photographieren. Thiersch, eben im Begriff zu operieren, bemerkt die Absicht und wendet sich an den Chloroformeur: „Machen Sie doch zunächst Herrn S. unschädlich." Anderer Ansicht war offenbar Professor N. Dieser gab seinen Assistenten die Weisung: „Machen Sie mich aufmerksam, wenn S. soweit ist, damit ich die richtige Stellung einnehmen kann."

* *
*

Begeisterte Studenten hatten einer Opernsängerin den Wagen ausgespannt, um ihr auf diese Weise eine Huldigung zu erweisen. Einer erlitt bei dieser Gelegenheit eine Beinverletzung und wurde in die Klinik gebracht. Thiersch, von dem Hergang unterrichtet, meinte: „Da müßte ich Sie eigentlich in die Veterinärklinik bringen lassen."

* *
*

Die Leipziger klinischen Studenten hatten, wie bereits früher erwähnt, eine prächtige Gelegenheit, sich jährlich einmal mit ihren Lehrern auseinanderzusetzen. Dies war die Zeit des sog. klinischen Vogelschießens. Der Schluß des Sommersemesters wurde von der Klinikerschaft durch Abschießung eines Vogels und im Anschluß daran mit einem Kommers gefeiert. Aufführung, Bierzeitung, Trinksprüche begleiteten die Festlichkeiten. In der Bierzeitung feierten Witz, Humor und Satire in Reim und Prosa wie auch in trefflichen Bildern ihre Triumphe. Die eindrucksvollen Ereignisse des vergangenen Jahres in den Hörsälen zogen noch einmal vor dem geistigen Auge vorüber. Komilitonen und Lehrer mußten sich manche Kritik gefallen lassen.

Thiersch hatte, wie sich das bei seiner Natur von selbst versteht, für diese Äußerungen studentischen Humors volles Verständnis. Er fand es nicht mehr als recht und billig, daß der Student einmal im Jahre an seinen Lehrern Kritik üben dürfe. Folgender Vorfall zeigt, daß er sich auch gern gelegentlich improvisierend selbst beteiligte:

„Die Studenten führten eine Parodie auf, den ‚Fechter von Ravenna', jenes historische Drama von Fr. Halm, das in den 60er Jahren Mode war. Der Held des Stückes, der Sohn Armins, in römischer Gefangenschaft geboren und als Sklave zum Gladiator ausgebildet, beklagt sich über das bittere Los. In das große Unglück

kann er sich finden, den Verlust der hohen Stellung hat er tapfer ertragen, aber das Schwerste sind die kleinen Entbehrungen des täglichen Lebens. So z. B. gäbe er jetzt Vieles darum, wieder einmal eine gute Zigarre rauchen zu können. Flugs steht Thiersch von der vordersten Reihe auf und bietet ihm eine feine Zigarre aus seiner Tasche an, um ihn aus der Rolle zu bringen. Der Fechter dankt höflich, steckt sich die Zigarre an und fährt unbekümmert weiter fort: So, jetzt hätter wieder einmal einen rechten Genuß, für den Augenblick wäre ihm geholfen, aber wenn er an den morgenden Tag denke, da fange dann das ganze Elend wieder an, da kämen wieder all die kleinen Entbehrungen und nichts könne ihn darüber hinwegtäuschen — und damit lenkte er in seine Rolle ein und spielte tadellos weiter. Tags darauf wurde auf seiner Bude ein Päckchen abgegeben; es enthielt eine Schachtel feiner Zigarren und war — von Thiersch."

Die Studenten waren es, die das Wesen Thierschs am besten kennen lernten. Er wurde ihr Führer in der chirurgischen Kunst und Vorbild im Umgang mit Kranken. W i l h e l m H i s hat wohl das Richtige getroffen, wenn er in seinem Nachruf schreibt:

„. . . Thiersch hatte die schönste Eigenschaft großer Ärzte, er war feinfühlig und durch und durch menschlich in seiner Gesinnung. Unter den vielen Tugenden von Thiersch war diese vielleicht die hervorragendste und doch hat er auch sie auf das Sorgfältigste zu verbergen gesucht . . . Gleich seinem Collegen Wagner hat Thiersch zu den Lehrern gezählt, deren wohlwollendes Wesen auf ihre Schüler veredelnd gewirkt und jegliche Äußerung rohen Sinnes von vornherein zurückgedrängt hat."

Gegen seine Assistenten war Thiersch freigebig. Für die Mühewaltung während seiner Vertretung in den Ferien spendete er gern einige Flaschen Sekt.

Ein reicher Leipziger Kaufherr lag monatelang wegen Speiseröhrenkrebs auf der Privatstation. Er mußte dreimal täglich mit der Schlundsonde ernährt werden. Als der Patient abging, gab er an den Assistenten, der so viel Arbeit mit ihm gehabt hatte, eine Kiste Zigarren, das Stück zu 10 Pfennigen. Auf Befragen Thierschs, ob sich der Herr ihm gegenüber abgefunden habe, zeigte ihm der Assistent die Kiste Zigarren, worauf Thiersch einen Hundertmarkschein in die Kiste legte und sie, wie mein Gewährsmann schreibt, dem Assistenten mit einem unbeschreiblichem Lächeln wieder zurückgab.

Dr. Richter, sein Assistent während des Feldzuges 1870 (s. o.) erzählt: „Er zeigte bei größeren Operationen wirklichen Enthusiasmus,

so z. B. als er zum erstenmal eine große Ovariencyste entfernt. Nach solchen Operationen nahm er mich gern zum Frühstück in Hauffes Hotel und er war dann sehr leutselig und freigebig."

* *
*

Eine junge Diakonissin hatte auf einem Gut in der Nähe von Leipzig das Unglück, sich beim Holzspalten die oberste Kuppe eines Fingers abzuhacken. Schnell entschlossen wickelte sie das abgehauene Stück in ein Tuch und fuhr direkt nach Leipzig in die Klinik. Thiersch freute sich über die Geistesgegenwart des Mädchens. Auch interessierte ihn der Unglücksfall wissenschaftlich, denn es gelingt selten, abgehauene Gliedmaßen wieder anzuheilen. Er wagte den Versuch, fügte die beiden Wundflächen aneinander und wartete — mit ihm seine Familie — mit Spannung auf das Ergebnis. „Wenn die Fingerkuppe wieder anwächst, trinken wir Champagner." Wirklich, am 10. Tage färbte sich das Küppchen rosenrot, die Gefäßverbindung hatte sich hergestellt, die Heilung war gelungen. Es gab Champagner. „Eine arme Familie, die gern Champagner trinkt", sagte Thiersch.

* *
*

Bei sonderbaren Fragen mußte man auf sonderbare Antworten gefaßt sein.

In das Krankenhaus wurde ein Herr eingebracht, der durch Sturz vom Pferde eine schwere Kopfverletzung davongetragen hatte. Es gelang die Wunde in kürzester Zeit zu heilen. Die Gattin war am meisten besorgt, ob die Haare, die zum Teil entfernt worden waren, wohl bis zur Sommerfrische, die bevorstand, wieder gewachsen sein würden. Thiersch antwortete: „Da müssen Sie einen Friseur fragen."

In der Sprechstunde erscheint ein Jüngling mit stark gebogener Nase und wünscht deren Verwandlung in eine gerade. Auf Befragen nach dem Grunde gibt er an, seine Braut habe ihm erklärt, sie würde nur einen Mann mit einer geraden Nase heiraten. Thiersch lehnt die Operation mit den Worten ab: „Wenn Ihre Braut so eine dumme Gans ist, so lassen Sie sie laufen."

Ein Patient konsultiert Thiersch wegen seines Nierenleidens, aber nicht, um sich von ihm operieren zu lassen, sondern nur, um die

Namen auswärtiger berühmter Operateure zu erfahren. Thiersch, unmutig über diese unnötige Störung seiner Nachmittagsruhe, tut ihm zwar den Willen und zählt die Spezialisten für dieses Körpergebiet in Paris, Berlin und Wien auf, fügt aber hinzu: „Wenn Sie nun dort ankommen und Sie werden gefragt, wo Sie her sind und Sie sagen: aus Leipzig, dann wird man Ihnen entgegnen: „Sie Schafskopf, warum haben Sie sich nicht von Thiersch operieren lassen?"

* *
*

Bei den Chirurgenkongressen fand Thiersch, wie bereits früher erwähnt, reichlich Gelegenheit, in Tischreden oder auch während der Verhandlungen seinen Humor und Geist spielen zu lassen. Als ein Beispiel für viele sei folgender Vorfall wiedergegeben:

„Auf einem dieser Congresse hielt Lauenstein-Hamburg einen Vortrag über die Behandlung der Schußwunden und vertrat den Standpunkt, daß Schußwunden, sobald sie in die Hand des Chirurgen kommen, zugenäht werden sollen. An diesen Vortrag schloß sich eine Diskussion mit für und wider an. Die Zeit der Mittagpause rückte immer näher, wurde überschritten. Da meldete sich oben auf dem Podium am Vorstandstisch sitzend der alte Thiersch zum Wort, ging schmunzelnd die paar Schritt zum Rednerpult, richtete sich auf und sagte: „Meine Herrn, ich schlage vor, wir lassen die Schußwunden offen und schließen die Discussion"! Unter allgemeiner Heiterkeit erklärte der Vorsitzende: „Ich gehe noch einen Schritt weiter und schließe die Sitzung."

* *
*

Wie früher erwähnt, hat Thiersch sich durch die Ausbildung sog. plastischer Methoden zur Bildung künstlicher Nasen aus den Weichteilen der Umgebung der Nase ein Verdienst erworben. So mancher entstellende Defekt ist durch diese Operation geheilt worden. Wie jeder Operateur, so war auch er stolz auf seine Erfolge, fand aber zuweilen, daß das Publikum die neuen Nasen doch nicht so ganz einwandfrei taxierte. Über eine solche Erfahrung berichtete er auf einem der Chirurgenkongresse etwa wie folgt:

„Eines Tages kam ein älterer Herr zu mir, der von einem entstellenden Defekt der Nase befreit zu werden wünschte. Er hatte

eigentlich keine Beschwerden und es lag auch für den Chirurgen zunächst kein Anlaß vor, operativ zu verfahren. Ich riet also ab. Er blieb aber dabei und als der eigentliche Grund seines Wunsches kam endlich heraus, daß er es nicht mehr aushalten könne. Die Jungens auf der Straße liefen ihm nach, so wie er sich sehen lasse und riefen: „Da kommt der Mann ohne Nase." Ich that ihm also seinen Willen und verfertigte ihm eine Nase, so gut ich vermochte. Das Resultat war für mich sehr befriedigend. Als der Herr nach einiger Zeit wieder zu mir kam, war meine erste Frage: „Nun, laufen Ihnen die Jungens immer noch nach?" „Ach, Herr Geheimrat," lautete die Antwort, „leider thun sie es. Aber jetzt rufen sie: „Da kommt der Mann mit der Nase."

Einem Patienten, der mit seiner künstlichen Nase nicht zufrieden war, sagte er: „So schön wie Ihr Herr Vater kann ich sie Ihnen allerdings nicht machen."

In der Klinik stellte er einmal eine Gesichtsplastik mit den Worten vor: „Die Nase ist von mir, die Oberlippe von meinem Kollegen Volkmann und der Schnurrbart vom Friseur."

* *
*

Wer heute durch die medizinischen Hörsäle wandert und die große Zahl weiblicher Studenten erblickt, die sich für ihren zukünftigen Beruf als Ärztinnen vorbereiten, weiß, daß die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium erst verhältnismäßig jungen Datums ist. Vor 40 Jahren noch war dies mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Im Jahre 1882 z. B. fragte der amerikanische Gesandte in Berlin in Leipzig an, ob seine Tochter, die sich für Augen- und Ohrenheilkunde ausbilden wollte und bereits in Amerika eine Prüfung abgelegt hatte, in Leipzig Anatomie, Physiologie, Histologie und Pathologie hören könne. Thiersch gab die Anfrage an His und Ludwig weiter. Die Antwort beider ist für die damalige Zeitströmung bezeichnend. His schreibt: „Im Allgemeinen besteht für mich kein Hinderniß, eine einzelne Dame zu meinen Vorlesungen zuzulassen. Die Durchführbarkeit im einzelnen Falle hängt nach meiner Überzeugung wesentlich davon ab, inwieweit es eine solche Zuhörerin versteht, sich durch taktvolles Benehmen eine geachtete Stellung gegenüber den andern Studenten zu bewah-

ren." Einen strengeren Standpunkt nimmt Ludwig ein. Er äußert sich: „Ich finde kein Bedenken, eine Dame zu den Vorlesungen über Physiologie zuzulassen, wenn dieselbe sich in den naturwissenschaftlichen Fächern auszubilden wünscht, ich würde dagegen die Erlaubniß verweigern müssen, wenn der Sinn der Zuhörerin auf medizinisch-praktische Ausbildung gerichtet ist. Gute Erfahrungen beim Verfolgen der ersteren und recht betrübte bei der Verfolgung der letzteren Ziele haben bei mir den Entschluß gereift, keiner Dame, die sich dem ärztlichen Studium widmen will, die Erlaubniß zum Besuche der Vorlesungen zu gestatten." Thiersch bedauerte diese Ablehnung. Die Sache scheiterte schließlich daran, daß der Kultusminister v. Gerber dem Gesandten eine höfliche aber entschiedene Ablehnung mit der Motivierung zuteil werden ließ, daß Damen grundsätzlich nicht zum medizinischen Studium zugelassen würden.

Vereinzelt scheint dies aber früher doch gestattet worden zu sein. Denn ein Kollege schreibt: „1876 gab es in der Chirurgischen Klinik nur 2 Medizinerinnen (eine aus Rußland und eine aus Amerika), beide bei den männlichen Collegen wenig beliebt. In einer theoretischen Vorlesung sagte der Herr Geheimrat: Ich habe nur einmal in meinem Leben großen Respekt gehabt vor einer Dame, die Chirurgie studirte, das war damals, als sie bei einer großen Operation — geweint hat."

Später aber war Thiersch recht zufrieden mit einer Amerikanerin, die längere Zeit in der Klinik hospitierte und die er auch einige Operationen machen ließ.

* *
*

Politisch ist Thiersch nie hervorgetreten. Er gehörte, streng genommen, keiner politischen Partei an, hielt sich im ganzen zu den Nationalliberalen, ein starker demokratischer Einschlag, offenbar beeinflußt durch die Ereignisse von 1848, war aber unverkennbar. Dabei gab es für ihn aber keinen Zweifel, daß für Deutschland, hauptsächlich wegen seiner geographischen Lage, die monarchische Staatsform das Gegebene sei. An Preußen imponierte ihm „der festgefügte Beamtenstaat", und das Deutsche Reich unter Preußens Führung nach 1870 war ihm die glücklichste Lösung der deutschen Frage. Die Sorge um den Bestand des Reiches hat ihn jedoch nie verlassen. Er verfolgte

den Gang der Politik und die auswärtigen Beziehungen zu dem jungen Reich mit dem größten Interesse. Sein oft ausgesprochenes, halb scherzhaft gemeintes Wort war: „Wir werden doch einst von der panslawistischen Welle verschlungen.“ Auf diese Besorgnis deutet auch folgende Stelle seiner Leipziger Rektoratsrede (1876):

„Die Deutschen sitzen hier (in Leipzig) als Eroberer. An wendisches Volkstum erinnern nur noch Namen, Trachten und Gebräuche, die Hussiten waren die letzten Slawen, welche verheerend in unser bereits deutsches Land einbrachen. Unser Besitz ist fast tausendjährig. Dennoch mag der Tag kommen, wo es einer starken Hand bedarf, um slawische Reunionsgelüste abzuwehren, und wenn einst das panslawistische Minimum, welches Sturm verkündet, sich nach Westen in Bewegung setzt, werden wir unsern Besitz und unser Volkstum erfolgreich nur als Glied eines großen, einträchtigen Reiches verteidigen können.“

Mit dem alten Kaiser Wilhelm ist Thiersch Mitte der achtziger Jahre gelegentlich einer Audienz des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie in Berührung gekommen. Er gewann eine sehr günstige Meinung von dem Monarchen. Dieser war von gewinnender Liebenswürdigkeit und erzählte u. a. aus seiner Prinzenzeit, es sei ihm einmal hinterbracht worden, in der Charité (dem bekannten Berliner Krankenhaus) ginge nicht alles mit rechten Dingen zu. Bei einem Besuch des Hospitales sei es ihm aber trotz aller Bemühungen nicht gelungen, den Fehler herauszufinden. Erst durch einen Sachverständigen sei er auf die richtige Spur gekommen. Seitdem habe er es sich zum Grundsatz gemacht, in Dingen, worin er kein persönliches Urteil besitzen könne, die eigene Meinung zurückzustellen und den Sachverständigen entscheiden zu lassen.

In diesem Bekenntnis glaubte Thiersch den Schlüssel zu dem Verhalten des Kaisers zu erblicken, der, so schwer es ihm wohl manchmal ankommen mochte, in der Politik sein Urteil dem des großen Kanzlers unterzuordnen pflegte.

Die Beziehungen Thierschs zum sächsischen Königshause waren mannigfaltig. Als er 1867 nach Leipzig kam, regierte noch König Johann. Seine Gemahlin Amalie, eine bayrische Prinzessin, hatte in der Jugend (s. o.) Unterricht bei dem Vater Friedrich Thiersch genossen und diesem ein dankbares Andenken bewahrt, wo-

von sich Thiersch bei seiner Antrittsaudienz überzeugen konnte. Dem König lag das Wohlergehen der Universität sehr am Herzen. Der Danteforscher machte es sich zur Pflicht, alljährlich einige Tage nach Leipzig zu kommen, um durch Besuch der Vorlesungen die neuen Lehrer kennenzulernen.

Als Thiersch im Jahre 1876 zum Rektor gewählt wurde, hatte er zur Neujahrscour bei dem König Albert, dem Nachfolger König Johanns in Dresden zu erscheinen. Dazu war eine bestimmte Tracht vorgeschrieben. Der Rektor des Mittelalters genoß den Rang eines gefürsteten Abtes, seine Tracht bestand in Barett, kurzem Mantel, Kniehosen, Schnallenschuhen. Der Rang des Rektors war im Laufe der Zeit sehr beschnitten worden, die Trachtenvorschrift aber war die gleiche geblieben, und bei dieser feierlichen Gelegenheit mußte sich ihr jeder Rektor, so auch Thiersch anbequemen. Die malerische, farbenreiche Tracht stand dem stattlichen Mann vortrefflich. Um keinen Mißerfolg in Dresden zu erzielen, versammelte er vorher die Familie, und übte in ihrer Gegenwart die vorgeschriebenen Verbeugungen ein, wobei ein Mitglied der Familie die Majestät zu markieren hatte. Die Generalprobe in Leipzig und die Vorstellung bei Hofe fielen nach Wunsch aus und Thiersch hat später sich gern an seine Vorübungen erinnert.

Thiersch schätze König Albert als einen Fürsten, der die Zeichen seiner Zeit wohl verstand. Der König verfolgte mit Aufmerksamkeit die Entwicklung seines Landes. Er zeigte Interesse für die Bedürfnisse der Industrie, des Handels und der Arbeiterschaft und war um das Gedeihen seines Landes in jeder Hinsicht besorgt. Gleich seinem Vater besuchte auch er in jedem Frühjahr die Stadt Leipzig. Thiersch als „alter Kriegskamerad“ erhielt fast immer eine Einladung zur Hoftafel, und kam von dort mit interessanten Erinnerungen zurück. Bewundernswert war die Aufmerksamkeit, mit welcher der König der Vorlesung ihm häufig ganz fremder Lehrgegenstände folgte. Er faßte den Inhalt jedesmal richtig auf, was sich in der Unterhaltung mit dem Vortragenden bei der Hoftafel herausstellte.

Viel erzählt wird jene Anekdote, nach welcher Thiersch in Gegenwart des Königs Albert bei dessen Besuch in der Chirurgischen Klinik nach vollzogener Amputation eines Beines gesagt haben soll: „Befehlen Majestät auch das andere Bein?“

Diese Frage hätte wohl dem Wesen Thierschs entsprochen, in der Tat hat aber diese Operation nicht stattgefunden. König Albert ist zwar wiederholt im Jakobs-Hospital gewesen und hat auch einmal einer Operation beigewohnt. Um allen Zwischenfällen vorzubeugen, hatte Thiersch jedoch einen ganz einfachen operativen Eingriff gewählt. Es wurde eine sog. „Gelenkmaus" operiert. Die Operation dauerte nur wenige Minuten, sie hatte aber trotzdem die Wirkung, daß ein den König begleitender Hofbeamter in Ohnmacht fiel.

Dagegen ist folgender, ebenfalls viel zitierter, harmloser Ausspruch authentisch. Einer der königlichen Prinzen war am Schlusse einer Festlichkeit bemüht, Thiersch in seinen Pelz zu helfen. Das Experiment mochte wohl nicht recht geglückt sein, denn Thiersch wandte sich mit den Worten an den Prinzen: „Darf ich Euer Königlichen Hoheit dieselbe Unbequemlichkeit erweisen?"

In Dresdner Hofkreisen ist Thiersch wiederholt als Arzt zugezogen worden. Auch von andern Fürstenhöfen wurde sein Rat eingeholt. Einmal wurde er wegen schwerer Erkrankung des Prinzen Georg nach Dresden berufen. Dabei spielte sich folgender Vorfall ab:

Auf dem Dresdner Bahnhof in Leipzig traf er mit einem hohen Regierungsbeamten, Herrn von X... zusammen, der von der Veranlassung der Reise nichts wußte und von ihm darüber auch nicht unterrichtet wurde. Er unterhielt sich herablassend, wie es seine Art war, mit Thiersch, und trennte sich kurz vor Abgang des Zuges von ihm mit der Andeutung, daß Thiersch wohl II. Klasse fahren werde, während er als Vertreter der Regierung I. Klasse fahre. Als Thiersch in Dresden von dem Leibarzt des Königs und einem Hofwagen abgeholt wurde, war er Gegenstand der größten Aufmerksamkeit des Regierungsvertreters, der nun zu erforschen suchte, aus welchen Gründen die Konsultation erbeten worden war und ob der König erkrankt sei. Worauf dann Thiersch kurz mit der Frage antwortete: „Ist diese Nachricht auch schon unter das Volk gedrungen?"

* *
*

Mit den juristischen Professoren der Universität bestand ein ausgezeichnetes Verhältnis und die gegenseitige Wertschätzung mit

Wach, Windscheid und Binding konnte gar nicht größer sein. Daß Thiersch trotzdem als ein Gegner der Juristen bekannt war, gründete sich auf die Rechtsprechung der Gerichte in Unfallsachen. Die soziale Unfallgesetzgebung baute in Erweiterung des früheren Haftpflichtgesetzes die Entschädigungspflicht für Unfallverletzte aus, und Thiersch erkannte sofort die große Gefahr für die Chirurgen. Sie lag darin, daß auch gewissenhafte Ärzte für Kunstfehler und angebliche Fahrlässigkeiten verantwortlich gemacht werden können, die im Bereiche der nicht vermeidbaren Zufälle liegen. In der Tat häuften sich die Fälle rigoroser Rechtssprüche. Thiersch sagte: „Wenn ich für Alles haftbar gemacht werden sollte, was ich bei Operationen versehen habe, käme ich Zeit meines Lebens nicht aus dem Gefängniß heraus.“ Er hatte einmal Mühe, durch sein Gutachten einen Arzt, der wegen Verstoßes gegen die Regeln der Antiseptik angeklagt war, vor Bestrafung zu bewahren.

Wie leicht in einer größeren Klinik ein Versehen vorkommen kann, darüber berichtet ein Augenzeuge aus der Klinik: „Es wurde eine Frau mit Brustkrebs operirt und genesen entlassen, aber ihr die Warnung mitgegeben, sie solle sich sofort wieder vorstellen, wenn sich etwa wieder ein Knoten zeige. Nach ca. $^1/_2$ Jahr erschien die Frau mit einer harten, länglichen Anschwellung in der Narbe. Dieselbe wurde weit umschnitten und die Wunde durch Lappenbildung geschlossen. Der Herr Geheimrat rückte seinen Zwicker zurecht und machte einen Querschnitt durch das Präparat. Es zeigte sich ein aseptisch eingeheiltes Drainrohr, keine Spur Recidiv.“ Was für Verdrießlichkeiten hätten sich ergeben, wenn die Frau geklagt hätte!

Ein Kollege, der längere Zeit als Koassistent auf der Klinik beschäftigt war, berichtet: „Als vor einigen Jahren einmal ein Arzt angeklagt war, weil er eine Kornzange bei einer Bauchoperation nicht mehr gefunden hatte, habe ich mich lebhaft an folgenden Vorfall aus der Klinik erinnert. Eines Tages wurde eine Bauchoperation ausgeführt, die sehr schwierig und aussichtslos war, und infolgedessen auch etwa nach $1^1/_2$ stündiger Dauer abgebrochen wurde. Ich hatte die Schwämme zuzureichen gehabt. Es mußten genau 12 Schwämme, jeder von 2 Faustgrößen, vorhanden sein. Wie immer, wurden die Schwämme nachgezählt. Es waren nur 11. Nach meiner bestimmten Versicherung, die von der Operationswärterin Franke

bestätigt wurde, daß 12 Schwämme dagewesen seien, erneutes ergebnißloses Untersuchen der Bauchhöhle. Der Schwamm war anscheinend verschwunden. Der Patient lag auf einer andern Station, und ich war nicht wenig erstaunt, als am nächsten Tage derselbe Patient wieder vorgestellt wurde und Thiersch in Gegenwart der ganzen Klinik den Schwamm aus der Bauchhöhle zog mit dem Bemerken, daß selbst bei der größten Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit derartige Sachen sich ereignen könnten."

Am ärgerlichsten war es Thiersch, als Sachverständiger vor Gericht erscheinen zu müssen. Das stundenlange Warten auf unsauberen, schlechtgelüfteten Korridoren, das ihn, den Vielbeschäftigten, zu unfreiwilliger Muße zwang, die Formalitäten der Vereidigung, die umständliche Feststellung der Personalien, die Vernehmung selbst, das alles war ihm höchst zuwider, und er sann auf Mittel, um sich diesen Unbequemlichkeiten für die Zukunft zu entziehen. Dies gelang ihm auch dadurch, daß er einmal ein ungewöhnlich hohes Honorar beanspruchte, was ihm, wenn auch mit Widerstreben, in Ansehen seiner Person gewährt wurde. Er hat dasselbe übrigens der Kasse der Gerichtsbeamten als Geschenk überwiesen. Das Gericht hütete sich fortan, Thiersch als Sachverständigen zuzuziehen und hielt sich an seine Assistenten. Auf diesen Vorfall bezieht sich folgende Mitteilung eines Kollegen:

„Thiersch erzählte einmal in der Klinik: Ich wurde einmal als Sachverständiger vor Gericht geladen. Man ließ mich mehrere Stunden auf der Bank im Wartezimmer sitzen. Als ich dann endlich gerufen wurde, fragte man mich, wieviel der anwesende Hilfsweichenwärter N. N., dem beide Beine abgefahren waren, durch einen Unfall an Arbeitsfähigkeit in seinem Berufe verloren habe. Da habe ich gesagt: „Hm! (dabei strich die Hand den weißen Bart) ich bin nie Hilfsweichensteller gewesen, und hoffe es auch nicht zu werden. Infolgedessen kann ich nicht beurteilen, wieviel der Mann an Arbeitsfähigkeit verloren hat." Dafür berechnete ich 100 Mark, das wollten sie zuerst nicht zahlen. Hm, wenn der Professor Thiersch 3 Stunden seiner kostbaren Zeit versessen hat, so ist das mit 100 M. nicht zu teuer bezahlt. Hm! — der Näxte!"

Nach diesen Erlebnissen wird man es wohl verstehen, wenn Thiersch die Studenten gelegentlich warnte: „Vor zweierlei müssen

Sie sich hüten, wenn Sie in die Praxis kommen, vor dem Publikum und den Juristen.“ Die Zuhörer lachten und nahmen das für einen Scherz. Manchem ist aber die bittere Wahrheit dieses Ausspruches durch die Erfahrung am eigenen Leibe aufgegangen.

* *
*

Man wird sich nicht wundern, daß eine sittlich so gefestigte Persönlichkeit wie Thiersch religiösen Fragen das größte Interesse entgegenbrachte. In einer protestantischen Familie, welche die Errungenschaften der Reformation hochhielt, im rein katholischen München aufgewachsen, mußten ihm die Zwiespältigkeiten der beiden Konfessionen schon früh zum Bewußtsein kommen. Ein Ausspruch von ihm war: „Wir lernen in der Schule so viel Falsches, daß wir unser ganzes Leben zu thun haben davon loszukommen.“ Er hatte damit wohl vor allem die religiösen Zweifel im Sinn, die jeden denkenden Menschen bewegen. Daß diese auf protestantischer Seite größer waren als auf katholischer, blieb ihm nicht verborgen, auch nicht die schwere wirtschaftliche Lage, die mitunter den protestantischen Geistlichen bedroht, wenn seine Ehe mit viel Kindern gesegnet ist. Es war eine freundschaftlich-väterliche Mahnung, die er einst an Paul Drews, einen Freund seines Sohnes, richtete und den er gut leiden mochte. „Paule, Paule, werde kein Theologe, Theologen kriegen viele Kinder.“ Dieser ließ sich aber nicht beirren, wurde doch Theologe, und hat später als akademischer Lehrer seinen Platz ausgefüllt.

Mit den theologischen Professoren der Universität bestand ein gutes Einvernehmen. Delitzsch war ihm bereits von Erlangen her bekannt. In der Luthardtschen Familie wurde er als Arzt zugezogen. Die Familien Thiersch und Gustav Baur wurden eng befreundet. Fricke, der Prediger der Peterskirche, wohnte in dem gleichen Hause. Dieser, wegen der Länge seiner Reden gefürchtet, hatte bei der Einweihung des Lutherdenkmals vor der Johanniskirche die Weiherede zu halten. Sie dauerte zwei Stunden, während deren die Mitglieder der Universität stehen mußten. Am Schlusse begrüßte Thiersch den Redner: „Sie haben mein Herz erwärmt, aber nicht meine Füße.“

Manchen Kollegen hat Thiersch zur letzten Ruhe begleitet. Nicht immer war die Stimmung der Feier entsprechend, besonders wenn es sich um einen entfernteren Kollegen handelte. Bei einer solchen Gelegenheit war es ihm auch nicht möglich, einen plötzlichen Einfall zu unterdrücken. Man pflegte bei Begräbnissen den Zylinder aufzusetzen, von denen mancher nicht immer der neuesten Mode entsprach. Als nun Gustav Baur hereintrat, ertönte im Hintergrunde Thierschs verschleierte Stimme: „Herr Collega Baur, schon Ihr Hut erweckt Trauer."

* *

*

Am Reformationstage nimmt die Leipziger Universität seit Alters den Wechsel des Rektorats vor. Der Feierlichkeit in der Aula und dem Gottesdienst in der Kirche fügt sich zum Schlusse ein Festmahl an, zu welchem der Rektor die Mitglieder der Universität, Freunde und zahlreiche Ehrengäste einlädt. Aber die Freuden der Tafel sind mit einigen Unbequemlichkeiten zu erkaufen. Altem Herkommen gemäß müssen — in einer bestimmten Reihenfolge — ein Dutzend oder mehr offizielle Trinksprüche angehört werden. In dem praktischen England hat man sich verständigt, bei ähnlichen Gelegenheiten die heilige Gewohnheit des Essens und Trinkens nicht zu unterbrechen. Die Trinksprüche werden deshalb erst nach dem Essen, einer gleich nach dem andern gehalten. Hier aber fordert es die Sitte, die Toaste zwischendurch mit anzuhören, was mit einer unnötigen Verlängerung des Diners verbunden ist. Die Geduld der Gäste wird also mitunter auf eine harte Probe gestellt. Außerhalb der Reihe, am Schlusse der Rednerliste, ist es gestattet, auch einmal eine inoffizielle Rede zu halten. Das war für Thiersch eine Gelegenheit zu sprechen und er hat davon reichlich Gebrauch gemacht, weniger aus eigenem Antrieb, als weil man mit der Zeit regelmäßig „seinen Trinkspruch" mit Spannung erwartete. Leider sind diese Reden nicht gesammelt worden. Er trat auf als fein ironisierender Kritiker und nahm auch bei diesen Gelegenheiten manch freies Wort für sich in Anspruch. Wenigstens einige Proben sind erhalten und seien hier eingeschaltet:

Im Jahre 1871 war Rektor der Innere Kliniker Karl Wunderlich (s. o.), der sich durch Einführung der Thermometrie ein bleibendes Verdienst erworben hat. Den Trinkspruch auf den Rektor kleidete Thiersch in Reime. Vorbild waren die von ihm sehr geschätzten „Makamen des Hariri". Die Anspielungen der Rede sind wohl heute, nach 50 Jahren, noch verständlich.

„Wenn ich mich auch vernehmen lasse mit einigen Worten, — Muß ich zunächst um Nachsicht bitten aller Orten. — Denn seit ich ‚Geheimer' geworden, — Mein Frack sich geziert hat mit Orden, — Sind die Pfeile meines Witzes verschossen, — Die sonst getroffen so manchen Genossen. — Mein Korn ist ausgedroschen, — Der Strahl meiner Blitze erloschen. — Zum senex mich gestaltend, — Vertrocknend und erkaltend, — Suche ich zu tragen mehr gedrückt als beglückt — Meines Amtes Bürde mit Würde.

Dennoch will ich nicht sitzen stumm und trocken — An dem Tag, wo gefeiert wird mit Geläut der Glocken, — Mit Fahnenschwingen, Reden und Gläserklingen — Unseres Medicus primarius Erhebung — Auf den höchsten Gipfel professorlicher Bestrebung. — Denn, wenn auch unsere Wege sich scheiden und meiden beim Kuriren, — Pflegen wir uns zu treffen beim Seciren, — Um als moderne Auguren — Nachzuspüren den Spuren — Von der Krankheit Vergangenheit — In unser Opfer Eingeweid, — Und mit dem bittern Lächeln der Entsagung — Unter sämtlicher Umstände Beklagung — Zu constatiren und protocolliren — den Thatbestand, — Wie er sich vorfand.

Darum lassen Sie mich meinen Glückwunsch formulieren. — Möge der Gefeierte glücklich zu Ende führen, — Was heute so schön begonnen. — Möge der silberne Ministerbronnen — Befruchten sein Ackerfeld — Mit Dozenten wohlbestellt. — Möge kein Schwindelkorn wachsen unter dem Weizen, — Und was faul ist, möge er wegbeizen. — Mögen zum Ruhme von Sachsen — Die Institute aus dem Boden wachsen. — Möge unser Puls sein kräftig — Und unser turgor vitalis vollsäftig, — Unsere Haut glatt — Und unser Magen satt. — Möge das Feuer unserer Senatsdebatten [es giebt nichts Langweiligeres] nicht erkalten und ermatten. — Doch möge, wie gebührt sich, — Ihre Temperatur niemals steigen über Vierzig, — Und so wollen wir dieses Glas weihen — Unseres Rektors fröhlichem Gedeihen."

Ein langjähriger Teilnehmer dieser Essen schreibt:

„Nach den unvermeidlichen offiziellen Trinksprüchen war immer die Rede Thierschs die ersehnte Erlösung aus den Formen steifer Konvention. Einmal hatte der neue Rektor bei der Festrede in der Aula, ein Chemiker, über die Struktur der Materie gesprochen. Thiersch begann mit der Schilderung eines Spazierganges, den er eines Sonntags Morgens mit seinem kleinen Sohn gemacht hatte. Dieser frug, nach Art eines Kindes, wer das Getreide und andere Dinge gemacht habe und erhielt stets zur Antwort: ‚Der liebe Gott.' Schließlich frug er: ‚Wer hat denn den lieben Gott gemacht?' Antwort: ‚Der hat sich selbst gemacht.' Nach längerem Nachdenken der Knabe: ‚Das muß aber schwer sein.' An dieses Gespräch knüpfte Thiersch

an und zeigte, daß die naiv realistische Auffassung, zu der sich der Redner bekannt hatte, zur Gestaltung eines Weltbildes gänzlich unzulänglich sei, was er natürlich nicht in gelehrter Ausführung, sondern mit wenig witzigen Andeutungen beleuchtete."

Im Jahre 1894 wurde der Psychiater Paul Flechsig zum Rektor gewählt. Thiersch, 72 Jahre alt, erhob sich zum Schluß der Tafel zu einem Trinkspruch. Er schilderte in launiger Weise den Leidensgang eines neuen Rektors an seinem Ehrentag, angefangen von dem in aller Frühe überraschenden musikalischen Weckruf eines Pauliner Quartetts. Er ließ die Ereignisse des Vormittags, den Besuch beim Haarschneider vorüberziehen, der das Äußere des Rektors der Würde des Tages anzupassen habe. „Dann geleitete man College Flechsig in die Paulinerkirche, wo man ihn noch nie gesehen hatte." (Stürmische Heiterkeit.) Er kam dann auf das menschliche Gehirn, das Spezialgebiet Flechsigs, zu sprechen, auf die graue Rinde und deren Veränderung durch übermäßigen Alkoholgenuß. „Bei dem Alkohol fallen mir die Studenten ein, ohne die wir doch nicht existiren können." Sein Hoch klang auf die Studenten aus.

Mit dieser humorvollen Rede nahm Thiersch gewissermaßen Abschied von dem großen Kreis der Akademiker. Bald darauf begann sein Leiden, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Die Teilnehmer jenes Essens bewahren aber sein Andenken als das eines auf voller geistiger Höhe stehenden Mannes.

* *
*

Uneigennützigkeit pflegt häufig mit einem Mangel an Erwerbssinn verbunden zu sein. Das konnte man auch bei Thiersch wahrnehmen. Er blieb arm im Vergleich mit andern Professoren der Medizin, die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machen. Rechnungen zu schreiben brachte er nicht fertig, auch bei reichen Patienten nicht. Zuweilen machte er sich selbst darüber lustig. „Sehen Sie diese Bürste," und er strich sich mit einer schönen Bürste — Rücken und Griff von Elfenbein — den Bart „sie ist 600 Thaler wert." „Nicht möglich." „Doch, es ist das Honorar des reichen Bürstenfabrikanten N., an dem ich eine schwere Operation glücklich ausführte."

* *
*

„Wer arm und krank ist, den hat das schwerste Los getroffen, ihm muß vor Allem geholfen werden.“ Dieser Ausspruch findet sich zuerst in der Leipziger Rektoratsrede (1876) und hat seitdem rasch die Runde gemacht.

Der Fürsorge für die Kinder wurde schon gedacht. Die Kinderbaracke erfreute sich seiner besonderen Aufmerksamkeit. Als der Fortschritt der Zeit nach eigenen Kinderkrankenhäusern verlangte und auch in Leipzig ein solches entstand, erhob er zwar keinen Widerspruch, aber er meinte, besser als bei ihm könnten es die Kinder dort auch nicht haben. Er suchte ihnen den Aufenthalt im Krankenhause so angenehm wie möglich zu machen und war sehr damit einverstanden, daß Damen aus Professorenkreisen sich in verständnisvoller Weise mit den Kindern beschäftigten. Für das geistige Fortkommen sorgte der Oberlehrer Mittelbach, der viele Jahre hindurch den regelmäßigen Unterricht erteilte. Thiersch hielt sich eine Zeitlang die englische Zeitung „Illustrated London News“, die mitunter recht gelungene, dem kindlichen Verständnis angepaßte bunte Drucke brachte. Er sammelte diese, zog sie mit Hilfe seiner Kinder auf Pappe auf und ließ sie zur Unterhaltung kleinerer Patienten über deren Betten anbringen. An den geräuschvollen Weihnachtsfeiern beteiligte er sich nicht, denn er war kein Freund öffentlicher Schaustellung der Wohltätigkeit.

Ein Schlosser, der als Kind wegen eines langwierigen Knochenleidens $1^1/_2$ Jahre auf der Kinderstation lag, schreibt:

„Schon das überaus liebenswürdige, väterliche Zureden ließ mich meinen schweren Zustand vor der Operation fast vergessen. Ich wurde operirt und überstand die Operation glänzend. Hier zeigte sich nun ganz besonders die unendliche Güte des Herrn Geheimrat, der mich armen Schlosser als Kranken wie sein eigenes Kind behandelte. Auf alle Wünsche und Einzelheiten ging der Herr Geheimrat in so überaus herzlicher Weise ein, worüber nicht allein ich, sondern alle damaligen Schwerkranken, gewiß ein ganzes Buch zu schreiben vermöchten. Jede nur denkbare Erleichterung und Ablenkung wurde gewährt und ich habe damals oft im Stillen die unermüdliche Tätigkeit und die große Liebe zum Beruf bewundert. Ich sehe noch heute im Geiste meinen damaligen Retter in der Kinderbaracke,

wie er an jedem einzelnen Kinde mit väterlicher Liebe hing und für jedes Gefühl und Mitleid hatte . . ."

Wie Thiersch seine Wohltaten in aller Stille ausübte, dafür ist folgender, im September 1921 von Marta und Anna H. geschriebene Brief bezeichnend, denn erst durch ihn erfuhr seine Familie eingehender von den darin erzählten Vorgängen, obwohl sie sich in nächster Nähe der Wohnung abgespielt haben:

„Unsere Eltern, der Vater war Beamter an der Eisenbahn, wohnten in Leipzig, Carolinenstraße 15. Wir Kinder hatten nun oft Gelegenheit, Herrn Geheimrat auf seinem Weg zum Krankenhaus, den er durch das Pförtchen am Ende der Carolinenstraße nahm, zu begegnen und wir machten stets vor diesem ehrwürdigen, weißbärtigen, mit seinen freundlichen blauen Augen so liebevoll blickenden Herrn unsern Knix. Darauf fragte er uns nun eines Tages nach unsern Familienverhältnissen, er gab meiner Schwester und mir jedem ein Stück Schokolade, die er fast stets bei sich trug und womit er uns noch oft beglückt hat, und unsere Freundschaft war besiegelt. Wir haben dann oft Gelegenheit gehabt uns über den reichen Inhalt der Taschen im Havelock des Herrn Geheimrat zu wundern. Kam z. B. auf der Straße ein armes Kind mit zerrissenen Strümpfen, so faßte er in seine Tasche, erkundigte sich nach dem Namen dessen, der beschenkt werden sollte, fragte auch, was für eine Größe gebraucht wurde und manches glückstrahlende Gesicht lachte ihm Dank für ein paar Strümpfe. Auch ich war mal unter den Beschenkten und das kam so:

Ich kam mit meinem Handkörbchen vom Einkaufen heim und es war ziemlich kalt, ich aber nicht im Besitz von Handschuhen. Wie ich nun unserm Hause zusteure, kommt mir der Herr Geheimrat entgegen, und jetzt blieb es nicht bloß bei einem Knix, sondern wir bekamen sogar eine Hand und er sagte gleich: ‚Du hast aber kalte Hände, will doch gleich mal sehen, ob Dir so ein Paar passen'; und aus der bewußten Tasche kamen etliche Paar zum Vorschein. Er hat sie mir sogar selbst auf die Finger gezogen und ich bin mit den schönen, warmen Handschuhen selig nach Hause gegangen. Sie waren mir immer sehr wertvoll und noch jetzt kann ich sie ganz genau beschreiben. Nun sagten die Eltern, wir sollten auch in ihrem Namen uns recht schön bedanken und da frug er mal Sonntags, als er bei

uns vorbeikam, wieviel Personen wir zum Kaffeetrinken wären. Wir waren eine zahlreiche Familie, darüber freute er sich sehr, ging mit uns in einen Bäckerladen und kaufte für Jedes zwei Pfannkuchen, die wir natürlich ganz glücklich nach Hause brachten. Er legte überhaupt so reges Interesse für unsere Familie an den Tag, ein Bruder kam aufs Lehrerseminar nach Nossen, von dem sagte er immer: „und wie gehts dem Herrn Schulrat?" er erkundigte sich so liebevoll nach Allem und hat sogar unsere Eltern einmal besucht, um sie kennen zu lernen.

Den Jungen in der Carolinenstraße machte er damit eine besondere Freude, daß er sie an der Villa von Birch-Hirschfeld antreten ließ zum Wettlauf und wer zuerst an der Pforte nach dem Krankenhaus war, bekam 10 Pfennige. Da gabs viel edlen Wettstreit."

Ehrungen.

Naturforscherversammlung zu Leipzig. 70. Geburtstag. Krankheit. Ende.

Im Laufe seines langen Lebens sind Thiersch die mannigfachsten Ehrungen zuteil geworden. Früh schon genoß er bei den Fakultätsmitgliedern eine Vertrauensstellung und bei Streitigkeiten wurde er gern zum Schiedsrichter gewählt. Zahlreich sind die Bitten auswärtiger Kollegen um Ratschläge bei Besetzung erledigter Lehrstühle, meist natürlich für chirurgische Professuren, aber nicht beschränkt auf diese. Auch aus England wurde zuweilen sein Rat begehrt. Gern hat Thiersch solche Ratschläge nicht erteilt und mit zunehmendem Alter wurden sie ihm eine Last. Er hatte oftmals Mühe, sich über die wissenschaftliche Befähigung des Kandidaten zu versichern und fand nicht die rechte Muße, die einschlägigen Arbeiten, wie er dies für notwendig hielt, einzusehen. Einmal ereignete es sich, daß in einer auswärtigen Universität zwei Parteien, die sich in einer Berufungsangelegenheit mit verschiedenen Vorschlägen gegenüberstanden, sich beide an Thiersch wandten, um seinen Rat einzuholen. Mitunter sind seine Bemühungen, auswärtige Gelehrte heranzuziehen, vergeblich gewesen. Es gelang ihm z. B. nicht, Anfang der siebziger Jahre die Berufung von Pettenkofer von München an das neu gegründete Leipziger Hygienische Institut durchzusetzen, und als nach dem Tode Cohnheims sich die Aussicht eröffnete, Robert Koch für Leipzig zu gewinnen, setzte er sich sehr dafür ein, leider vergeblich.

Äußere Auszeichnungen suchte er nicht, sie wurden ihm von selbst zuteil. Öffentlichen Ehrungen ging er am liebsten aus dem Wege, und wenn es nicht zu vermeiden war, eine Lobrede auf die eigene Person anzuhören, so nahm er dies als Fatum hin. Dabei war er aber nicht unempfänglich für Anerkennung, besonders wenn sie aus dem Kreise der Fachgenossen kam.

Im Jahre 1862 ernannte ihn die Physikalisch-medizinische Gesellschaft zu Würzburg zu ihrem korrespondierenden Mitglied. In späteren Jahren wurde er Ehrenmitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften, wir erwähnen die Pirogoff-Gesellschaft zu St. Petersburg, die Pathological Society zu London, die Societas Chirurgica Amerikana in Boston, die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Kurz vor seinem Ende erreichte ihn noch die Nachricht von seiner Ernennung zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Die Regierungen von Sachsen, Bayern und Preußen verliehen hohe Ordensauszeichnungen. Dem Sächsischen Sanitätskorps gehörte er seit 1891 als Generalarzt à la Suite an.

Die Würde eines Rektors der Universität hat Thiersch, wie bereits erwähnt, zweimal bekleidet, 1861 in Erlangen und 1876 in Leipzig. Es waren beidemal friedliche Zeiten, und das Rektorat verlief ohne besondere Zwischenfälle.

Mit einigen Worten sei Thierschs Tätigkeit bei der Naturforscher-Versammlung in Leipzig, 1872, erwähnt. Es wiederholte sich zum 50. mal jene berühmte Wanderversammlung, die seinerzeit unter Okens Führung in Leipzig ihren Geburtstag erlebte. Geschäftsführer waren der Mineraloge Zirkel und Thiersch. Die Versammlung verlief ganz nach Wunsch. Einige Schwierigkeiten verursachte nur die Gewinnung hervorragender Redner für die allgemeinen Sitzungen. Ernst Häckel, Helmholtz, Griesbach, Semper u. a. hatten abgelehnt, aber du Bois Reymond kam und hielt seinen berühmt gewordenen Vortrag über die „Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis“. Die Versammlung war von über 600 Teilnehmern aus aller Herren Länder besucht und hielt ihre Verhandlungen in 20 Sektionen, darunter drei neugebildeten, ab. Zum erstenmal ist eine Ausstellung von naturwissenschaftlichen und medizinisch-chirurgischen Lehrmitteln und Instrumenten erwähnt. Die Stadt Leipzig spendete ein schönes Gewandhauskonzert und für körperliche Erholung sorgte ein Ausflug nach dem reizend gelegenen Grimma an der Mulde. Der Festausschuß dieser Veranstaltung hat sein Programm wohl nicht ganz ohne die Mitwirkung Thierschs entworfen. Denn wir finden u. a. verzeichnet:

„Liebhaber weiterer Spaziergänge werden auf folgende Punkte aufmerksam gemacht: Nimbschen, Klosterruine, Pantoffel der Katharina verehelichte Dr. Luther, geborene von Bora — Entfernung 1/2 Stunde.

... Böhlen, am linken Ufer der Mulde, in der Nähe Seumes Ruhe (eine Nachahmung des von hier bewirkten Spazierganges nach Syrakus ist wegen Kürze der Zeit nicht zu empfehlen).

... gegen 6 Uhr allgemeine Versammlung auf dem Festplatz im Schießhaus an der Mulde, Abendbrot mit Bier, Doppelconzert, zwanglose Heiterkeit im Grünen, später bei Vollmond ...“

Am 20. April 1892 vereinigte sich zum 70. Geburtstag alles, was dem Hause Thiersch nahestand, um dem Jubilar seine Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu beweisen. In der Wohnung erschienen 22 Abordnungen und brachten Glückwünsche dar, darunter Vertreter der Universitäten Erlangen, Halle, Berlin, Prag, Jena. Prof. Bergmann-Berlin überreichte im Namen des „Archivs für Chirurgie“, Prof. Rose im Namen der „Zeitschrift für Chirurgie“ je einen Festband mit literarischen Gaben wissenschaftlicher Forscher. Bardeleben-Berlin überbrachte die Glückwünsche der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Durch den Mund ihres Oberbürgermeisters Georgi ernannte die Stadt Leipzig Thiersch zum Ehrenbürger. Die Regierung bedachte ihn mit der Würde eines Geheimen Rates. Sein alter Freund, Generalarzt Roth, begrüßte ihn im Namen des Sächs. Sanitätskorps. Eine von dem Bildhauer Seffner vortrefflich ausgeführte Marmorbüste übergab sein langjähriger frühere Assistent, Geheimrat Helferich-Greifswald im Auftrag der Schüler. Andere Auszeichnungen folgten. An dem Festmahl in der Buchhändlerbörse beteiligten sich über 200 Gäste. Trinksprüche von Benno Schmidt, Bürgermeister Tröndlin, General Tschirschnitz und andern erwiderte Thiersch mit einem stillen Weihetrunk auf den dahingeschiedenen Wilhelm Braune, um in ein Hoch auf Benno Schmidt auszuklingen. Die Arbeitsgemeinschaft des Feldzuges 1870 hatte so einen Nachhall gefunden. Zwischen die immer zahlreicher erklingenden Tischreden schob sich die Abordnung eines wohlgelungenen studentischen Fackelzuges. Die Studenten ließen es sich aber nicht nehmen, ihrem verehrten Lehrer noch eine besondere

Huldigung darzubringen. Sie veranstalteten eine Woche später einen Kommers, auf welchem Thiersch einen berühmt gewordenen Trinkspruch auf die „Medizinerbräute“ ausbrachte, der bei dem nächsten klinischen Vogelschießen durch Dichtung und Bild eine entsprechende Würdigung fand. In einem zweiten Trinkspruch erging er sich in Erinnerungen an seine eigene Studentenzeit, in der die Niederlassung als Arzt noch an eine Lizenz gebunden war. In eine Betrachtung über das „Singen, Trinken und Schlagen“ der Studenten von einst und jetzt, in welchen „Nebenbeschäftigungen“ sich nicht viel geändert habe, streute er eine Anzahl humorvolle Bemerkungen.

Die Natur hatte Thiersch mit einem widerstandsfähigen Körper ausgestattet. Er war von den Brüdern der stattlichste und größte. Durch eine mäßige Lebensweise hat er das kostbare Pfand der Gesundheit streng gehütet. Der starke Körper brauchte verhältnismäßig wenig Nahrung. Als Getränk bevorzugte er Tee, im späteren Alter war ein Glas Rotwein „die Milch der Alten“ eine willkommene Beigabe des Mittagstisches.

Von längeren, den Beruf unterbrechenden Krankheiten ist Thiersch verschont geblieben. Indessen ist er seit Erlangen immer wieder durch neuralgische Nackenschmerzen belästigt worden. Er führte sie auf das jahrelange, anhaltende Mikroskopieren in gebückter Haltung zurück. Sie veranlaßten ihn, nach der Tagesarbeit, so oft es ging, sich in gestreckter Lage auf bequemem Sofa auszuruhen. Sehr störend wurde ihm eine seit den siebziger Jahren auftretende Venenentzündung der Beine, vermutlich eine Folge der im Jahre 1872 gemachten Infektion (s. o.). Sie legte ihm große Schonung auf, besonders in den späteren Lebensjahren. Das kranke Bein mußte hochgelagert werden und in diesem Zustand hat er auch mitunter Klinik und Operationskursus abgehalten. Auch von Migräne wurde er seit Kindheit häufig heimgesucht. Alles dies veranlaßte ihn, des Abends geräuschvolle Geselligkeit zu meiden und sich der Familie zu widmen.

Bis zum 70. Lebensjahre hielten die Kräfte aus und er versah die Tagesarbeit, wenn auch die Frische und das Interesse allmählich nachließ. Im Herbst 1894 wurde er durch zunehmende Schwäche und Kurzatmigkeit belästigt und blieb dauernd zu Hause. Ganz allmählich nahmen die Kräfte ab. Der Geist trübte sich, es traten Zustände

von Herzschwäche hinzu und am 18. April 1895 entschlummerte er sanft. Die von Birch-Hirschfeld vorgenommene Sektion ergab in der Hauptsache ein sehr großes Herz und eine Atrophie des Vorderhirns.

Die Teilnahme bei seinem Hinscheiden war allgemein. Das Begräbnis fand unter ungewöhnlicher Beteiligung statt. König Albert, der Thiersch noch einige Zeit vorher in seiner Wohnung aufgesucht hatte, ordnete eine militärische Bestattung an und entsandte General v. Treitschke als seinen Vertreter. Die Begräbnisfeier wurde in der Peterskirche gehalten, welche die Trauerversammlung kaum fassen konnte. Pastor Hartung, ein treuer Freund der Familie, entwarf in der Grabrede ein lebendiges Charakterbild des Verstorbenen. Professor Zweifel sprach im Namen der medizinischen Fakultät, Bürgermeister Tröndlin im Namen der Stadt. Die Universität Erlangen ließ durch Prof. Strümpell, die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie durch Prof. v. Bergmann einen Kranz niederlegen. Der Schwiegersohn Adolf v. Harnack rief dem Entschlafenen im Namen der Familie das letzte Lebewohl nach. Dann setzte sich der lange Trauerzug, gebildet von zahlreichen Abordnungen, Vereinigungen, Ärzten, Studenten und Militär in Bewegung. Auf dem Johannisfriedhof erfolgte die Beisetzung, drei Salven wurden am Grabe abgegeben. Die Grabstätte hatte er sich längst erworben. Er pflegte sie seinen einzigen Grundbesitz zu nennen. In einfachem Stil gehalten trägt sie die selbstgewählte Inschrift: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Schriften von Carl Thiersch.

Dissertation: Zur Lehre von der Arzneiwirkung. München 1846.

Pathologisch-anatomische Arbeiten:

Pathologisch-anatomische Beobachtungen über Pyämie. Habilitationsschrift. München 1849.

Bildungsfehler der Harn- und Geschlechtsteile eines Mannes. Rubners illustr. med. Zeitung. 1852.

Dazu Rezension von Rudolf Virchow: Jahresbericht der Medizin, Bd. IV. 1852.

Cholera:

Mündlicher Bericht: Versammlung der Ärzte, Infektionsversuche an weißen Mäusen. Bayr. ärztl. Intelligenzbl. München Nr. 43 S. 368ff. 1854.

Infektionsversuche an Tieren mit dem Inhalt des Choleradarmes. Cotta. München 1856.

Dazu: Pfeufer, Rezension: Bayr. ärztl. Intelligenzbl. Nr. 22 S. 269. 1856.

August Hirsch, Rezension: Rückblick auf die Erfahrungen und Leistungen im Gebiete der Cholera, S. 26ff. und 33. 1856.

Berichtigung zu einer Bemerkung Virchows. Berl. Klin. W. Nr. 44. 1885.

Epithelialkrebs:

Über Epithelialkrebs. 36. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Speyer. 1861.

Der Epithelialkrebs, namentlich der Haut. Mit einem Atlas mikroskopischer Abbildungen. 11 Tafeln. Engelmann. Leipzig 1865.

Dazu Th. Billroth: Rezension in Langenbecks Archiv, Bd. VII.

Bericht über 102 Fälle von Epithelialkrebs, auf Grund einer statistischen Bearbeitung von C. Dörfler. Als Manuskript gedruckt. Breitkopf & Härtel. Leipzig 1866.

Zur Behandlung des Krebses. Ärztl. Intelligenzbl. Nr. 17. München 1866.

Dazu Nußbaum: 15 Beobachtungen über die von Prof. K. Thiersch gegen den Krebs empfohlenen Einspritzungen. Ärztl. Intelligenzbl. Nr. 17. 1867.

Plastische Operationen:

Gaumendefekt durch Wangenschleimhaut geheilt. 1868.

Verschluß eines Loches im Gaumen durch die Weichteile der Wange. Archiv f. Heilkunde, 9. Jahrg. 1868.

Brauser, Dissertation: Ein Fall operativ behandelter Epispadiasis. Erlangen 1858.

Operierter Epispadäus. 42. Versammlung der Naturforscher und Ärzte. Dresden 1868.

Über Entstehungsweise und operative Behandlung der Epispadie. Mit 4 Tafeln. Archiv f. Heilkunde. 1869.

Ein operierter Fall von Epispadie mit Blasenspalte. IV. Chirurgen-Kongreß, Protokolle S. 16. 1875.

Geheilte Fälle von inversio vesicae. XI. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 88. 1881.

Wundheilung:

Die feineren anatomischen Veränderungen nach Verwundung der Weichteile. Handbuch von Pitha und Billroth, Bd. 1. 1866.

Über die feineren anatomischen Veränderungen bei Aufheilung von Haut auf Granulationen. II. Chirurgen-Kongreß. Archiv f. klin. Chir., Bd. XVII. 1874.

Hautverpflanzung:

Über Hautverpflanzung. XV. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 17. 1886.

Über Hautverpflanzung. XVII. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 66. 1888.

E. Plessing, Hautverpflanzung nach C. Thiersch. Langenbecks Archiv, Bd. 37. 1888.

Urban, Über die Hautverpflanzung nach Thiersch. D. Zeitschr. f. Chir., Bd. 32. 1892.

Antiseptische Wundbehandlung:

Joseph, Dissertation: Listers antiseptische Behandlung der Abszesse. Otto Wigand. Leipzig 1867.

Klinische Ergebnisse der Listerschen Wundbehandlung und über den Ersatz der Karbolsäure durch Salizylsäure. Sammlung klin. Vorträge 84—85. 1875.

Über die Verwendung der Salizylsäure als Antiseptikum. Bericht über die wissenschaftlichen Vorträge der medizinischen Gesellschaft zu Leipzig in den Jahren 1873 und 1874. F. C. W. Vogel. 1875.

Operations- und Verbandstechnik:

Klammerzange zur punktförmigen Ustion der Angiome, elastischer Heftpflasterverband zur Vor- und Nachbehandlung der Hasenscharte, modifizierte Perlnaht, Schnürinstrumente für Drahtnähte. IV. Chirurgen-Kongreß. 1875.

Tüngel, Über die Behandlung kavernöser Angiome durch galvanokaustische punktförmige Ustion. Archiv d. Heilkunde, Bd. 16. 1875.

Modifizierte Massenligatur und Perlnaht. X. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 20 und Bd. 2 S. 413. 1881.

Kombination von Rosenkranz und Perlnaht. Archiv f. klin. Chir., Bd. 27. 1881.

Operative Chirurgie:

Modifikation der Ellbogenresektion. Medizinische Gesellschaft zu Leipzig. D. Zeitschr. f. prakt. Med., Nr. 51. 1877.

Zu Ogstons Operation des genu valgum. Langenbecks Archiv, Bd. 23. 1878.

Über Nervenextraktion, mit Vorzeigung von Instrumenten und ausgezogenen Nerven. XVIII. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 44. 1889.

Exstirpation einer Balggeschwulst bei einem Bluter. X. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 44. 1881.

Jacob Goldmann, Dissertation: Über Mastdarmvorfall mit besonderer Berücksichtigung der Thierschschen Operation. Straßburg 1892.

Verschiedenes:

Fälle von Transfusion. Schmidts Jahrbücher, Bd. 158 S. 276. 1873.

Über Phosphornekrose der Kieferknochen. Ursprünglich als lateinisches Programm: „in memoriam Bosei“ Lips. Archiv f. Heilkunde. 1867.

Seltener Fall von Selbstverstümmelung. X. Chirurgen-Kongreß, Bd. 2 S. 411. 1881.

Heilung eines Aneurysma racemosum arteriale durch subkutane Alkoholinjektionen. Mitgeteilt von E. Plessing. Langenbecks Archiv, Bd. 32. 1886.

Behandlung des phagedänischen Schankers mit parenchymatösen Einspritzungen von Silbersalpeter. X. Chirurgen-Kongreß, Bd. 2 S. 407. 1881.
Beitrag zu der Lehre von den Pseudarthrosen. VII. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 93. 1878.
Arthritis deformans des Fußgelenks. XV. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 17. 1886.
Jodoform als Antiseptikum und Antituberkulosum. Medizinische Gesellschaft zu Leipzig, 8. November 1881. Berl. Klin. W., Nr. 44. 1882.
Demonstration von Blasenpräparaten und über den Wert des hohen Schnittes für die Behandlung schwerer infektiöser Blasenentzündungen. XIX. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 54. 1890.
Demonstration der Leichenpräparate einer Pyonephrose bei einem 2½jährigen Kinde, mit eigentümlichen Fibringerinnseln in Niere und Blase. Daselbst S. 57. 1890.
Bericht über Versuche mit O'Dwyers Intubation of Larynx bei Diphtheritis. XVII. Chirurgen-Kongreß, Bd. 1 S. 53. 1888.
Gr. Urban, Bericht über 32 Fälle von Intubation bei Diphteria laryngis. Aus der Chir. Klinik zu Leipzig. D. Zeitschr. f. Chir., S. 151. 1888.
Bericht über das Kochsche Mittel gegen Tuberkulose und Vorstellung von Kranken. Medizinische Gesellschaft zu Leipzig. 1891.
Besprechung über die Kochsche Entdeckung. XX. Chirurgen-Kongreß. 1891.

Schriften allgemeineren Inhaltes:
Über Lehren und Lernen. Rektoratsrede. Kunstmann. Erlangen 1861.
Altes und Neues über die drei großen Hospitäler Leipzigs. Rektoratsrede. Edelmann. Leipzig 1876.
Medizinische Glossen zum Hamlet. Zeitschr. Nord und Süd. 1878.

Nachrufe:
A. v. Bardeleben, D. Med. W. 1895.
H. Helferich, D. Zeitschr. f. Chir. 1895.
W. His, Karl Ludwig und Karl Thiersch. Akademische Gedächtnisrede. F. C. W. Vogel. Leipzig 1895.
A. Landerer, M. Med. W. 1895.
H. Tillmanns, Berl. Klin. W. 1895.

Stammtafel der Familie Thiersch

nebst acht Nebenstammtafeln.

Die Tafeln machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Benjamin Thiersch 1752—1832,
Bäckermeister in Kirchscheidungen a. d. Unstrut,
Henriette Lange gest. 1813.

Ernst Th. 1756—1859 Oberforstmeister in Eibenstock i. Erzgbg.	**Friedrich Th.** 1784—1860 Prof. d. klass. Philologie in München. Amalie Löffler (I) 1794—1878.	**Bernhard Th.** 1825—1909 Direktor d. Gymnasiums in Dortmund. (Dichter des Preußenliedes.)

Kinder von Friedrich Th.:

Heinrich Th. (II) 1817—1885.	**Lina Th.** (III) 1821—1889.	**Carl Th.** 1822—1895, Johanna v. Liebig 1836. (IV)	**Ludwig Th.** (V) 1825—1909.

Kinder von Carl Th.:

Amalie Th. 1858. **Adolf v. Harnack** (VI) 1851. Prof. d. Theologie in Berlin.	**Justus Th.** 1859. Kreisarzt in Dresden. **Marie v. Hofmann** 1864. (VII)	**Johanna Th.** 1861. **Hermann Rassow** 1858. Direktor des Gymnasiums in Potsdam.	**Agnes Th.** 1863. **Friedrich Hesse** 1849—1906. Prof. Dir. des Zahnärztlichen Institutes zu Leipzig.	**Lina Th.** 1864. **Hans Delbrück** 1848. Prof. d. Geschichte zu Berlin. (VIII)	**Friedrich Th.** 1868. Rechtsanwalt in Leipzig. **Luise Patzki** 1870.

Nebenstammtafel

I

Josias Löffler
Generalsuperintendent in Gotha
1752—1816.

1. Ehe

Henriette L.
Friedr. Aug. Ukert
Prof. d. Geographie Oberbibliothekar in Gotha
1780—1851.

Wilhelmine L.
Christ. Wilh. Günther
Oberkonsistorialrat in Weimar
1755—1826.

Wilhelmine G.
Friedr. Joh. Frommann
Buchhändler in Jena
1797—1886.

2. Ehe

Amalie L.
Friedr. Thiersch.

Julie L.
Carl Hey
Kirchenrat in Gotha.
Bruder des Fabeldichters Wilhelm Hey.

II

Heinrich Thiersch 1817—1885
Professor der Theologie in Marburg, trat zur Apostolischen Kirche über, zuletzt in Basel.
Berta Zeller 1818—1868.

August Th. 1843—1919.
Architekt. Prof. an der Technischen Hochschule in München.

Friedrich Th. 1852—1921.
Architekt. Prof. an der Technischen Hochschule in München. Erbauer des Münchener Justizpalastes.

Hermann Th. 1874.
Prof. der Archäologie in Göttingen.

Paul Th. 1879.
Dir. der Kunstgewerbeschule in Halle.

III

Lina Thiersch 1821—1880.
August v. Schaden 1814—1852. Prof. der Philosophie in Erlangen.

Marie v. Sch.
Josef v. Parseval. 1825—1887.

August v. Parseval 1861.
Prof. an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Erbauer des nach ihm benannten Luftschiffes.

Leonie v. P. 1863.
Max v. Frey 1852.
Prof. der Physiologie in Würzburg.

Cäcilie v. P. 1866.
Udo v. Laroche-Starkenfels 1859 in Heidelberg.

IV

Johann Georg Liebig in Darmstadt 1775—1850.

Justus v. Liebig 1803—1873. Prof. der Chemie in Gießen, später München. Henriette Moldenhauer 1807—1881.			Elisabet L. 1820—1889. **Friedrich Knapp** 1814—1904. Technologe in Nymphenburg, zuletzt in Braunschweig.
Georg v. L. 1826—1903. Badearzt in Reichenhall.	Agnes v. L. 1829—1861. **Moriz Carrière** 1817—1895. Prof. d. Ästhetik in München.	Johanna v. L. Carl Thiersch.	**G. F. Knapp** 1842. Prof. der Nationalökonomie, früher in Straßburg.
	Justus Carriere 1854—1893. Prof. der Zoologie in Straßburg. Sophie v. Hofmann.		

V

Ludwig Thiersch 1825—1909.
Historienmaler zuletzt in München.
Pauline Kirch 1829—1911.

Helene Th. 1854—1901. **Ferdinand Loewe** 1845. Prof. emer. f. Straßenbau an der Techn. Hochschule in München.	Julie Th. 1859. **Carl Gustav Helqvist** 1851—1890. Historienmaler, zuletzt in München.

VI

Theodosius Harnack 1817—1889.
Prof. der Theologie in Erlangen, später in Dorpat.

Adolf v. H. 1851. Prof. d. Kirchengeschichte in Berlin. Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Amalie Thiersch.	**Axel H.** 1851—1888. Prof. der Mathem. an der Techn. Hochschule in Dresden.	**Erich H.** 1852—1915. Prof. der Arzneimittellehre in Halle.	**Otto H.** 1857—1914. Prof. d. Literaturgeschichte an der Techn. Hochschule in Stuttgart.
Dr. Agnes v. H. 1884. **Karl v. Zahn,** 1877 Ministerialrat in Berlin.			

VII

Heinrich Carl Hofmann 1795—1845.
Hofgerichts-Advocat in Darmstadt.
Sofie Volhard 1798—1857.

M. J. Heinrich Hofmann 1824—1911. Maler. Prof. an der Kunstakademie in Dresden.	**Karl v. Hofmann** 1827—1910. Hessisch-preußischer Staatsminister, später Staats-Sekretär von Elsaß-Lothringen, zuletzt in Berlin. Cornelie Kekulé v. Stradonitz 1835—1897.

Kinder von Karl v. Hofmann:

Sophie v. H. 1860. **Justus Carriere.**	**Ludwig v. H.** 1861. Maler. Prof. an der Kunstakademie in Dresden. Eleonore Kekulé v. Stradonitz 1876.	**Heinrich v. H.** 1863—1921. Generalleutnant zuletzt in Cassel. Asta Freiin v. Grüter-Diepenbroik.	Marie v. H. 1865. **Justus Thiersch.**	Cornelie v. H. 1866. **Max v. Kaisenberg** 1862—1916. Oberstleutnant zuletzt in Posen.

VIII

Friedrich Heinrich Delbrück 1736—1783.
Ratsmann zu Magdeburg.

Friedrich D. 1768—1830.	Gottlieb D. 1777—1842. Curator der Universität Halle.

Friedrich D.	Ernst D.	Berthold D.	Adalbert D.
Rudolf D. 1817—1903. Preußischer Staatsminister.	Ernst D. 1814—1892.	Berthold D. 1817—1868. Appell.-Ger.-Rat in Greifswald. Laura v. Henning.	Adalbert D. 1822—1890
	Clemens D. 1858—1921. Staatsminister Berlin.	**Hans D.** 1848. Prof. d. Geschichte in Berlin. Lina Thiersch.	**Heinrich D.** 1855 Präsident des Reichsgerichts.

Register.

